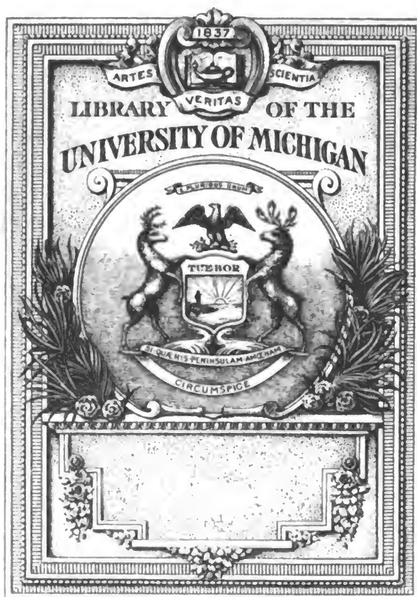
Sagen und märchen der Südslaven

Friedrich Salomon Krauss

Sehr selten


1837
ARTES
SCIENTIA
VERITAS
LIBRARY OF THE
UNIVERSITY OF MICHIGAN
TUEBOR
SI QUÆRIS PENINSULAM AMŒNAM
CIRCUMSPICE



Sagen und Märchen der Südslaven

in ihrem Verhältnis zu den Sagen und Märchen der übrigen indogermanischen Völkergruppen.

von

Dr. Friedrich S. Krauß.



II. Band.

Sagen und Märchen

der

Südslaven.

Zum großen Teil aus ungedruckten Quellen

von

Dr. Friedrich S. Krauß.



1884.



Sagen und Märchen

der

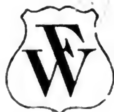
Südslaven.

Zum großen Teil aus ungedruckten Quellen

von

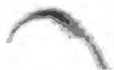
Dr. Friedrich S. Krauß.

II. Band.



Leipzig.
Verlag von Wilhelm Friedrich,
K. R. Hofbuchhandlung.

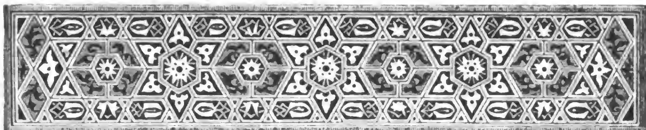






Prof. Dr. Friedrich Müller

in Wien.



Mein verehrter Lehrer!

Es ist eine alte und richtige Beobachtung, nirgends lebe man so ruhig und verborgen wie in einer Großstadt. Unser altehrwürdiges Wien mit seiner Million Einwohner bietet in dieser Hinsicht die merkwürdigsten Gegensätze dar. In der einen Zeile regstes Leben und Treiben, man drängt und stößt einander, in der Nebengasse sonntägliche Stille und Ruhe. Wir befinden uns in der stillen Gasse. Haus an Haus gedrückt, eines wie das andere gebaut, vier Stock hoch, schmucklos, ausdruckslos, trostlos, mit einem Wort Zinshäuser. Im Hinterhause eines solchen Wohngebäudes liegt zu ebener Erde mein Arbeitsstübchen. Der Hof, den ich von meinem Pulte aus zum Teil übersehe, mißt in der Breite etwa zehn und in der Länge viermal soviel Meter. Die erwachsenen Bewohner des Hauses sind tagsüber zumeist abwesend. Jeder geht seinem Geschäfte nach. Nur am Fenster mir gegenüber sitzt ein junges Mädchen, eine Näherin. Von Morgens früh bis Abends spät sitzt sie da und näht und näht. Oeffnet sie Morgens

die Fenster, so nicke ich grüßend ihr zu, sie dankt lächelnd, weiter stören wir einander nicht. Wir sind ja in der Großstadt. Zuweilen tummeln sich vor meinem Fenster die lieben Kleinen der Hausleute herum. Ich sehe die Kinder gerne, sie mich nicht minder. Erzähle zuweilen ein Märlein den armen Gefangenen, die nicht wissen, wie der Weizen blüht, wo die Quitte reift.

Wohl Mitleid mit den Kleinen bewog im vorigen Frühjahr den Hauseigentümer einige Fliedersträuche und zwei schlanke Lindenbäumchen im Hofe zu pflanzen. Ein neues Leben hielt damit Einzug. Zur selben Frist als die eine Linde vor meinem Fenster gepflanzt wurde, schickte ich den ersten Band dieses Werkes in die fremde Welt. Da sagte ich im Stillen zu mir, diese Linde sei der Lebensbaum meines Werkes, sie sei sein Wahrzeichen. Ich sprachs zu guter Stunde. Ein neuer Lenz ist ins Land gekommen, das Bäumchen ist erstarkt, und zu meiner Lust und Freude auch mein Werk.

Der Erfolg des ersten Bandes ist ein für deutsche Verhältnisse wahrhaft glänzender. Die Auflage von tausend Exemplaren ist, wie mir mein wackerer Verleger schrieb, nahezu vergriffen. Mir kamen im Laufe des Jahres mehr als siebenzig Besprechungen meines Buches zu Gesicht. Die berufensten Kenner und Forscher auf dem Gebiete der Volkskunde, wie Liebrecht, Koch, v. Schulenburg, Gatschet, Hattala, Gebauer, Bogišić, und allen anderen voran Sie selbst, mein Lehrer, sprachen sich auf's Günstigste über diese Arbeit aus. Am meisten aber freut mich's, daß ich mit meinen Bestrebungen in meiner Heimat selbst ungeteilten Beifall errungen. Die Zahl meiner Mitarbeiter und Helfer mehrt sich täglich, stündlich. Von allen Seiten strömt mir in Hülle und Fülle neuer, früher

unbekannter unschätzbar wertvoller Stoff zu. Das schwanke Stämmchen wird zum markigen Stamme.

Ganz und gar rückhaltlos war die Anerkennung doch nur bei Einigen, den Berufenen. Andere fanden gar mancherlei auszusetzen und mir zuzusetzen. Durch meine Bemerkungen über die Wichtigkeit und den Wert der Sagenforschung habe ich mir eine ganze Schar offener und geheimer Feinde erworben. Ich hätte die Lehre eines unserer neuesten Dichter befolgen sollen:

Bücher schreiben,
Das laß bleiben,
Das macht Feinde dir fürs Leben.
Laß die Mucken,
Das zu drucken,
Was der Geist dir eingegeben.

Mit dem Lobe
Kommt das grobe
Zeterschrei'n nach alter Weise;
Denn verschieden
Ist hienieden
Der Geschmack der Leserkreise.

Geschehene Dinge leiden aber keine Reue. Mögen Jemandes Aussetzungen noch so herb und bitter sein, solange sie sich an Tatsachen halten, fühle ich mich dem Kritiker zu ernstem Dank verpflichtet, denn:

Teuer ist mir der Freund, doch auch den Feind kann ich nützen,
Zeigt mir der Freund, was ich kann, lehrt mich der Feind, was ich soll.

Begründet ist der Tadel, daß ich im I. Bd. einige überflüssige Varianten untergebracht, die besser unter den Parallelen am Platze wären; in diesem II. Bd. habe ich einem solchen Vorwurf vorgebeugt. Auch so manche Berichtigung verfehlter Ausdrucksweise ward von mir mit Dank angenommen: denn ich will nicht bloß schreiben, sondern

gut und schön schreiben. So wenig es mir beifiele in einem abgeschlissenen Rocke in guter Gesellschaft aufzutreten, ebensowenig oder überhaupt gar nicht, wollte ich mit einem liederlich geschriebenen Buche in der Oeffentlichkeit erscheinen. Bei bestem Willen, bei andauerndstem Fleiße gelingt es erst nach jahrelanger Arbeit volle Gewalt über den unendlichen Reichtum der deutschen Sprache zu erlangen. Aber auch hierin wie sonst läßt sich nur die Schablone erlernen, wer nicht in eigenem Innern künstlerische Gestaltungskraft besitzt, wer nicht zum Forscher wenigstens einen Funken ursprünglicher Schöpfungsgabe mit zur Welt bringt, dem hilft bester Wille und andauerndster Fleiß über Mittelmäßigkeit nicht hinaus.

In der „Nordd. allg. Zeitung" macht der Rezensent meines Buches einen gewaltigen Angriff gegen die Sagen. Der Namenlose ist seines Zeichens klassischer Philologe, wie aus dem gelahrten lateinischen Citate unzweideutig hervorgeht.

Was der Rezensent dieser Zeitung sagt, ist mir eigentlich recht gleichgültig, ich citire aber seinen Aufsatz nur deswegen weil er den typischen Ausdruck der in einer bestimmten Klasse verbreiteten Meinung repräsentirt. Daß ich mich vermessen vom ethnographisch-anthropologischen Standpunkte aus die lebendige Überlieferung der Volksliteratur über die höfische Kunstliteratur des griechischen und römischen Altertums zu stellen, bedeucht ihn das schrecklichste und strafwürdigste Verbrechen. Er frägt: „Quid feret hic tanto dignum promissor hiatu?" und fährt fort: „In der Beantwortung kann man sich nicht verschweigen, daß in diesen Erzeugnissen der südslavischen Volkspoesie neben manchem Ansprechenden doch auch eine recht derbe Portion Barbarentum und Ungeschmack zum Vorschein kommt."

Hierin hat der Namenlose ganz unbewußt aufs Trefflichste den Standpunkt und den Gesichtskreis des „klassischen“ Philologen gekennzeichnet. Letzterer ist seinem ganzen Wesen nach Aesthetiker und Schulmeister. Auf eine tiefere Erklärung der Erscheinungen und auf das Begreifen ihrer Entwickelung läßt er sich kaum ein. Ich betrachte es durchaus nicht als meine Aufgabe die klassischen Philologen eines Besseren zu belehren, um so weniger als bei der sprichwörtlichen Begriffsstützigkeit und Dogmenreiterei der Mehrzahl aus dieser Zunft der Erfolg derselbe wäre als jäete ich Weizen auf Schleifsteinen. Zur weiteren Charakterisirung und Widerlegung dieser Zünftler und Gegner unserer Studien will ich die Worte des uns befreundeten Keltenforschers Henri Gaidoz anführen. Am Schlusse einer Abhandlung (deux parallèles Rome et Congo), die in der Revue de l'histoire des religions vor nicht langer Zeit erschienen, spricht er sich folgendermaßen aus: Il y a une superstition qui règne chez beaucoup de savants en us, c'est qu'ils ne veulent rien voir en dehors de l'antiquité classique, comme si elle formait un monde à part, une ère fermée, comme si un abîme nous séparait d'elle. La nature ne connait pas de fins et de recommencements: ce serait l'arrêt de la vie elle-même. Rien ne meurt d'une mort soudaine; tout se continue et se transforme; et ce qui doit disparaître ne s'atténue et ne s'efface que lentement, comme ces degrés des temples où, pendant des générations, chaque pas sans le savoir use et enlève une parcelle invisible de la pierre. Combien de philologues et d'archéologues ne croiraient pas déroger en s'occupant de traditions et des usages conservés au fond de nos campagnes, ou des pratique des misérables sauvages de l'Afrique ou de l'Océanie! Et pourtant

(Er belegte dies durch Beispiele in seiner Abhandlung) il y a là des documents aussi anciens que les plus vieux textes de la Grèce et de Rome — et de l'Inde — et, pour dire franchement notre opinion (das ist wohl heilige Wahrheit) plus anciens encore; et ils sont plus précieux parce que le phénomène religieux se passe sous nos yeux mêmes. Les lois de la vie s'entrevoient plus aisément dans ce qui vit que dans ce qui est mort."

So klar und wahr diese Bemerkungen auch sind, bei den Dünklingen fruchten sie nichts, denn befangen von maßlosem Hochmut und irrenhausreifem Größenwahn fehlt ihnen auch jeder Maßstab zur Beurteilung der Bedürfnisse und des Fortschritts in den Wissenschaften. Sie werden sich, mein Lehrer, noch erinnern eines untersetzten, stark gebauten und scharf bebrillten jungen Philologen mit einem gelehrten Gesichte, der sich vor einigen Jahren auf der Bibliothek von Ihnen der Reihe nach alle Ausgaben eines Classikers, die je erschienen, ausfolgen ließ. Dieser tiefgründliche Mann — mit Stolz darf ichs sagen, mein gewesener College im alleinseligmachenden Tempel klassischer Philologie, deren Apostat ich bin, — hat sichs zur Lebensaufgabe gestellt mit allem Aufgebot philologischer Geisterschärfe den Text der fünfzig Distichen eines römischen Dichters von neuem herauszugeben. Zu diesem Behufe mußte eine Forschungsreise angetreten werden. Die Bibliotheken in Wien, Berlin, Neapel, Venedig, Rom wurden nach Handschriften durchstöbert. Ein Jahr gieng damit hin. Einundzwanzig Handschriften wurden bis aufs i Tüpferl abgeschrieben und genau beschrieben. Endlich erschien die epochemachende dissertatio critica. Auf Grund derselben erhielt der große Gelahrte den akademischen Lorber, auf Grund derselben wird er sich an der Universität habilitiren, auf Grund derselben wird er Vorlesungen abhalten.

Der große Mann verachtet mich zu tief. Mit mir läßt er sich in keine Unterredung ein, (darüber bin ich tief betrübt.) Nun bewahre ich aber noch immer ein reges Interesse für die neuesten Errungenschaften auf dem Gebiete der klassischen Philologie. Ich wollte erfahren, was denn der große Mann geleistet. Sein Büchlein zu kaufen habe ich noch immer nicht genug Geld. Ich wandte mich an einen Mitstreber des großen Mannes. Ich fragte: „Was ist das Ergebnis der Forschung?" — „Er hat sechs oder gar sieben recht plausible neue Lesarten vorgeschlagen." — „Wird die bisherige Deutung jenes Bruchstückes dadurch wesentlich geändert?" — „Das wohl nicht." — „Fände sich unter den Handschriften aus Herculanum eine ganz getreue Abschrift des Original-Manuscriptes, wäre dann des Meisters Arbeit nicht ganz zwecklos und entwertet?" — Da wurde mein Mitunterredner fürchterlich grob. Ich gieng sofort meines Weges weiter, begleitet von den Segenssprüchen des vielversprechenden Gelehrten. Er schwur mit mir nimmermehr zu verkehren, nachdem er sich derart von meiner „moralischen Gehaltlosigkeit" überzeugt habe.

Mit Leuten dieser Art wird man bald oder nie fertig. Man geht seines Weges und läßt sie reden. Es gibt aber noch eine andere Sorte von älteren, wirklichen Gelehrten, die es nicht verschmähen von der neuen Richtung einige Kenntnis zu nehmen und dann vermeinen, sie dürfen als berufene Fachmänner über Alles und Jedes nach Belieben ein Verdict aussprechen. Sie pochen hiebei mit Zuversicht auf ihre „Autorität" drüben und hüben und fordern unbedingte Unterwürfigkeit. Wer sich dagegen aufzulehnen wagt, wird gewöhnlich in Acht und Bann gelegt. Sie darf ein aufstrebender Forscher nicht ruhig reden lassen, sondern muß

ihnen Red und Antwort stehen, muß seine Sache um der Sache willen auch zu vertreten wissen.

Aus der nebenbei bemerkt vortrefflich redigirten, neuslovenischen Monatsschrift Ljubljanski zvon (III. Bd. 11. Hft. S. 736) entnehme ich, daß im Jagićschen Archiv für slavische Philologie A. Veselovsky und G. Meyer recht ausführlich über mein Buch berichtet haben. Mir ist das Archiv diesmal leider nicht zugänglich, weil auf den Bibliotheken der Brauch besteht, daß Novitäten erst nachdem sie eingebunden worden, verabfolgt werden. Nun, in diesem Falle ist der Nachteil für mich kein besonders empfindlicher. G. Meyer hat sein Urteil schon früher in einem Feuilleton der Neuen freien Presse abgegeben und mein Buch daselbst aufs Herzlichste begrüßt, den Kern dessen, was aber Veselovsky sagt, faßt Jagić selbst in einer Schlußbemerkung zu beiden Anzeigen in einem Satze zusammen, den der Herausgeber des Zvon glücklicherweise wieder abgedruckt. Jagićs Verdict lautet: „Es stellt sich heraus, daß er (d. h. meine Wenigkeit) durchaus nicht die Rolle eines treuen Übersetzers, sondern die eines „dichtenden“ Nacherzählers spielen wollte, die letztere mag als recht gelungen gelten, ob sie aber vor allem wünschenswert war, das ist eine andere Frage.“

Diese „andere Frage“ will ich denn nach bestem Wissen und Gewissen zu beantworten suchen. Schon Bulwer bemerkt, daß Gelehrte ohne schöpferische Veranlagung ausnahmslos Verächter der Kunst und der schönen Literatur sind. Ich will durch Anführung dieses Ausspruches meinen Landsmann Jagić, den ich als einen Mann der Wissenschaft verehre, durchaus nicht herabsetzen. Er hat sich ja unstreitig nicht zu unterschätzende Verdienste um das Studium der Slavistik, speziell in unserer engeren Heimat erworben. Seine Schulbücher, die er vor zwanzig Jahren verfaßt, sind

z. T. noch gegenwärtig an den Gymnasien in Gebrauch, ein Beweis für ihre Güte. Ich selbst habe durch sie die Elemente der Slavistik in mich aufgenommen. Habe späterhin der Reihe nach alle seine kleineren literarischen Übersichten und Besprechungen im **Književnik**, im **Rad jugoslavenske akademije**, in seinem Archiv selbst, dann seinen ausgezeichneten Abriß einer Geschichte der älteren kroatisch-serbischen Literatur, auch seine de Stammwurzel-Untersuchung aufmerksam gelesen, recht viel Nützliches daraus gelernt und so manche Anregung erhalten. Ich versäume es auch jetzt nie von den streng grammatischen Arbeiten Jagić's eingehendste Kenntnis zu nehmen, denn in diesen Dingen bekundet Jagić allezeit ein scharfes, kritisches Urteil. In dieser Hinsicht kann man von ihm immer lernen. Da ist er eine Autorität ersten Ranges. Das will ich jederzeit anerkennen.

Mit Nichten kann ich ihm mir gegenüber einen gleichen Vorrang auch auf dem Gebiete unserer Volkskunde einräumen. Das Märchen und die Sage an und für sich als Erzeugnisse des schöpferischen Volksgeistes betrachtet, gehören zur schönen Literatur. Diese Gattung schöner Literatur ist unendlich verschieden von dem, was man sonst unter schöngeistiger Literatur, der sog. Kunstliteratur versteht. Selbst die Dorfgeschichten eines Anzengruber oder Rosegger auch die in der Einkleidung von Märchen, können den Volksmärchen nicht gleichgestellt werden. Anzengruber sowie Rosegger greifen immer einzelne typische Gestalten aus dem Volke heraus und zeichnen dieselben zuweilen mit einer Naturwahrheit, die unwiderstehlich jeden Leser gewinnen muß. Wie viel geben aber diese beiden Schriftsteller aus eigener Reflexion zu dem Bilde hinzu! Ihnen genügt als Dichtern ein einziger lieblicher Einfall, alles Uebrige

wird hinzugedichtet. Das Bild ergötzt; sie haben ihren Zweck erreicht.

Ich habe einige Dorfgeschichten Roseggers in serbischer Uebersetzung gelesen. Traduttore, traditore! mußte ich erbarmungslos urteilen. Um wie viel leichter hatte es der Uebersetzer Roseggers als ich mit meinen Sagen und Märchen!

Rosegger hat viel geschrieben, wenig geschaffen. Wer drei seiner Bücher mit Bedacht durchgenommen, der kennt so ziemlich auch alle übrigen; er hat Rosegger in seiner Individualität erfaßt. Beherrscht einer noch dazu die Schriftsprache, in die er überträgt, so dürfte er ohne sonderliche Schwierigkeit eine der Vorlage ebenbürtige Uebersetzung liefern können. Ein ganz anderes Verhältnis obwaltet bei der Uebertragung von Volksmärchen. Hier liegt nichts Abgeschlossenes vor. Die Volkssprache und die Volksüberlieferung selbst ist hüben und drüben in stetem Flusse, in ununterbrochener Weiterentwickelung, in immer neuem Werden befindlich. Darin prägt sich der Volksgeist und die Volksseele aus. Am allerseltensten sind die Märchenaufzeichner, denen es von der Natur gegeben ist, diesen Vorgang überhaupt zu begreifen und darnach die Ueberlieferung festzuhalten. Ganz unbewußt äußern sich bei den meisten Aufzeichnern die Rückwirkungen anderweitig in ihr Inneres eingedrungener Bildungselemente. Dadurch wird aber in das Volksmärchen gar Mancherlei hineingetragen, was keineswegs hineingehört. Derlei herauszufinden und auszuscheiden war an erster Stelle bei den Uebertragungen meine Aufgabe.

Ein Beispiel soll dies erhärten. Das 52. Stück dieses Buches (S. 76 — 79) habe ich so weit es mir tunlich schien, nach diesem Grundsatz behandelt. Der Aufzeichner M. Stojanović, ein ganz vortrefflicher Erzähler —

dies bleibt ihm unbenommen — benützt am Anfang des Märchens die günstige Gelegenheit, wo ein Bettler auftritt, um folgendes Bettlerliedchen einzuflechten:

O du Mensch, Gerechtessinner!
Du des (wahren) Gottes Diener!
Magst du wirklich Gott gehören,
Ueb dein Lebtag dich im Wohltun,
Ehre deinen ältren Bruder,
Und es ehrt auch dich ein Jüngrer.
Bist im Glücke, meid die Hoffahrt,
Trag nicht Gier nach fremder Habe.
Denn o Mensch, Gerechtessinner!
Wann der Tod den Menschen heimsucht,
Trägt der Mensch baß nichts von dannen,
Als gekreuzt die weißen Hände
Und die Taten, die gerechten.
Schenkt Ihr was um Gottes Willen,
Kommts dem Seelenheil zu Gute,
Mögs Euch immer gut ergehen
Hier und auch in jenen Welten!

Das ist ein allbekanntes Volksliedchen. An Sonn- und Markttagen habe ichs unzähligemal bis zum Überdruß von Bettlern herabnäseln gehört. Doch wie kommt es ins Märchen hinein? Steht es in irgend welchem Zusammenhange mit dem Märchenmotive? Nein. Pflegt das Volk überhaupt solche zwecklose Einschiebsel in Märchen zu machen? Nie und nimmer. Ja, wäre es wenigstens irgend ein selteneres Liedchen von besonders anziehendem Inhalt. Dem Volkserzähler, der mit diesem Liedchen, wie Stojanović es tut, die Sage einleiten wollte, liefen alle Zuhörer fort. Das Stück ist überhaupt wohl nur in pädagogisch lobenswerter Absicht arg entstellt. Stojanović verdammt den Volksglauben, er als Volksbildner hält es für seine Pflicht, den heidnischen Glauben zu bekämpfen und als nichtig darzustellen.

Er ist sich aber seiner verfehlten Methode dabei nicht bewußt. Einerseits gibt er das Dasein von Schicksalsfrauen zu, andererseits stellt er ihre Aussprüche als nichtig hin. Er schließt mit dem im Volksmunde ganz undenkbaren Satze: Sudio je Bog a usude varalice! (Gott hat sein Schicksal bestimmt, die Usude aber sind Betrügerinnen). Ein Volk, das in diesem Sinne über seine alten Götter aburteilen würde, das kennt diese Götter gar nicht mehr, nicht einmal dem Namen nach. Dies klingt paradox, doch wahr ists. Kein mathematisches Gesetz steht fester als folgendes der vergleichenden Mythologie: die alten Götter eines Volkes gehen bei der Aufnahme einer ganz neuen Glaubenslehre entweder vollständig in einzelnen Gestalten des neuen Himmels auf oder wandeln sich diesen gegenüber in untergeordnete oder feindliche Mächte um. In der südslavischen Mythologie vollzieht sich im gegebenen Falle allmählig ersterer Prozeß, in dem einzelnen Heiligen der christlichen Kirche die Rolle der Schicksalsbestimmer zugeteilt wird. Darüber komme ich der eingehen zu sprechen im Capitel über das Schicksal.

Eine weitere Freiheit nahm ich mir heraus, indem ich zuweilen echt volkstümliche Redewendungen und Aussprüche einflocht, wenn sie mir geeignet schienen das Verständnis für südslavische Volksanschauung beim deutschen Leser zu erhöhen. Zu einem solchen Vorgange bin ich unbedingt berechtigt. Der Aufzeichner bietet mir das Motiv der Sage oder des Märchens. Er schreibt, ich möchte sagen, für die berüchtigte „höhere Töchterschule“ und muß sich befleißen, Alles aus dem Märchen zu entfernen, was möglicherweise in den Augen gestrenger Herren Jugendbildner Anstoß erregen könnte. Auch macht sich bei vielen das Bestreben geltend „vor der Welt“ das Volk, dem sie angehören, in

einem günstigeren Lichte erscheinen zu lassen. Dem zu Liebe wird manche kernige aber für die Ausdrucks- und Denkweise des Volkes überaus bezeichnende Wendung unterdrückt. Solche Rücksichten darf der Mann der Wissenschaft nicht beobachten. So z. B. sind im 93. Stücke, ich will nur ein Beispiel anführen, die Worte: „das Weib hat eine Zunge gehabt, länger als ein Kuhschwanz ist,“ von mir eingesetzt. Will der Bauer in meiner Heimat seinem Weibe ihre arge Geschwätzigkeit und Bösmäuligkeit vorwerfen, so sagt er zu ihr: ‚imaš jezik dulji neg u krave rep‘ (du hast eine Zunge, die länger ist, als der Schwanz der Kuh) oder noch schärfer ‚ko u krave posran rep‘ (wie die Kuh einen be . . . . enen Schwanz). Führe ich dergleichen Bemerkungen ein, die gewiß auch der Erzähler im Volke bei gegebener Gelegenheit zu machen kaum unterläßt, so habe ich keineswegs, wie mir Jagić vorwirft, nachgedichtet, sondern dem Volke nur getreu nachempfunden und nacherzählt.

Noch ein anderer sehr wesentlicher Umstand muß hervorgehoben werden. Jagić fußt stillschweigend auf der Voraussetzung, daß jeder Aufzeichner von Volksmärchen, besonders die älteren, schon verstorbenen Aufzeichner, untrügliche, über jeden Tadel hoch erhabene Meister der Volkssprache überhaupt wären. Somit erscheine jede Abweichung von der Satzbildung und Wortfolge der Vorlage als eine Willkühr, als eine strafwürdige Eigenmächtigkeit des Übersetzers. So schmeichelhaft ehrenvoll für die Aufzeichner diese Voraussetzung auch sein mag, so grundfalsch und voreilig erweist sie sich bei näherer Betrachtung. Fast alle Aufzeichner stehen mehr oder minder unter dem nachhaltigen Einfluß einer literarischen Schulung. Die Darstellungsweise griechischer und römischer Autoren hat nicht bloß die deutschen, sondern auch die südslavischen Schriftsteller dem eigenen Volkstum

entfremdet. Sobald nun einer daran geht, sei es nach seiner Erinnerung aus der Jugendzeit, sei es kurz nachdem er ein Märchen vernommen, dasselbe niederzuschreiben, treten bei ihm für ihn ganz unbewußt, die Nachwehen der Schulbildung in Erscheinung. Selbst bei Vuk Karadžić läßt sich dies vielfach nachweisen. Vuk war von dem löblichen Bestreben erfüllt unserem Volke zu einer einheitlichen Schriftsprache zu verhelfen. Sein rastlos tätiger Mitstreber und Helfer darin war besonders Vuk Vrčević. Sie stützen sich hauptsächlich auf die in der Hercegovina vorherrschende Mundart und verkennen hiebei die Berechtigung aller übrigen Dialecte unserer Volksstämme. Die mumieficirte Sprache des einheitlichen Schulwörterbuches und der Schulgrammatik ist ihr Ideal. Bei dem einen machen sich geltend die Einflüße deutscher, bei dem anderen die der italienischen Kunstliteratur. Frazzenhaften Übertreibungen mit vollständiger Hintenansetzung der volkstümlichen Redeweise begegnet man fortwährend in den Leitartikeln kroatischer und serbischer Zeitschriften, die im schwülstigen Periodenbau das Bestmögliche darbieten. Der gründlichste Kenner und Erforscher südslavischer Mundarten, Fran Kurelac hat dagegen unermüdlich, selbstverständlich immer erfolglos angekämpft. In meinen Verdeutschungen südslavischer Märchen schien es mir stets als ein Gebot der Notwendigkeit die ursprüngliche, schmucklose, einfache und durchwegs durchsichtige Darstellungsweise des Volkes überall wieder herzustellen, wo sich die Aufzeichner bewußt oder unbewußt dagegen versündigen.

Vergleicht man auch nur oberflächlich die Darstellungsweise der Kunstliteraten mit der einfachen Erzählungsweise des illiteraten Volkes, so ergibt sich zwischen beiden kein geringerer Unterschied als zwischen einem ruhig dahingleitenden klaren Flüßchen und dem sturmbewegten graufarbigen Meere.

Wollte ich meiner Aufgabe anders gerecht werden, so mußte ich für die ungeschminkte Darstellung unserer Sagen und Märchen eine gleichwertige deutsche einsetzen. Die deutsche Volkssprache bedient sich desselben ungekünstelten Satzbaues wie die slavische Schwester. Da ich aber in erster Linie nicht für die unteren Volksschichten, sondern für literarisch gebildete Leute schreibe, war es mir von Vorneherein nicht erlaubt, die heimischen Märchen in einer der deutschen Mundarten entsprechend wiederzugeben. Ich mußte der allgemeinen Schriftsprache Rechnung tragen. Ich durfte demnach lediglich die Satzfügung und einige wenige auf jeden Fall dem Gebildeteren noch immer verständliche Ausdrücke der Volkssprache beibehalten. Nur durch langwieriges und unermüdliches Studium eines deutschen Volksstammes, darüber war ich schon vor sieben Jahren mit mir im Klaren, kann eine solche Aufgabe befriedigend gelöst werden. Mir war es bisher nur vergönnt den Niederösterreicher und eine Zeit lang den Steierer zu beobachten. Slavisches und deutsches Volkstum lagen wie Gusle und Violine, vor mir. Ich fuhr mit dem Bogèn über die Saiten der Violine und siehe da, ich entlockte ihr die Töne meiner heimatländischen Gusle. Nur die Klangfarbe war verschieden. Nun durfte ich ruhig an die Arbeit gehen. Ich war zur Bewältigung der gestellten Aufgaben wie durch einen Beschluß der Sudjenice vorherbestimmt. Slavische Laute, Volkslieder, Volksmärchen, Volkssagen, slavische Anschauungen erfüllten schon meine früheste Kindheit. Auf ihren Spätling, den letzgeborenen und einzigen Sohn übertrug das Mütterchen, ein einfaches, des Lesens und Schreibens unkundiges Weib aus dem Volke, ihre unerschöpfliche Liebe und Sorgfalt. Sie gab überströmenden Herzens mit vollen Händen:

Wenngleich der Himmel papieren wär,
Und jedes Sternlein ein Schreiberle wär,
Und schriebe ein Jedes mit sieben Händ,
Sie schrieben der Mutterliebe kein End.

Der gewaltige Unterschied in der Denkweise meiner Mutter meinem deutschen, vielfach gebildeten Vater gegenüber, schärfte sehr frühe meine Beobachtungsgabe. Im Laufe eines achtundvierzigjährigen ehelichen Zusammenseins konnte es meinem Vater nicht gelingen meine Mutter zu entnationalisiren. Sie blieb immer „die kroatische Bäuerin aus dem Drliš Walde.“ Sie wirkte auch entscheidend auf meine geistige Richtung ein. Weil ich mit Leichtigkeit begriff, ließen mich meine Eltern auch ins Gymnasium „laufen.“ Das war Nebensache, Vergnügen, Erholung, die Hauptsache blieb aber das Geschäft. Jeden freien Augenblick verbrachte ich im Kaufladen, jeden Markttag weit und breit im Lande besuchte ich mit meiner Mutter oder mit dem Vater, je nachdem es sich traf. Wir konnten die Concurrenz mit den geriebenen Juden und noch zehnmal durchtriebeneren serbischen Kaufleuten mit unserem bescheidenen Kram nicht leicht aufnehmen. Jene schrieen, logen und betrogen, um ihre Waaren an den Mann zu bringen, meine Mutter und ich konnten dieser Hilfsmittel ganz gut entraten. Zu uns kamen die Bäuerinnen von selbst. Die „baba Eva“ hatte die Herzen aller für sich, denn sie verstand es oder richtiger sie konnte nicht anders als recht volkstümlich mit den Leuten verkehren. Wahre, ungezwungene Herzlichkeit verkennt das Volk nie und ist dafür innig dankbar. Wie oft lagerte ich im Freien in dunklen Nächten mit Bauern um Feuer herum, unzähligemal übernachtete ich in den Hütten der Armut, als Freund, als Bruder geliebt, geschätzt. Da tat ich einen langen Blick ins tiefinnerste Gemütsleben unseres Volkes, ich gewahrte

einen unermeßlichen Schatz, kostbarer denn alles Edelgestein dieser Welt: Reichtümer unfaßbar, großartig, lockten unwiderstehlich mich an. Ich sah um mich. Tausende giengen gleichgiltig vorüber ohne von dem Schatze eine Ahnung zu besitzen, und die Wenigen, die ihn ahnten, hatten weder Zeit noch Lust ihn genauer zu betrachten. Damals gelobte ich mir diesen Schatz zu heben, nicht für mich allein, nein, für eine ganze Welt.

Dazu bedurfte es Kraft und langer Vorbereitung. Ich wanderte nach Wien, um mich auszubilden, Sie kennen, verehrter Lehrer, meinen weiteren Bildungsgang. Ich wandte mich zuerst der Slavistik zu. Habe aber aus triftigen Gründen damals äußerlich mit ihr gebrochen. Ich widmete mich der klassischen Philologie. Vier Jahre lang warb ich mit der Beharrlichkeit eines Ulrich von Lichtenstein um die Gunst dieser Dame. Als sie mir endlich Einlaß in ihr Allerheiligstes gewährte, machte ich die Entdeckung, daß ich eine abgelebte Alte vor mir habe, die keine Gunst mehr auszuteilen hat. Immerwährendes Gezänke, Verläumdungen, Ränke niedrigster Art herrschen in ihrem Sanctuarium. Ich flüchtete für mein Heil noch zur rechten Zeit:

Im Busen Reu und wüstes Mißbehagen.

Es ist lediglich Ihr Verdienst, mein Lehrer, daß ich noch rechtzeitig auf die Bahn wieder ganz eingelenkt habe, die ich mir selbst vorgezeichnet. Sie wurden aber hierin mein Führer, Freund und Berater. Nicht bloß vom Katheder herab, sondern auch auf täglichen Spaziergängen klärten Sie meinen Geist, schärften meine Auffassung, bis ich endlich, wieder nur durch Sie allein angeeifert, mich daran machte den Schatz meines Volkes zu heben. Gleich die ersten Proben trugen mir Ihren vollen Beifall ein. Sie erkannten sogleich, daß ich wirklich treu aus dem Volksgeiste heraus übersetze, keines-

wegs aber den „dichtenden Nacherzähler spielen" wolle, wie mein Landsmann Jagić mir vorhält. Ein solches „Spiel" hätten Sie nun und nimmer gebilligt, weil durch dasselbe kein Nutzen aus meinen Arbeiten für die Wissenschaft erwachsen wäre.

In jüngster Zeit habe ich, obwohl durch eine große Arbeit über südslavisches Gewohnheitsrecht und durch die Vollendung des vorliegenden II. Bd. der Sagen und Märchen vollauf in Anspruch genommen, noch Muße gefunden eine kleinere und eine größere mythologische Untersuchung zu publiziren. Ich meine „die Pestsagen" und „die Hexensagen der Südslaven," die in den Mitteilungen unserer Wiener anthropologischen Gesellschaft erschienen. Hier glaube ich indirekt durch die Tatsache selbst den Beweis erbracht zu haben, daß künstlerische Wiedergabe der Volksüberlieferungen und wissenschaftliche Verwertung derselben ganz gut einander vertragen, keineswegs aber einander ausschließen, wie Pr. Jagić behaupten mag. Sie drückten mir Ihre Befriedigung über diese kleinen Untersuchungen aus. Ich bin wirklich darauf stolz; denn Ihr Gutachten geht mir jederzeit über Alles. Es dürfte Ihnen auch Niemand Parteilichkeit vorwerfen, umsoweniger als Spezialisten auf dem Gebiete der Folklore in gleichem Sinne, wie Sie urteilen. Ich will Ihnen, mein Lehrer, das Urteil Willibalds von Schulenburg mitteilen, eines Mannes, der als meisterhafter Sammler und wissenschaftlicher Erforscher wendischen Volkstums allgemein anerkannt wird und unstreitig in diesen Dingen ein ausschlaggebendes Votum besitzt. Ich übersandte ihm Mitte März die Hexensagen und erhielt von ihm einen Brief dd. 3. April d. J. worin er mir schrieb: „Ihre Hexensagen zeichnen sich wieder durch die große Wahrheit in der Behandlung des Stoffes und die Allgemeinverständlichkeit der

Darstellung aus. Glücklicherweise nimmt doch der leere Wust, mit dem so viele Gelehrte bisher auf diesem Gebiete den dürftigen Kern ihres Wissens einzuhüllen pflegten, mehr und mehr ab. Bei Ihnen sieht man recht, daß Sie viel aus sich schöpfen und nicht genötigt sind anderen nachzutreten. Das gibt Ihren Schriften auch den Vorzug der Leichtigkeit, die nicht mit schalen Wendungen sich herumzuquälen braucht, um den Mangel an Gedanken zu ersetzen."

So sehr mich dieses Lob zur Weiterarbeit anspornt und meine Leistungsfähigkeit verdoppelt, so wenig verhehle ich mir die Schwierigkeiten, die ich noch zu bewältigen habe. Es ist eine Riesenaufgabe, die ein Einzelner allein auch unter den günstigsten Umständen nicht nach jeder Richtung hin zu lösen vermag. Nur dem vereinigten Zusammenwirken vieler Arbeiter kann dieses patriotische Werk glücklich zu Stande kommen. Der Appell an meine südslavischen Brüder fand kräftigen Widerhall. Die Besten und Tüchtigsten schließen sich mir an in unbefangener Würdigung der unermeßlichen Vorteile, die für unsere Volksstämme daraus erwachsen können, wenn die Deutschen unser Volkstum begreifen und kennen lernen.

Ein Sprichwort lautet:

Prez Nemca nije življenja.
Ohne Deutschen gibts kein Dasein.

Das sagte zu mir der Bauer Stipan Čavlović aus Ribnik in Kroatien, ein illiterater aber rechtschaffener Mensch. Volkes Stimme ist Gottes Stimme. Man lerne unser Volk verstehen. Unser Volk ist gutherzig, aufgeweckt, arbeitsam, strebsam, bescheiden, man kann es mit Leichtigkeit lenken, nur muß man seinen Eigentümlichkeiten gerecht werden. Deutsche und Slaven sind leibliche Brüder, Kinder einer indogermanischen Mutter. Die Brüder sollen und müssen

sich verstehen, schätzen und lieben lernen; wird einmal eine aufrichtige brüderliche Verständigung erzielt, und sie wird es, dann muß jenes zahlreiche Schmarotzergezücht, das sich vom Bruderzwiste mästet, zu Nichts zusammenschrumpfen.

Es ist selbstverständlich, daß ich diese nationale Tendenz nicht auf Unkosten der Wissenschaft in den Vordergrund zu stellen beabsichtige. Wie viel in dieser Hinsicht gerade bei uns Südslaven gesündigt wird, ist leider im Auslande nur zu wenig bekannt. Es macht mir eigentlich recht großen Spaß, wenn ich sehe, wie berühmte Männer und selbst gelehrte Akademiceen nicht bloß im heiligen Russischen Reich, sondern auch in unserer engeren Heimat dem nationalen Humbug eines St. Verković, eines M. S. Milojević und mancher anderer geringerer Capazitäten auf diesem Gebiete, rechtschaffen aufgesessen. Nicht nur, daß man durch solchen Schwindel das Nationalbewußtsein nicht hebt, man untergräbt es vielmehr. Es ist ein unschätzbarer Vorteil, der aus wissenschaftlicher Forschung ersprießt, wenn für die Zukunft den Talmipatrioten das Handwerk gelegt wird. Es gibt Gelehrte, die vom erhabenen Postament herab docirend auf solche Fragen gar nie eingehen mögen. Ihr Vaterland, sagen sie voll überquellenden Selbstbewußtseins, sei die Wissenschaft. Im Mittelalter mochte man noch mit einem Schein von Berechtigung so sprechen, in der Gegenwart nimmermehr. Der Gelehrte darf sich nicht von den Bestrebungen seiner übrigen Mitbürger zurückziehen. Er muß mit in den Kampf ziehen. Er soll kein Parteimann sein, er soll über den Parteien stehen, soll aber nach besten Kräften das Seinige zur Klärung der Ansichten beitragen. Er hat dazu die kräftigsten Hebel in der Hand. Als Mann der Wissenschaft verfügt er über Macht. Diese Macht muß er zum Wohle seines Volkes nutzbringend verwerten.

Zu dieser Überzeugung gelangte ich lediglich durch unablässiges Studium unseres südslavischen Volkstums. Die Sache ist würdig, daß ein Mann ganz für sie eintritt. So verdiene ich mir ehrlich die Heimat, die mir der Zufall ohne mein Zutun gegeben.

Sie sehen, mein verehrter Lehrer, daß auch ich Politik treibe. Freilich recht harmlose Politik, über die so mancher Volksbeglücker mitleidig lächeln dürfte. Ich vergönne jedem ein so billiges Vergnügen. Der Erfolg meiner Bemühungen kann lange ausbleiben, ganz ausbleiben wird er nicht. Indessen werde ich arbeiten und abwarten. Verzeihen Sie mir diese Abschweifung. Ich wollte, wenigstens kurz, meinen politischen Standpunkt klarlegen, ehe ich mich gegenüber den weiteren Vorwürfen rechtfertige, die gegen mich erhoben worden.

Man hob mit Nachdruck zwei schwere Mängel hervor. 1. den Mangel an den „nötigen Parallelen" zu den einzelnen Stücken, und 2. den Mangel an „bestimmten Gesichtspunkten" in der Anordnung der Stücke. Der eine wie der andere Vorwurf sind nur zum Schein berechtigt. Heutigentags gilt es als eine Modesache zu jeder Sage alle möglichen und unmöglichen Parallelen zu liefern. Dergleichen rein mechanische Arbeiten imponiren dem Laien gewaltig. Der Nutzen für die Wissenschaft ist aber ein sehr geringer, zumal wenn der Parallelensammler nicht genau über den Wert seiner Vorlagen im Reinen ist. Ein Beispiel für viele. Zu der Sammlung lithauischer Volkslieder und Märchen von B r u g m a n n und L e s k i e n lieferte W o l l n e r, ein jüngerer, wohl sehr fleißiger und belesener Slavist die Parallelen. Er habe sich dabei, sagt er, nur auf den slavischen Sagen und Märchenschatz beschränkt. Natürlich berücksichtigte er auch die südslavischen Sammlungen, so weit sie ihm zugänglich gewesen. Unter anderen Sammlungen citirt er auch

die von Podšavniški (Pseudon. für Kaspar Križnik: Slovenske pripovedke iz Motnika; Nabral in v izvirnem jeziku zapisal P. Klagenf. 1874. S. 16.) Wer sich mehr als oberflächlich mit den südslavischen Volksüberlieferungen vertraut gemacht hat, wird die acht Märchen bei Podšavniški auf keinen Fall für slavisch halten. Es sind gute deutsche Märchen, nur wiedererzählt in der durch deutsche Worte stark versetzten neuslovenischen Volkssprache, wie sie in Kärnthen und Untersteiermark daheim ist. Freilich begegnet man denselben Motiven auch in echt slavischen Märchen. Die Sache ist aber hier doch auf den ersten Blick erkennbar. Im Märchen „Vom Fischer“ sagt der Erzähler (S. 12) der Ort wo der Jüngling die drei verzauberten Prinzessinnen erlöste, habe „Königreich Rosenthal“ geheißen. (Mest se je rekel: „Kenik rajh rozentol“). Ähnliches bieten auch die übrigen Stücke. Was frommen solche Parallelen? Für unsere Wissenschaft sieht sich hiebei gerade soviel heraus, als es etwa für die geologische Erforschung unserer Monarchie von Nutzen wäre, würde Jemand aus jedem Fluße je einen Wagen Gerölle zur Stelle schaffen und alles Geröll auf einen Haufen abladen.

Was für ein sachlicher Wert solchen Parallelenanhäufungen zukommt, hat übrigens schon Mannhardt (ihm stimmte auch Liebrecht bei) in seinem Werke: „Der Baumkultus der Germanen und ihrer Nachbarstämme (Berlin 1875. S. 6) deutlich ausgesprochen: „Wir stimmen vollkommen den goldenen Worten Th. Mommsens zu (Röm. Chronologie): „das über die Kluft der Nationen hinweggerichtete Auge erfaßt nur allzuleicht der Schwindel und man vergißt den wahren und hauptsächlichsten Grundsatz aller historischen Kritik, daß die einzelne historische Erscheinung, zunächst im Kreise der Nation, der sie angehört, geprüft und erklärt werden soll und erst

das Resultat dieser Forschung der internationalen dienen darf.“ Insofern es sich aber bei unsern Zusammenstellungen zunächst noch nicht um die Darlegung irgend welcher historischen Verwandtschaft, sondern um die Beschreibung von Typen handelt, so bedienen wir uns desselben Vorteils, den etwa der Botaniker genießt, wenn er die Coniferen Europas und Amerikas miteinander vergleichen kann. Die Beobachtung gewisser gleicher Eigenschaften bei beiden macht klar, daß dieselben zum Wesen der Gattung gehören. Gleichartigkeit der Vorstellungen über den nämlichen Gegenstand in zwei verschiedenen Zonen läßt zumeist auf eine gewisse psychologische Notwendigkeit derselben schließen und die eine erläutert die andere.“

Wie eigentlich der Folklorist vorgehen muß, gibt wieder Mannhardt bündig an einer anderen Stelle an (Antike Wald- und Feldkulte 1877. S. XXIX): „Jede Überlieferung ist zuerst aus sich selbst und aus ihrem nächsten Umkreise zu erklären; erst wenn hier die Rechnung nicht aufgeht, darf schrittweise weiter und tiefer rückwärts gegriffen werden.“ Davon gieng ich bei der Bearbeitung des Pest- und der Hexensagen aus und werde auch fernerhin diese Methode als die allein zulässige befolgen.

Nun die „bestimmten Gesichtspunkte!“ Der bestimmten Gesichtspunkte gibt es soviel nach welchen man seine Einteilung treffen könnte, daß es gar schwer fällt, sich für einen bestimmten zu entscheiden. Am besten schien mirs, diesen Punkt unbestimmt zu lassen, so wie es Grimm, Bechstein und A. getan. Wie schwer fällt es z. B. Sage, Märchen und Legende immer auseinanderzuhalten! Wie mannigfach sind die Sagen selbst und wie vielfach zuweilen die verschiedenartigsten Motive in ein und demselben Stücke vertreten· Wozu denn die Anhäufung einer äußerlich gleich-

artigen Menge von Sagen? Das Bild wäre ja ohnehin nicht vollständig, denn es muß doch nachträglich durch eine Reihe von Notizen ergänzt und vervollständigt werden. Wenn man einen vollständig abgeschlossenen Sagenkreis vor sich hat, so mag hie und da ein solches Verfahren am Platze sein. Am Ratsamsten scheint es mir bei der Publication von Stoffsammlungen fortwährend Abwechslung zu bieten, so wie es die Erzähler in der Spinnstube tun. Der Gelehrte kann dann leicht aus den einzelnen Stücken das entnehmen, was für seine Zwecke jeweilig verwertbar ist.

Zu was für Albernheiten die leidige Sucht zu schematisiren hie und da verleitet, beweist Vuks Beispiel, eines sonst nüchternen und besonnen Menschen. S. V. f. der Srpske narodne pripovijetke läßt er sich also vernehmen: „Unsere Volkserzählungen kann man ohne Widerspruch (gotovo) so wie die Lieder in männliche (muške) und in weibliche (ženske) einteilen. Weibliche Erzählungen sind jene, in welchen man allerlei Wunder erzählt, die nicht sein können. Aller Wahrscheinlichkeit nach gebraucht man dafür das Wort gatka, deutsch Märchen. (Das ist nicht richtig, gatka bedeutet etwas Anderes); männliche Erzählungen sind aber jene, in denen es keine Wunder gibt, sondern wo das Erzählte füglich sich mal zugetragen haben konnte. Viele männliche Erzählungen sind humoristisch. Die männlichen Erzählungen könnte man ferner in lange und kurze einteilen (so wie etwa lange und kurze Pfeifenröhren, wenn man daraus Packete zum Schildern machen will). Sowie es Lieder gibt, von welchen man nicht bestimmt sagen kann, daß sie weiblich oder männlich (junačke) sind, so gibt es auch Erzählungen, die zwischen weiblich und männlich schwanken (Hermaphroditen)." Das Beste an der ganzen Sache ist,

daß sich Vuk selbst um seine tiefsinnige Einteilung gar nicht weiter scheert. Es ist eben ein müßiges Hin- und Herreden.

Merkwürdig ists, daß Vuk nicht wußte, was bei unserem Volke gatka heiße. Bis vor Kurzem habe ichs eigentlich auch nicht bestimmt gewußt, wenngleich ich wußte, daß gatka weder Märchen noch Sage bedeuten könne. Vuk erklärt im Wörterbuche: „Gatka, das Gegenstück einer Begebenheit oder Handlung, res respondens: to je njegova gatka.“ „gatnja, Erzählung, narratio.“ Das Zeitwort gatati im Sinne von orakeln und Mantik ausüben um die Zukunft zu erschließen, sowie das sinnverwandte nagadjati „aufs Geratewohl raten“ ist unter den Šijaci in Slavonien, in deren Mitte ich aufgewachsen bin, ganz gewöhnlich, doch die Substantiva gatka und gatnja sowie gatarina (kommt einmal bei Kuzmanić vor, Kurelac übersetzt es mit „Märchen“) sind der Volkssprache meiner engeren Heimat fremd. Man kennt vom selben Stamme wohl die Substantiva zagonetka und gonetalica „das Rätsel“ (Neuslov. zastavica, dagegen uganjka), und zwar gebraucht man diese zwei Bezeichnungen für zwei verschiedene Arten von Rätselaufgaben. Zagonetka ist das gewöhnliche Rätsel z. B. Was ist das: „Hier ein Scheit, dort ein Scheit, dazwischen wächst kein Gras, denn ein Drache liegt in der Mitte[1],“ oder was ist das: „Ein Blinder erblickt einen Hasen, ein Mann ohne Füße und Hände läuft ihm nach und fängt ihn, ein Nackter versteckt und trägt ihn ungesehen heim[2]?

Gonetalica ist das Problem für eine Gleichung ersten Grades. Derartige Dinge erfordern ein besonderes Gedächtnis und können nur hie und da zum Besten gegeben werden.

———

1) Das Feuer auf dem Herde.
2) Eine Flinte.

Wer sich anheischig macht eine gonetalica zu lösen, die Auflösung aber verfehlt, muß die Anwesenden frei halten. In der Bocca, Dalmatien, der Hercegovina und in der Crna gora sagt man für gonetalica gatalica. Kürzlich, vor einem Monate erschien aus dem Nachlasse Vuk Vrčević's in Ragusa im Verlage D. Pretners die erste Sammlung von gatalice. (63 Stück). Das merkwürdige, auf dem Gebiete der Folklore ganz vereinzelt dastehende Büchlein führt den Titel: Narodne humoristične gatalice i varalice. Skupio ih po Boki Kotorskoj, Crnojgori, Dalmaciji a najviše po Hercegovini Vuk vitez Vrčević. 1884. S. 76. Ein Beispiel (S. 9):

Ein Wanderer gieng an einer Wiese vorüber und erblickte einen Hirten; der weidete auf der Wiese seine Schafe. Rief ihm der Wanderer zu: „Gott mit dir Hirte!“ und fügte scherzend hinzu: „Wieviel Schafe seid Ihr dort auf der Wiese?“ Darüber geriet der Hirte durchaus nicht in Verlegenheit, sondern entgegnete schlagfertig: „Wenn du mir noch ein Dritteil, soviel als ich ihrer besitze, schenken tätst, ein Vierteil dazu dein Weib und fünf noch deine Mutter geben wollten, dann wären ihrer, dich und mich nicht eingerechnet, gerade hundert.“ — Wieviel Schafe weideten dort auf der Wiese? — Ich weiß nicht. — Sechzig. — Wie so? — Zähl nach.

Ein anderes, etwas längeres Beispiel teile ich in Gaidoz's Mélusine II. Bd. Hft. 3 mit, wo ich Vrčević's Büchlein den Fachgenossen anzeige.

So eine Erzählung ist ganz gewiß eine „narratio“ doch keineswegs ein Märchen oder eine Sage. Dies fühlte Vrčević als er im Vorwort zu dem genannten Büchlein (S. 3) schrieb: „na moju žalost nijesam bio u prilici da čujem toliko gatalica koliko pripovijedaka, basana, pitalica,

zagonetaka“ u. s. w. Hier stellt er die gatalice in einen Gegensatz zu den pripoviedke (Erzählungen), basne (Tiersagen), pitalice (kleine Fragen) und zagonetke (Rätsel).

Der allgemeinste Ausdruck für Sage und Märchen ist im Volksmunde pripoviedka (die Erzählung). Stojanović hebt in seiner Sammlung Pučke pripoviedke (1867) S. 95 besonders hervor: puk u Slavoniji veli pripoviest a ne pripoviedka. Das ist ein Irrtum. Beide Formen sind nebeneinander im Gebrauch. Stojanović selbst gebraucht bald die eine, bald die andere. Er war mit sich in dieser Hinsicht überhaupt nicht im Klaren, denn er mengt alles Mögliche kunterbunt durcheinander, so z. B. a. a. O. S. 1: „svakom zgodnom prilikom popisujem i sabirem narodne poslovice i izraze. pripoviedke i skazke (dies ist ein russisches Wort; das kannte er gewiß nur aus Büchern), narodne pjesme, pučke bajke (auch dieses Wort ist in der Bedeutung Mythos aus der Fremde eingeschmugelt) priče i zagonetke,“ oder in Šala i zbilja S. 1: „sabirajuć narodne poslovice, fraze i izraze, narodne pripoviedke i pjesme, zagonetke, skazke i priče:“ er unterscheidet noch als eine besondere Kategorie die humoristischen Erzählungen (šaljive pripoviedke). Weder hat er noch jemand anderer durch diese Kategorieen an Einsicht gewonnen.

Auch das Volk fühlt mitunter das Bedürfnis, die Erzählungen sachlich zu differenziren. Die Neuslovenen gebrauchen für Sage und Märchen im Gegensatze zur Erzählung einer wohl verbürgten Begebenheit die Ausdrücke pravljica, povest und das Deminutiv davon: povedica. Letzteres Wort ist ausschließlich in Istrien gebräuchlich (tako reče Istran na mesto povest. J. Volčić im Slov. Glasnik 1865. S. 152). Ganz kurze Erzählungen, Bonmots und dgl. nennen die Nsl. drobtine. Der Kroate und Serbe

würden häufig dafür dosjetka (ein Einfall) sagen. Die Bulgaren gebrauchen für Märchen das Wort prikazka. Dem entspricht das serbisch-kroatische kazanka und kazalica. Für ersteres Wort habe ich nur einen handschriftlichen Beleg. Der Franziskanermönch J. F. Milošević, dessen Manuscript ich vor mir habe, macht am Schluße eines Märchens (in diesem Buche St. 73. „Glück im Alter") die Bemerkung: „pošto čuo po to i prodo a mogla bi se ovdale i ljepša iztesati kazanka, da ima vrstno pero" (Wie teuer ichs gehört, so teuer hab ichs auch verkauft; es könnte daraus aber auch ein schöneres Märchen herausgehobelt werden, wenn Einer eine vorzügliche Feder hätte). Kazalica wird meines Wissens zum erstenmal ausgewiesen im Slovinac VII. Nr. 9. S. 144, wo zur Erklärung auch das Wort pripoviest angeführt wird. Die eigentliche Bezeichnung für Legende und Parabel ist durchgehends priča. So z. B. kündet ein Bosnischer Erzähler seinen Zuhörern eine Parabel mit den Worten an: „pričat ću vam o mlinaru i lisici" (Livadić, Bosančice S. 139. Das Märchen vom gestiefelten Kater wird hier als Parabel mit Nutzanwendung geboten). Ein anderer: „da bolje uspoznate kraljevu nakanu, pričaću vam eto ovo (erzählt eine Parabel von den Wölfen und Hunden) . . . . . „kad su Mlječani čuli priču" . . . (Mudri Ćoso von V. V. Vukasović. S. 39). Vrčević gebraucht basna für Tiermärchen. In der Volkssprache bedeutet aber basna oder basma etwas ganz Anderes, eine „Beschwörungsformel" nämlich. Basna in der Bedeutung Tiermärchen ist ein Lehnwort, das in der kroatisch-serbischen Schriftsprache Bürgerrecht erlangt hat. Das Zeitwort bajati bedeutet „Beschwörungsformeln aussprechen," „Zaubersprüche hersagen."

Es war mir nur darum zu tun, in dieser Sache ein-

mal meine Meinung auszusprechen. So viele meiner Fachgenossen dünken sich ja wer weiß was Großartiges geleistet zu haben, wenn sie recht viele s. g. Kategorieen aufstellen. Sie wollen fortwährend die Natur corrigiren. Es ereignet sich nicht selten hiebei, daß ihnen Dinge aufstoßen, die durchaus in das „System“ nicht hinein passen. Jemand, der ein System aufgestellt hat, hält sich in der Regel für unfehlbar. Was fängt man nun mit einer unliebsamen, unbequemen Tatsache an? Man dreht und quetscht an ihr so lange herum, bis man sie aus dem Kreis der Forschung hinausbugsirt zu haben vermeint. Könnte eine Unzahl von Beispielen solcher Verkehrtheiten anführen. Ist überflüssig; denn bei den wirklichen Forschern, denen es lediglich um die Erforschung der Wahrheit zu tun ist, gilt es als Axiom, daß sich der Gelehrte einzig und allein den Tatsachen anbequemen muß, daß er die Gründe und Wirkungen der Erscheinungen festzustellen und womöglich zu erklären hat, keineswegs aber von einem System ausgehend Alles in dasselbe hineinzwängen darf. Bei Allem muß Alles berücksichtigt werden.

Dieser zweite Band enthält hundertundsechzig Stücke in mannigfachster Abwechslung. Ich war bemüht hier soviel als möglich neues Material zu liefern, um bei der ferneren Bearbeitung einzelner Sagenkreise auf einen schon veröffentlichten und meinen Lesern zugänglichen Stoff verweisen zu können. Abgesehen davon, daß ein Dritteil der hier mitgeteilten Stücke aus ungedruckten, demnach sonst auf keinen Fall Anderen zugänglichen Quellen geschöpft ist, sind auch viele Stücke im Originaltexte, sonst fast gar nicht mehr aufzutreiben. Namentlich gilt dies von den Stücken aus alten Kalendern, die in kleinen Provinzstädten in kleinen Auflagen gedruckt erschienen, geringe Verbreitung und gar keine Beachtung bisher gefunden. Einige der unscheinbaren,

auf schlechtem Papier schlecht gedruckten Volkskalender meiner Sammlung enthalten für die Wissenschaft und für die Menschheit viel wertvolleren Stoff als so manche umfangreiche dissertatio philologica ad summos in philosophia honores adipiscendos.

Verhältnismäßig am stärksten sind im vorliegenden Bande die Tiersagen vertreten. Es sind ihrer vierzig Stück. Ferner war ich darauf bedacht, so weit mirs tunlich schien, Sagen über das Schicksal mitzuteilen; weil ich zunächst neben den Tiersagen auch die Schicksalssagen zu behandeln gedenke. Der Fatalismus wurzelt tief im Volksglauben der Südslaven. Geburtsgöttinen (rodjenice) oder Bestimmungsgöttinen (usude) oder die Bestimmung (usud als männliches Wesen aufgefaßt), sowie das Glück (sreća als Weib gedacht) und das Unglück (nesreća auch ein Weib) bestimmen jedem sein Tun und Lassen. Es ist dies eines der anziehendsten und wohl auch schwierigsten Capitel, das ich auszuarbeiten habe. Dieses Capitel allein für sich wird einen dicken Band ausmachen. Ein großes, umfangreiches Material liegt mir zwar vor, doch es genügt mir noch immer nicht, weil es mir nicht gleichmäßig Aufschluß über die Anschauungen aller südslavischen Stämme gibt. Namentlich fehlen mir hinreichende Angaben aus Bulgarien. Bei den Forschungen auf dem Gebiete der südslavischen Folklore, wo es leider an einschlägigen, literarischen Überlieferungen aus älteren Perioden fast gänzlich fehlt, muß diesem Mangel durch sorgfältigste Aufsammlung aller noch im Volke lebenden Überlieferungen abgeholfen werden. Man muß jedes einzelne Gebiet absuchen. Kein pleme, kein bratstvo, keine Familiensage darf außer Acht gelassen werden; denn nur auf diese Weise kann man zu unwiderleglich feststehenden Ergebnissen gelangen. Von diesem Gesichtspunkte gieng auch unsere

Wiener anthropologische Gesellschaft aus, als sie mir den Auftrag erteilte, einen ethnographischen Fragebogen für die Südslaven auszuarbeiten. Ich stellte bei tausend Fragen auf. Das Büchlein wird gratis an die Correspondenten zur Beantwortung der Fragen eingeschickt. Ich rechne auf die Vaterlandsliebe meiner Landsleute und hoffe zuversichtlich auf einen befriedigenden Erfolg.

Von den in diesem Bande mitgeteilten Stücken rühren aus ungedruckten Quellen folgende her und zwar:

Aus **Steiermark** und **Kroatien**. Von meinem Mütterlein St. 1 (aus Gaj), St. 56 (aus Kutina-Podborje. „Unter den Föhren“ ist der alte, nunmehr verschollene Name der ersten Ansiedlung des Badeortes Daruvar); St. 98. Dasselbe erzählte mir als Knaben auch mein Lehrer der würdige Franziskanermönch Kosta Horvatić. Statt der Haselstaude (lieska) nannte er eine Birke (breza). Nachdem er mit der Geschichte zu Ende war, ließ er einen meiner Mitschüler, Namens Schulz, die Birkenrute verkosten. Die Mutter hatte den Sohn wegen Ungehorsams verklagt.

Von Prof. Matija Valjavec St. 42 (aus Varazdin); St. 53 (aus Bukovci); St. 54 (aus Varazdin); St. 55 (ebd.); St. 58 (ebd.); St. 59 (ebd.); St. 60 (aus Libanja); St. 64, 66, 67 (aus Lotmerk); St. 77 (aus Ludbreg); St. 78 (aus Varazdin); St. 79 (aus Kočan. Der Erzähler war ein Mann, Namens Bartol Borovec); St. 82 (aus Petrijanci); St. 83 (aus Vidovec); St. 85 (aus Vinica); St. 86 (aus Varazdin); St. 95 (ebd.); St. 106 (aus Križevci); St. 107 (aus St. Volfank); St. 109 (aus Varazdin); St. 111 (aus Židovinjak); St. 112 (Sv. Juli na Ščavnici); St. 113 (aus Varazdin); St. 114 (aus Ludbreg); St. 115 (aus Varazdin); St. 116 (ebd.); St. 117 (ebd.); St. 118 (ebd.); St. 119

(? der Erzähler hieß Matija Ivanuša); St. 123 (aus Koprivnica); St. 124 (ebd.); St. 125 (aus Ljubešćica); St. 126 (aus Beretince); St. 127 (aus Sv. Wolfank); St. 132 (aus Varazdin); St. 145 (aus Toplice); St. 146 (aus Varazdin); St. 151 (aus Koprivnica). Ich bin Prof. Valjavec zu besonderem Danke verpflichtet. An ihm habe ich einen außergewöhnlich liebenswürdigen Helfer und Mitarbeiter gefunden. Gerne gestehe ichs ein, daß ich dies nicht zum Geringsten Ihrem Fürwort, mein verehrter Lehrer verdanke. Sie haben mich ihm, Ihrem ehemaligen Commilito an der Wiener Universität empfohlen. Ein Wort genügte, um jedes Mißtrauen gegen mich zu bannen. Prof. Valjavec sandte mir vor zwei Jahren ohne weiteres seine handschriftliche Sammlung ein, und vor einem Jahre, als ich ihm kurz mitteilte, daß ich an einem Werke über das Gewohnheitsrecht der Südslaven arbeite, schickte er mir von selbst noch eine zweite Sammlung äußerst wertvollen Stoffes ein. So handelt ein wahrer Gelehrter und Patriot, dem es nicht um die Befriedigung seines Ehrgeizes, sondern nur um den Fortschritt der nationalen Sache und der Wissenschaft zu tun ist.

Folgende Stücke zeichnete mein Freund Herr Philipp Löw in Križevci auf: St. 70, 72, 75, 104 (aus der Gegend von Kalnik. Der Erzähler war ein Holzbauer).

Aus der **Hercegovina, Dalmatien und Bosnien.** St. 103 erzählte mir nebst vier weiteren Sagen mein ehem. Studiengenosse Jakša Pliverić aus Pakrac in Slavonien. Sein Gewährsmann sei ein Bauer, dessen Väter aus der Hercegovina eingewandert sind. Das mag wohl richtig sein, denn die ganze Gebirgskette von Kamensko ist von Hercegovcen besiedelt worden. Sie haben z. T. ihre alte Tracht und ganz ihre alte Mundart beibehalten.

St. 39 und 71 lieferte mir Niemand geringerer als Ihr guter alte immer junge Freund, Ihr ehemaliger College auf der Hofbibliothek, Prof. Baltazar Bogišić. Er hörte die zwei Märchen im J. 1864 von einem Maurer, der die Kirche der Altgläubigen in Mostar weißte. Gerade jetzt wirds ein Jahr, daß sich Bogišić hier in Wien aufhielt. Sie empfahlen mich ihm aufs Beste, und ich wurde aufs Beste aufgenommen. Drei Wochen hindurch verkehrten wir fast täglich fünf bis sechs Stunden miteinander. Mit jener seltenen Offenheit, die nur zu sehr das sicherste Kennzeichen einer groß angelegten Natur ist, weihte er mich in seine Arbeiten ein. Bogišić's Leistungen sind bisher in Deutschland so gut wie unbekannt und auch unter den Slaven nie hinreichend gewürdigt worden. Bogišić ist kein Gelehrter gewöhnlichen Schlages, er ist ein bahnbrechender Pfadfinder auf dem Gebiete der Slavistik. Er hat das „Gewohnheitsrecht der Südslaven" entdeckt und der erste wissenschaftlich bearbeitet. Seine erste Abhandlung über das Gewohnheitsrecht (im Književnik III 1866) bildet einen Markstein in der Wissenschaft. Die Grundsätze, die er damals aufgestellt, besitzen noch gegenwärtig volle Giltigkeit. Als Sammler von Volksüberlieferungen hat Bogišić alle seine Vorgänger weit hinter sich gelassen. Ich hätte nie und nimmer gedacht, daß ein Mensch allein soviel auftreiben kann, hätte ich den Stoff nicht mit eigenen Augen geschaut. Wo andere mit einem Bande hervortreten, da kann er eine ganze Kiste voll — buchstäblich zu nehmen — darbieten. Bisher hat er davon nur einen kleinen Bruchteil publizirt und zwar den Zbornik sadašnjih pravnih običaja u južnih Slovena Agr. 1874 (LXXIV + 710 S.) und den ersten Band der serbisch-kroatischen Volkslieder aus älterer Zeit (Narodne pjesme iz starijih najviše primorskih zapisa. Belgrad 1878. S. 142 + 406). Seine wissenschaftliche Tätigkeit

wird leider durch eine recht mühsame Arbeit, die ihm übertragen worden, schon seit einigen Jahren unterbunden. Er arbeitet nämlich auf Grund des Gewohnheitsrechtes ein Gesetzbuch für die Crna gora aus. Es ist eine Heidenarbeit, der nur ein Mann wie Bogišić gewachsen ist. Eine so eingehende Kenntnis der Sitten und Gebräuche aller südslavischen Stämme besitzt Niemand mehr. Freilich in den Augen jener Herren, die es als den höchsten Triumph der Wissenschaft betrachten, eine altslavische Evangelienübersetzung zu copiren und zu publiziren, ist ein Bogišić ein unwissenschaftlicher Kopf. Mich fragte einmal ein berühmter Herr, der eine ganze Wagenladung altslavischer Evangelienübersetzungen, Homilien, Heiligenlegenden und drgl. mehr durchforscht hat, ganz verwundert: „Ja, was wollen Sie auf dem Gebiete der Slavistik noch leisten? Alle besseren Texte sind ja schon edirt, die grammatischen Fragen sind auch schon erledigt, Literaturgeschichte schreibt heutigentags jeder Journalist, es ist wirklich nichts mehr zu machen." Fällt mir auch gar nicht ein, Homilien u. s. w. zu copiren und zu ediren. Für meine Zwecke ist aus den vergilbten, halbvermoderten Pergamenten leider nichts zu holen. Ich bin nicht Grammatiker, sondern Literarhistoriker. Ich schöpfe zuerst aus unseren Volksmundarten, diesen ältesten und zuverlässigsten Zeugnissen, die schriftlichen Denkmäler aus älterer Zeit kommen für mich erst in zweiter Linie in Betracht. Wäre es mir nur beschieden gewesen, Bogišić zum Lehrer in der Slavistik zu haben, ich stünde heute auf einer viel höheren Stufe, denn mancher Irrweg wäre mir erspart geblieben. Ich habe von Bogišić während der kurzen Zeit unseres Zusammenseins viel, sehr viel gelernt und mannigfache Anregung und tatsächliche Förderung erhalten. Ich empfinde es mit bitterer Wehmut, daß für einen solchen Mann kein

Plätzchen an unserer Wiener Universität war, als er sich vor 18 Jahren um die venia legendi bewerben wollte. Slavische Cultur und Literaturgeschichte kann nicht Gegenstand wissenschaftlicher Vorträge sein, hieß es damals und heißt es auch jetzt noch. Bei der Occupation Bosniens büßten zehntausend österreichische Söhne diesen Irrtum mit ihrem Leben. Hundert Million Gulden wurden dem Staatsschatz entrissen. Land und Leute von Bosnien waren zur Zeit der Occupation den Österreichern weniger bekannt als Tonking. Durch Waffengewalt kann wohl ein Land erobert und zeitweilig in Zaum gehalten werden, in dauernden Besitz kann man es nur dann behalten, wenn man die Interessen der neuen Mitbürger zu den eigenen zu machen versteht. Wo besteht an einer deutschen Universität in Österreich ein Lehrstuhl für slavische Literatur und Culturgeschichte? Nirgends. Wider ihren eigenen Willen sehen sich die Südslaven Rußland in die Arme gedrängt. Und Rußland weiß diesen Vorteil gut auszubeuten. Die besten Kräfte werden unserem Staatswesen entzogen. Wenn man sich bei uns nicht bei Zeiten aufrafft, so wird es uns mit den südslavischen Provinzen nicht anders ergehen, als es uns mit unseren ehemaligen Errungenschaften in Italien ergangen ist.

Im Vorworte zum I. B. dieses Werkes (S. XXII.) beklagte ichs lebhaft, daß es mir nicht gelungen war die ungedruckte Sammlung „bosnischer" Märchen aufzutreiben, die von den Schülern der Djakovaer Geistlichen Schule veranstaltet worden. Die Handschrift befand sich im Besitze meines nunmehrigen Freundes und vorzüglichen Mitarbeiters Herrn Nikola Tordinac. Einige Stücke daraus publizirte er selbst, den noch immerhin ansehnlichen Rest sandte er mir zu. Ich entnahm aus dieser Handschrift folgende Stücke. St. 63. (Aufgezeichnet von dem Mönche Antun Debel-

jakovič am 24. Juli 1866 im slavni Kotor (Cattaro), wie er am Rande bemerkt). St. 102. (Von dems. ebd. Der Erzähler hieß Luka Matijević. Der Text zeichnet sich durch eine Reihe echt volkstümlicher Ausdrücke und Wendungen aus). St. 73 (aus Kreševo aufg. von dem zuvor genannten Mönche J. F. Milošević). Eines der merkwürdigsten und wertvollsten Stücke in diesem Bande ist unstreitig St. 139 (Held Hirte und das scheckige Kühlein). Der Name des Aufzeichners ist verloren gegangen. Es war kein Mann der Feder, sondern ein Mann aus dem Volke, der hier ungekünstelt und getreu dem Volke das Märchen nacherzählt. Nach der Sprache zu urteilen dürfte das Märchen unter den Hercegovcen am linken Ufer der Neretva aufgezeichnet worden sein. Es ist die stark mit türkischen Worten gewürzte Ikavština der Hercegovina. Die Schlußsätze des Märchens fehlen in der Vorlage. Die Ergänzung wagte ich um so eher vorzunehmen, als der zweite Teil des Stückes (von den Abenteuern in der Unterwelt) durch mehrere Varianten aus Steiermark, Istrien, Kroatien, Slavonien, Serbien und auch aus Bulgarien (im Periodičesko spisanje II. 1882: zlato momče) schon von früher her wohl bekannt ist.

St. 137 (aus Brsečine bei Ragusa) sandte mir mein Freund und Mitarbeiter, der bekannte Schriftsteller Vid Vuletić Vukasović ein. Vor Kurzem erhielt ich von ihm neun Hefte Sagen, Märchen, Volkslieder, Rätsel und Sprichwörter. Ausgezeichnetes Material. Ich gedenke diesen und den übrigen Stoff, der mir zur Verfügung steht und noch zufließen wird, gelegentlich kritisch zu sichten und im Texte zu publiziren.

Aus gedruckten Vorlagen schöpfte ich folgende Stücke: Aus **Steiermark, Krain, Istrien, Kroatien** und Sla-

vonien stammen: St. 13 (aus den Novice gospodarske, obertnijske in narodske von Bleiweiß. 1853. S. 351 Anonym); St. 40 (ebd. 1857. S. 151. Anonym); St. 41 (ebd. 1856. S. 47 vielleicht von Davorin Trstenjak); St. 97 (aus dem slovenski glasnik von Anton Janežić, 1864. X. B. S. 255 F. in Krain von J. P. (?) aufgezeichnet); St. 100 (ebd. 1865. S. 152 aus Istrien von J. Volčić. Ein vorzüglicher und hochverdienter Sammler istrianischer Volksüberlieferungen); St. 157 ebd. 1863. S. 213 F. von Podgoriški); St. 158 (ebd. 1863. S. 156 von A. Ž. (?)); St. 159 (ebd. 1865. S. 151 F. von A. Benigar).

St. 96 aus den Narodne pripovietke i pjesme iz hrvatskoga Primorja. Pobilježio ih čakavštinom Fran Mikuličić. U Kraljevici 1876. S. 138—140. Bietet zumeist Varianten anderweitig bekannter Motive. Für die Kenntnis der Čakavština von großem Werte. In dieser Hinsicht von Leskien in Archiv für slav. Philologie eingehend gewürdigt.

St. 155 angeblich aus der Umgebung von Fiume von Fr. Š. Kuhač in seiner Schrift Prilog za poviest glasbe južnoslovjenske, im Rad jugoslavenske akademije. B. LXII. 1882. Das Stück ist deshalb interessant, weil es ein Zeugnis für den Einfluß mittelalterlicher Daemonologie auf die Slaven in Istrien abgibt. Kuhač heißt eigentlich Koch, ist also von deutscher Abstammung. Seine Arbeit ist ein Muster von Kritiklosigkeit und geeignet uns Kroaten in den Augen der Welt lächerlich und verächtlich zu machen. Es wundert mich nur, wie denn dieses Zeug in die Mitteilungen der Akademie aufgenommen werden konnte. Koch schimpft wie ein Rohrspatz auf die Araber, Perser und Deutschen los, nur um darzutun, daß die gusle eine slavische Erfindung seien.

Alle seine Belege schöpft er aus zweiter und dritter Hand. Aus seiner Arbeit geht gerade das Gegenteil von dem hervor, was er beweisen wollte. Übrigens entblödet er sich auch nicht, allgemein zugängliche Quellen zu fälschen. Ich kann es nicht über mich bringen ein Beispiel anzuführen, das mich empört, weil Koch darin auf eine frevelhafte Weise Haß gegen das Deutschtum schürt. Bei Vuk in den narodne pripov. S. 282 steht folgende Anekdote (sie stammt aus der Bocca und wurde Vuk von Vrčević zugeschickt): „Warum ist das gemeine Volk (prostaci) arm? Als die Völker das Glück dieser Welt unter sich verteilten, versammelten sich alle in der Mitte der Welt und fiengen an seine Güter zu teilen; sie wollten durch Strohhalme losen (bruškete) und jeder sollte haben, was ihm das Glück bescheidet. Die Christen (die Orthodoxen) wußten nicht, wofür sie sich als das Beste entscheiden sollen und verwarfen daher das Loosziehen, sondern schlugen freie Wahl vor. Sprachen zuerst die Italiener: „Wir wollen die Weisheit," die Engländer: „Wir aber das Meer," die Türken: „Wir die Fluren," die Russen: „Wir die Gebirge und Erzgruben," die Franzosen: „Wir das Geld und den Krieg." „Und Ihr Serben, wofür entscheidet Ihr euch?" „Bis wirs besprochen haben," antworteten sie, und so besprechen sie es noch heutigen Tags, indessen hat jeder das Seine mit Beschlag belegt." Klar ists, daß wir hier keine slavische Volksüberlieferung vor uns haben; denn sie setzt so ausgebreitete ethnographische Kenntnisse voraus, wie solche eben nur in der Schule beigebracht werden. Ein witziger Kopf bekam wohl das bekannte Schillersche Gedicht von der Teilung der Erde zu Gesicht und wandte mutatis mutandis die Geschichte auf die Serben an. Vrčević notirte die Geschichte, wie er ja überhaupt Alles aufzeichnete.

Was tat nun der liebe Herr Koch? Er nahm eine kleine, unscheinbare „Correctur" vor, die ihm aber Gelegenheit bot seinen Geist leuchten zu lassen. Im Rad B. XXXIII 1877, S. 27 führt er viele Stellen aus Volksliedern, Sprichwörter und Sagen an, wo das Wort guslar (Fiedler) vorkommt. Unter anderen Stellen bringt er auch obiges Geschichtchen bei. Er setzt im Titel statt der prostaci der Vorlage guslari ein, und schaltet am Schluße der Erzählung wieder dasselbe Wort ein: a Vi srbi guslari šta ćete vi? (Ihr Serben, Ihr Fiedler, was wollt Ihr?) Das ist eine grobe Fälschung an und für sich, abgesehen davon, daß im Volke guslar durchaus nicht in dem verächtlichen Sinne, wie hier, gebraucht wird. Die Niedertracht Kochs offenbart sich erst recht in der Anmerkung. Sie lautet: „Anmerkung. Abgesehen davon, daß der Mensch bei dieser Erzählung gleich auf den Gedanken verfällt (pomišlja) als wäre sie die Unterlage (podloga) des Schillerschen Gedichtes „die Teilung der Erde," könnte man sie auch gewissermaßen ergänzen durch das Preradović'sche Gedicht: „Es gibt keinen Adel unter den Slaven." „Dudelsackpfeifer und Fiedler seid ihr Slaven, ihr könnt nur anderen zum Vergnügen musiziren, sagen höhnisch die Deutschen (Wo denn?) O gebt uns nur Ruh! (Als tät ihm wer was!) Wir können noch keine rechte Harmonie in unserer Musik herstellen, bis wir uns ein wenig eingeübt zum Dudelsack die Gusle zu stimmen, bis wir die Wechselseitigkeit aller Töne zu einem Tact vereinen, da werden wir euch zu einem Tanz aufspielen, die ganze Erde wird davon erbeben, Ihr aber werdet, ich weiß es wohl, nicht entzückt sein über diesen slavischen Jubel!" Solche Radotage darf natürlich nicht ernst genommen werden. Es ist aber bedauerlich, daß die Akademie durch Abdruck

von derlei Quark ihr Ansehen und ihre Ehre vor der Welt bemakelt.

St. 91 (aus Vrbovec. Hrvatske narodne pjesme i pripoviedke u Vrbovcu sakupio i rodu i svietu predao Rikardo Ferdinando Plohl Herdvigov. I. 1868. S. 117. Nr. 17.)

St. 47 (bei Valjavec in den narodne pripovjedke 1858. S. 89 F. Nr. 8); St. 57 (ebd. S. 76—80. Nr. 1); St. 88 (ebd. S. 87 F. Nr. 7); St. 99 (ebd. S. 90. Nr. 9); St. 94 (von Demselb. im Slav. glasnik. 1868. aus Varazdin); St. 156 (ebd. 1867. S. 94);

St. 3 aus Mijat Stojanović's: sbirka hrvatskih narodnih poslovicah i riečih. Agr. 1866. S. 98); St. 32 (ebd. S. 160); St. 44 (von Demselb. in Šala izbilj. Sbirka narodnih pripoviedaka. Zeng 1879. S. 22); St. 45 (ebd. Alle drei Mondsagen zeichnete Stoj. im Jahre 1851 in Titel in der Bačka auf); St. 46 (ebd. aufg. im J. 1834 vom Meßner Jakov in Šamac in Slavonien. Die witzige (?) Einkleidung Stojanović's habe ich fortgelassen). St. 51 (ebd. S. 42—44 aus Slavon. 1868 (?)). St. 52 (von Demselb. in den pučke pripoviedke i pjesme 1867. S. 123 F. Nr. 26); St. 92 (ebd. S. 43 F. Nr. 7); St. 108 (ebd. S. 203 F. Nr. 45 aufg. 1834 vom alten Meßner in Šamac erzählt); St. 121 (ebd. S. 82 ff. Nr. 17); St. 135 (ebd. S. 208 ff. Nr. 48 b).

St. 31 enthalten im novi i stari kalendar slavonsko osiečki za prostu godinu 1865. S. 42.

Aus **Bosnien**:

St. 105 (im Bosiljak 1864. Nr. 3. S. 67—72. J. Filipović bezeichnet Sage als eine slavonische. Das

ist nicht richtig. In den Jahren 1863 f. war F. Volksschullehrer in Požega in Slavonien und wohnte in der Gasse Arslanovci bei einem alten Weibe, das im ersten Jahrzehnt dieses Jahrh. mit ihrer Sippe aus Bosnien nach Slavonien geflüchtet war. Von dieser Bošnjakin hat er die Sage vernommen. Das weiß ich ganz bestimmt; denn die Großnichte jenes alten Weibes erzählte mir im J. 1867 diese Sage und hob mit Stolz hervor, daß F. dieselbe Erzählung von der Großtante gehört und irgendwo gedruckt habe).

St. 2 (im Bosanski prijalj II. von J. F. Jukić 1851. S. 182 f). St. 89 und St. 122 aus den hrvatske narodne pjesme i pripoviedke iz Bosne skupio N. Tordinac II. Aufl. 1884. S. 59 und S. 16 f. Tordinac hatte die Freundlichkeit dieses Büchlein als Liebesgabe mir zu widmen. Das freut mich um so mehr, als mir das Werkchen wirklich ausgezeichnet gefällt. Noch mehr erfreut bin ich aber über die rastlose Tätigkeit, die Tordinac in meinem Sinne entfaltet. Im Volke aufgewachsen, als Capellan und Katechet mit dem Volke in ununterbrochener Fühlung stehend und ein offenes Auge besitzend, ist er besonders befähigt der heimischen Folklore wesentliche Dienste zu leisten. Auch hat er es verstanden eine gediegene Kraft in einer Volksschullehrerin, einem Frl. Kučera zu gewinnen. Mir liegen von diesem braven Mädchen einige Hefte trefflicher Aufzeichnungen vor. Unstreitig kann ein gescheidtes Frauenzimmerchen viel mehr erfahren und sehen als der geübteste Sammler.

St. 76 und 152 aus den Bosanske narodne pripovjedke. Svez. 1. Sisek. 1870. S. 39—40. Nr. 10 und S. 105—107. Nr. 28.

Aus der **Bocca, Dalmatien,** der **Hercegovina,** der **Crnagora** und **Serbien.**

Meine Hauptquelle für die Tiersagen ist das im Vor-

jahre im Verlag von Drag. Pretner in Ragusa erschienene Werkchen: Narodne basne skupio ih po Boki, Crnoj gori, Dalmaciji a najviše po Hercegovini Vuk vitez Vrčević. 113 S. 8. Vor allem bin ich dem wackeren Verleger Herrn Pretner für die Zuvorkommenheit dankbar, mit welcher er mir das Übersetzungsrecht einräumte. Pretner ist als Verleger der eigentliche und leider vereinzelt dastehende würdige Pflegevater unserer Volksliteratur. Man muß wirklich die Selbstlosigkeit dieses Mannes bewundern, der Jahr aus Jahr ein mit schweren Opfern eine Zeitschrift den „Slovinac" herausgibt, dieses Schatzkästlein wichtiger Beiträge zur Kenntnis unseres Volkstums. Es ist für uns Südslaven tief beschämend, daß sich bisher unsere Volksvertreter nicht veranlaßt sahen, eine jährliche Subvention von der Regierung für den Herausgeber des Slovinac zu erwirken. Soll man sie flehentlich darum bitten, daß sie ihre Pflicht dem eigenen Volkstum gegenüber doch einmal erfüllen? — Das genannte Büchlein enthält 153 Tiersagen und Parabeln. Vieles, sehr vieles ist entlehnt, doch genug davon trägt den echten slavischen Stempel an sich. Ein schwerer Mangel macht sich bei der Benutzung dieses Werkes dadurch fühlbar, daß es Vrčević unterlassen hat bei jedem Stück anzugeben wo, wann, unter welchen Umständen und von wem er jedes Stück vernommen. Trotz alledem muß man ihm höchst erkenntlich für seine Mühe sein. Sein Name wird zu allen Zeiten in Ehren genannt werden. Aus den basne entnahm ich folgende Stücke: 4 (S. 97); St. 5 (S. 110); St. 6 (S. 113); St. 7 (S. 112); St. 8 (S. 12); St. 9 (S. 100 f.); St. 10 (S. 107); St. 11 (S. 102); St. 12 (S. 98 f.); St. 14 (S. 21); St. 15 (S. 56); St. 16 (S. 93); St. 17 (S. 92); St. 18 (S. 98); St. 19 (S. 14 f.); St. 21 (S. 9); St. 22 (S. 10); St. 24 (S. 39); St. 25 (S. 5); St. 26 (S. 8 f.);

St. 27 (S. 94); St. 28 (S. 1); St. 29 (S. 4); St. 30 (S. 76); St. 33 (S. 10 f.); St. 34 (S. 11); St. 35 (S. 58); St. 36 (S. 27 f.); St. 37 (S. 54 f.); St. 38 (S. 106); St. 48 (S. 7); St. 49 (S. 7); St. 50 (S. 24 f.) und St. 90 (S. 95).

Aus Desselben Srpske narodne pripovijetke ponajviše kratke i šaljive. Knjiga II. Dubrovnik, Drag. Pretner 1882. S. 208, 8°, entlehnte ich St. 68 (S. 77 f.) und St. 93 (S. 73—76).

St. 65 aus der ersten und einzigen Hercegovinischen Zeitschrift „Bosiljak Hercegovački" herausg. von Don Miličević und S. Dragoni. 1883. S. 44 (vrgl. meine Anzeige im XIV. B. der Mitteil. der Wiener anthropolg. Gesellschaft. S. 62 a. b.)

St. 23 und St. 43 von Vid Vuletić Vukasović im mladi Hercegovac ili koledar hercegovački novi i stari za prostu godinu 1883. (S. 49 u. S. 48).

Aus Gjorgje Kojanov Stefanović's: Srpske narodne pripovedke 1871. Novisad. S. 234 borgte ich St. 61 (S. 1—2); St. 84 (S. 50—56) und St. 101 (S. 210). Gjorgje war einer der tüchtigsten Mitarbeiter Vuk's, der ihn auch immer hoch schätzte. Seine Sammlung leidet unter dem Umstande, daß er nur zu oft den echt volkstümlichen Ton durch novellistische Zustutzung verwischte. Gjorgje, starb tief betrauert in ganz Serbien, am 27. Jan. 1883 zu Kač. Einen warmen und wohlverdienten Nachruf schrieb ihm ein Ungenannter in Javor. B. und N. 10. vom 6. März 1883. S. 319 sagt der Panegyriker, im Nachlaß Gjorgje's befinde sich noch genug ungedruckter Volkslieder und Volksmärchen. Warum hält man damit hinterm Berge?

St. 87 erzählt von einem alten blinden Bettler in

Neusatz. Aufgezeichnet von Prof. M. Medić und veröffentlicht im Javor a. O. S. 306—310. St. 128, 141, 143 und 149 aus dem Srpski ljetopis 1861. S. 151 f.; 1862. S. 125 f.; 1861. S. 131 ff.; 1862. S. 150 f. aufgezeichnet von Živojin Radonjić, Lehrer in Stitar; veröffentlich von St. Novaković.

Aus Vuk's narodne pripovijetke: St. 129 (S. 267—74); St. 130 (S. 262—264); St. 131 (S. 255—258); St. 133 (S. 246—255); St. 134 (S. 236—244); St. 136 (S. 227—229); St. 138 (S. 222—226); St. 140 (S. 220—222); St. 142 (S. 214—217); St. 144 (S. 212—214); St. 147 (S. 208—212); St. 148 (S. 229—232); St. 150 (S. 279 - 281); St. 153 (274—277) und St. 154 (S. 296).

Aus **Bulgarien:**

St. 69 im Periodičesko spisanje, na blgarskoto knižovno družestvo v Sredec. Hft. II. 1882 von C. Ginčov; St. 74 (ebd. von Demselb. III. S. 174) und St. 81 (ebd. von Demselb. S. 175). Aus dem: Blgarskij naroden sbornik, sbran, nareden i izdaden ot Vasilija Čolakova, Belgrad 1872 entlehnte ich St. 20 (S. 252. aus Kalofersko); St. 62 (S. 229); St. 80 (S. 203); St. 110 (S. 258, IV. aus Šopsko) und St. 120 (S. 211).

Die wunderliebliche actiologische Sage St. 160 die gar vielfach im Volksliede wiederkehrt, erzählte ich nach der bulgarischen Fassung, die sich in der Sammlung der Miladinovci S. 455. Nr. 497 findet. (Blgarski narodni pjesni sobrani od bratja Miladinovci Dimitrija i Konstantina i izdadeni od Konstantina. Agr. 1861). Es schien mir passender das Lied in Prosa aufzulösen, schon der übrigen Stücke wegen. Im Versmaß des Originals würde die Sage deutsch lauten:

Bürschlein zum Mägdlein also sprach:
Mägdlein, o liebes Mägdlein hör!
Morgen ist großer Feiertag,
Muß in den Wald auflesen Holz.
Während ich mir dort sammle Holz,
Sammelst du einen Blumenstrauß. —
Wie sie es also ausgemacht,
Hielten sie auch getreu ihr Wort.
Gieng um das Holz das Bürschlein aus,
Blumen zu sammeln seine Maid.
Hieb sich das Bürschlein durch die Hand,
Biß eine Schlange seine Maid.
Beide auf einmal starben da.
Ihm vor der Kirche grub mans Grab
Hinter der Kirch begrub man sie.
Doch aus dem Grab wuchs er heraus,
Wuchs aus dem Grab als Rosenstock.
Mägdlein als Rebe wuchs heraus,
Wuchsen und wuchsen so zugleich.
Beide vereinten sich zuletzt,
Was sie vereinte, war die Lieb.

Mein verehrter Lehrer und Freund! Was uns vereinte und eint ist auch die Liebe. Wie mannigfaltige Beweise Ihrer Liebe zu mir habe ich im Laufe der Jahre erfahren! Wahrhaftig, Menschen Ihrer Art, von so unbegrenztem, angeborenem Wohlwollen sind seltener als echte Diamanten. Es gibt ihrer aber wohl. Als ich vor einem Jahre das Vorwort zum I. B. dieses Werkes schrieb, rief ich bangen Gemütes aus:

O du Heimatflur! O du Heimatflur!
Laß in deinen heiligen Raum
Mich noch einmal nur, mich noch einmal nur
Entfliehn im Traum!

Den Traum werde ich nun in kürzester Zeit in Wirklichkeit umsetzen. Dies verdanke ich hauptsächlich der Wiener

anthropologischen Gesellschaft, in die Sie mich eingeführt haben. Das ist eine wahre Heimstätte österreichischer Ethnographie geworden, wo man zugleich südslavisches Volkstum gebührend würdigt. Schaue ich jetzt auf das Lindenbäumchen vor meinem Fenster, so wills mich bedünken als beglückwünsche mich das Bäumchen, indem es seine saftig grünen Blätter leise bewegt. Ich fühle mich wirklich glücklich. Ehe der Mond zweimal wechselt, hoffe ich schon bei meinem Mütterlein in der Heimat zu weilen. Ihnen, mein Lehrer schreibe ich zuerst:

Was die Schwalbe sang, was die Schwalbe sang,
Die den Herbst und Frühling bringt,
Ob das Dorf entlang, ob das Dorf entlang
Das jetzt noch klingt.

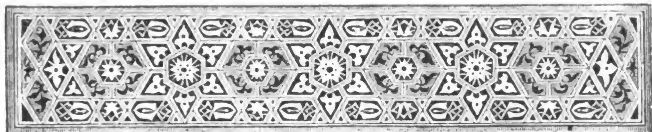
Behalten Sie, mein Lehrer, immer lieb
Ihren getreuen

Wien, Pfingstsonntag 1884. **Krauß.**



Inhaltsangabe.





1.

Warum der Fuchs den Gänsen Blutrache geschworen.

Der Fuchs war alt und grau geworden und fühlte bittre Reue über seine Sünden. Er wollte mit beruhigtem Gewissen von dieser Welt scheiden und beschloß nach Rom zu pilgern. Vorher aber wollte er beichten. Drum suchte er seinen Gevatter im Dachsbaue auf und sprach zu ihm: „Schau, lieber Gevatter, ich bin alt und grau geworden und fühle bittere Reue über meine Sünden. Ich möchte gern mit beruhigtem Gewissen aus dieser Welt scheiden und will daher nach Rom zum Papste pilgern. Vorher will ich dir aber beichten.“ Der Dachs: „Ich bin damit ganz einverstanden, lieber Vetter, daß du dich endlich einmal bekehrst. Beichte mir nur offen und ehrlich alle deine Sünden.“ Nun zählte der Fuchs alle seine Sünden auf, wie er oft unschuldige junge und alte Gänse ums Leben gebracht. „Ich gab mich nicht damit zufrieden, daß mein Hunger gestillt war, ich mordete die Gänse hin auch

zum bloßen Zeitvertreib, wo ich nur immer konnte," beichtete der Fuchs. Darauf der Dachs: „Wenn dem so ist, kann ich dir früher keine Absolution erteilen und du darfst auch nicht eher nach Rom zum heiligen Vater pilgern, als bis du die Gänse öffentlich um Verzeihung gebeten hast. Erst nachdem sie dir verziehen haben werden, kannst du dich auf den Weg machen." Nun berief der Fuchs alle Gänse auf eine große Haide, damit er sie um Verzeihung bitten könne. Er stellte sich auf einen umgestürzten Baumstamm am Ufer des Baches und wollte die Gänse um Verzeihung bitten. Wie er aber den Mund aufmachte, fingen alle Gänse auf einmal zu schnattern an: gagagagagaga... Da konnte freilich der Fuchs nicht zu Worte kommen. Es schnatterten ja alle. Nun wurde er zornig und sprang auf den alten Gänserich los, der den größten Lärm machte. Er wollte ihm nur sagen, daß er still sein solle, aber der Gänserich schrie nun erst recht. Da hielt ihm der Fuchs den Hals zu, und der Gänserich erstickte. Jetzt liefen alle Gänse davon. Seit der Zeit wollen sich die Gänse nimmermehr versammeln, wenn sie der Fuchs ruft. Der Fuchs aber kann die Gänse nimmermehr um Verzeihung bitten und kann daher auch nicht nach Rom pilgern, weil ihm der Dachs keine Absolution erteilen will. Aus Gift und Galle darüber schwur der Fuchs allen Gänsen Blutrache und nahm auch am Sterbelager seinen Söhnen einen heiligen Eid ab, daß sie des Vaters Schimpf bei jeder Gelegenheit rächen werden.





2.

Die Ziege Gewitzigt.

Begegnete einmal der Wolf einer Ziege allein außerhalb der Hürde und wollte sie auffressen. Bat ihn die Ziege: „Geh, ich bitt dich, gedulde dich noch bis zum Herbste; jetzt bin ich ja noch zu mager.“ Fragte sie der Wolf: „Wie heißt du denn?“ antwortete die Ziege: „Ich bin die Ziege Gewitzigt.“ Im Herbste kam der Wolf und rief die Ziege: „Heda Gewitzigt! o Gewitzigt!“ Entgegnete ihm die Ziege aus der Hürde: „Ja, wäre ich nicht gewitzigt, wär' ich jetzt nicht in der Hürde geborgen.“





3.

Der Wolf wechselt seinen Pelz jährlich, sein Gemüt nie.

Volkssprichwort.

Es war einmal ein Wolf, der fügte in seinem Leben sehr viel Leid und Ärgernis den Bauern zu, indem er viele Füllen, Kälber, Zicklein und Schweine hinwürgte. Endlich fühlte er auf seine alten Tage bittere Reue über sein böses Tun und faßte den Entschluß, daß er von nun an aufhören werde, aller Welt feind zu sein. Drum legte er den Bauern, denen er so viel Schaden angethan, einen heiligen Eid ab, daß er sich wirklich bessern werde, weil er seine Sünden bitter bereue. Und so gestand er ihnen alle seine Missetaten reumütig ein, nicht anders als ob er beichtete.

Darauf hin verziehen ihm die Bauern alle seine Vergehen, weil sie nun überzeugt waren, daß er sich bessern werde. Also schied in Frieden der Wolf von den Bauern. Da führte ihn der Weg an einer Gänsesteige vorbei, die mit einem Gatter verschlossen war. Ein Gänserich bemerkte

den vorübergehenden Wolf, steckte den Kopf durchs Gatter und pfauchte den Wolf an. Sagt der Wolf weder so noch so, sondern, hast du's nicht gesehen, schnappt nach dem Gänserich mit seinen scharfen Zähnen und beißt ihm den Kopf ab. Schrieen ihn die Bauern an: „Isegrim, was tust du? hast ja eben vor aller Welt heilig versprochen, daß du dich bessern wirst?" — „Na, und warum läßt so ein Gänserich einen Heiligen nicht in Frieden seines Weges ziehen?" entgegnete der Wolf.





4.

Der Igel und die Füchsin.

Einst schloßen der Igel und die Füchsin Wahlbruderschaft, und die Füchsin lud den Igel in ihren Bau zu einem Gastmal und zum Uebernachten ein. Antwortete ihr der Igel: „Wer weiß wie weit weg dein Bau von da sein mag und ob es drinnen auch genug geräumig ist; doch weißt du was, komm du zu mir, damit du mich Faulpelz nicht so weit zu bemühen brauchst.“ Gut. Sie gehen selbander zu des Igels Nachtquartier und finden ein gutes Nachtmahl fertig; die Füchsin ist aber bei großem Hunger und ißt beinahe allein alles bei Putz und Stengel auf. Nun legen sie sich in ein Gestrüpp, wo kaum die Füchsin genug Raum hatte. Als sie schon eingeschlafen war, dachte der Igel daran, wie er sich an ihr rächen soll. Windet er sich zu einem Knäuel zusammen und rollt zur Füchsin hin. Des Igels Stacheln stachen die Füchsin sehr und sie sagte zum Igel: „Weiter weg, Wahlbruder, vergiß mir nicht, daß ich in deinem Hause weil'.“ Der Igel drauf: „Nichts für ungut, liebe Wahlschwester, bin gewohnt, daß ich in meinem Hause bequem schlafe, wem's da nicht genug geräumig ist, je nun, die Thüre steht ihm offen.“





5.

Vom Esel, den man zur Hochzeit ruft.

Der Esel schlummerte eben an der leeren Krippe, als da plötzlich jemand an der Stallthüre anpochte. Wer kann das nur sein? Siehe da, die Schwalbe ist's, die eiligst daher geflogen kommt und dem Esel zuruft: „Tummel dich, wir müssen gehn! Man schickt mich, damit ich dich mitbringe. Sie rufen dich, morgen giebts eine Hochzeit." Fragte der Sohn: „Was soll das heißen, dich, den Alten, ruft man, nach mir Jungen frägt man gar nicht? Ich tät ja viel besser und schöner als du tanzen und singen." Seufzte der alte Esel auf nnd antwortete seinem Sohne: „Wahrscheinlich darum, mein Söhnchen, weil sie im Hause kein Holz und Wasser mehr haben."





6.

Der kranke Wolf.

Der Wolf wurde alt und krank, und weil er krank war, konnte er nicht mehr auf die Jagd gehen und mußte bitter hungern. Er ließ nun seiner Wahlschwester, der Füchsin, die Nachricht zukommen, sie möchte so gut sein und ihn besuchen. Die Füchsin aber, verschlagen wie schon von Haus aus die Füchsin ist, nimmt mit sich ihren Wahlbruder, den Hirtenhund. Als sie zum Wolf kam, begrüßte sie ihn mit einschmeichelnder Stimme: „Guten Morgen, lieber Wahlbruder! Wie steht's mit der Gesundheit?" Wie der Wolf an der Seite der Füchsin den Hund gewahrte, fragte er: „Wer geht da mit dir, liebe Wahlschwester?" — Antwortete sie ihm: „Hast du denn nicht gehört, daß ich vor kurzem geheiratet habe und da begleitet mich mein Brautführer hier aus Liebe und Freundschaft, weil er sich fürchtet, daß jemand meine Ehre antasten möchte." Drauf Isegrim: „O Reineke, Reineke! Längst schon kenn ich dich deinem Namen nach, sowie du mich an meinem Pelz."

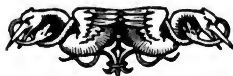


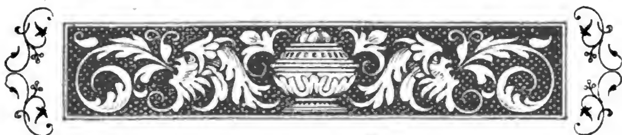


7.

Der Wolf macht den Schafen einen Besuch.

Die Schafe gewahrten plötzlich den Wolf und vor Schrecken versammelten sie sich alle zu einem Haufen. Fragten sie ihn: „Ja, was suchst du ungebetener Gast denn hier in unserem Hause? Hast etwa zu wenig Raum in Gebirg' und Wald?“ — Der Wolf: „Na, und wenn ich auch ungebeten gekommen bin, so ist's nicht das erste und nicht das letzte Mal. Ich bin aber seit dem Frühjahr, wo wir einen heiligen Frieden mit einander geschlossen haben, nicht mehr zu euch auf Besuch gekommen. Da hat mich große Sehnsucht nach euch ergriffen und ich bin nun gekommen, damit ich sehe, wie's euch ergeht.“ — Antwortete ihm ein altes Schaf: „Wenn du nach uns Sehnsucht trägst, uns plagt nach dir keine. Je weiter du von uns weilst um so heilsamer für uns.“





8.

Der Fuchs und der kranke Wolf.

Einem alten Wolf blieb ein Bein im Schlund stecken, so daß er weder leben noch sterben mehr konnte. Drum zog er aus in die Welt, um einen Arzt zu suchen. Glücklicher Weise begegnet er dem Fuchs und bittet ihn inständig: „O mein viel geliebter Gevatter Reineke! Hat dich schon das Glück mir in den Weg geführt, nun denn zieh mir auch das Bein aus dem Schlund heraus. Ich geb' dir mein Ehrenwort und schwör dir bei Allem, was mir heilig ist, ich will die erste Beute, die mir gelingt, mit dir brüderlich teilen." Antwortete der Fuchs: „Mein lieber Wahlbruder, ich hab' reden gehört, daß ihr Wölfe euch insgesammt verschworen habt, daß ihr nie ein Fleisch, das euch einmal im Rachen steckt, fahren lassen werdet." — „Fürchte dich doch nicht, mein süßer Reineke, ich geb dir mein ehrlichstes Ehrenwort, es geschieht dir nichts." Zugleich sperrte er den Rachen auf. Als der Meister die stattliche Zahnreihe erblickte, war er nicht einmal so neugierig, nachzuschauen, wie tief das Bein im Schlunde stecke, geschweige, daß er einen

Fuß hineingesteckt hätte, um so das Bein herauszuziehen. Er sagte bloß: „O mein lieber Wahlbruder! Das Bein steckt so tief und ist schon so ans Fleisch angewachsen, daß einer schon sehr geschickt sein müßte, der's selbst mit einer Zange herausbekäme. Doch warte ein Weilchen da, ich gehe gleich und suche dir einen Arzt.“





9.

Die Füchsin in der Falle.

Es verfing sich einmal die Füchsin, als sie schon alt geworden war, mit einem Fuße in eine Falle. Sie machte hunderterlei Anstrengungen, wie sie sich aus dieser Klemme herausziehen könnte. Es wollte aber nicht gelingen. Zuletzt schlief sie ein, weil sie dachte, vielleicht kriegt sie im Schlafe einen guten Einfall, wie sie ihren Fuß befreien möchte. Siehe da, kommen des Weges ihre Töchter und zwei Enkel. Als sie das Mißgeschick ihrer Mutter erkannten, fühlten sie mit ihr Mitleid und wunderten sich groß, wie sich denn um des lieben Himmels willen, sie, die alte Füchsin, in die Falle verstiegen habe. Fragte die Tochter: „Aber liebes Mütterchen, wenn du, eine so grundgescheidte Person aufgesessen bist, was sollen wir dümmeren anfangen?“ — „Meine lieben Kinder,“ entgegnete die alte Füchsin, „die Dummen geraten mit allen Vier auf einmal ins Unglück hinein, während ich nur mit einem Fuße darin stecke. Doch schaut, daß ihr euch schnell aus dem Staube macht, denn da kommt jemand aus dem Dorfe zu mir her.“



10.

Der Fuchs und die Hühner.

Der Fuchs schlich sich einmal in die Nähe eines Dorfhauses, wo er Hühner gewahrte und lief gleich gegen sie Sturm. Die Hühner erschraken und flogen rasch auf einen nahen Baum hinauf. Als dies der Fuchs sah, verwunderte er sich gewaltig über dieses sonderbare Benehmen der Hühner; die saßen nun in Sicherheit auf dem Baume oben. Er fragte sie: „Was flieht ihr, seid ihr verrückt geworden? Habt ihr denn nicht gehört, das heute unter allen Tieren dieser Erde ein fester, ewiger Friede geschlossen wurde?“ Als der Hahn dies hörte, schüttelte er vor Freude die Flügel und antwortete dem Fuchse: „Wir haben sicher von diesem Frieden noch nichts reden gehört, doch so was würde zu guter und glücklicher Stunde geschehen. Sieh, von dort unten kehren auch schon unsere Haushunde heim; schau, wie frohgemut sie daherlaufen, gewiß bringen auch sie uns dieselbe freudige Botschaft.“

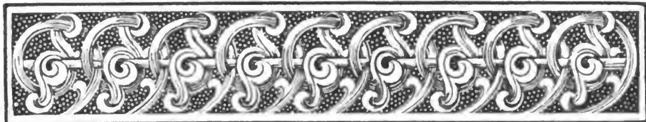




11.

Der bußfertige Wolf.

Der Wolf war schon uralt geworden und legte sich auf trockenes Buchenlaub, weil er schon nimmer gehen, geschweige Beute machen konnte. Er fing nun an, seinen Lebenslauf zu überdenken und sprach vor sich hin: „Habe den Bauern viel Übles zugefügt, habe Gott nicht gescheut und die Menschen nicht gefürchtet, doch jetzt bereue ich meine Sünden und schwöre, daß ich von nun ab Niemand auch nur das geringste Leid zufügen werde.“ Die Füchsin hörte sein Selbstgespräch aus einem wohlversteckten Orte mit an und sprach voll Mitleid zum Wolfe: „O mein beklagenswerter Wahlbruder! Lieber wäre mir's, wenn fünfhundert Wölfe statt deiner allein heute früh todtgeblieben wären.“ Bat sie der Wolf: „Wohlan, teure Wahlschwester, bei unserer alten Lieb' und Treu! Geh, überzähle mir meine Zähne, damit ich noch vor meinem Tode erfahre, wie viel Zähne ein Wolf hat? — Antwortete ihm die Füchsin: „Das tät ich wirklich von Herzen gerne; ich möchte dir mit Leichtigkeit die obere und untere Zahnreihe abzählen, nur stehen mir ein wenig bei dir die Schneide- und Malmzähne im Wege.“

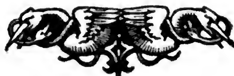


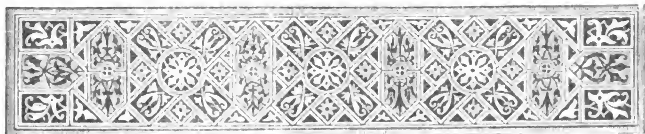
12.

Der Wolf von der Füchsin in die Falle gelockt.

Einmal fand die Füchsin eine aufgestellte Falle, in welcher ein schönes, großes Stück Fleisch als Köder lag. Die Füchsin betrachtete aus einiger Entfernung die Falle, als da plötzlich von irgend woher der Wolf des Weges kam. Die Füchsin war schon seit längerer Zeit nicht gut zu reden auf den Wolf und dachte sich: nun ist die beste Gelegenheit da, ich will ihm einen Denkzettel geben. Dann sagte sie zu ihm: „Schau da, mein lieber Wahlbruder, ein Essen umsonst. Wollte allein essen, wie ich aber sah, daß du kommst, wartete ich auf Dich, damit wir in Gemeinschaft das Wenige uns schmecken lassen. Ich bitt dich aber, geh, bring doch das Fleisch vor mich her, ich bin leider seit gestern Abend so schwer erkrankt, daß ich mich nicht von der Stelle rühren kann. Tu's schnell, sonst kommt noch ein anderer Wolf oder ein Fuchs daher.“ Kaum gewahrte der Wolf, der gerade wie immer stark hungrig war, das Fleischstück, flugs schnappte er mit weit aufgerissenen Rachen darnach und zog rasch und kräftig an. Klaps!

hast du's nicht gesehen, schlug das Eisen zu und zwängte dem Wolf den Kopf ein. Wehklagte der Wolf: „Gnade Wahlschwester, hilf mir, damit ich meinen Kopf befreie!" — Die Füchsin: „Das tät ich von Herzen gerne, aber ich sagte dir ja schon, daß ich mich nicht vom Flecke rühren kann. Doch geduld dich nur noch ein Weilchen, es wird gleich jemand aus dem Dorfe da sein, und dir wird gleich leichter werden."



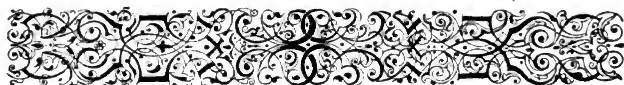


13.

Mein Haus, meine Freiheit.

Einst bewirtete die Füchsin den Igel den ganzen Tag. Als es Abend wurde, wollte sie den Igel die Nacht bei sich behalten. Doch er schlug ihr diesen Wunsch ab, indem er sagte: „Ich gehe lieber nach Hause.“ Also nahm er von der Füchsin Abschied und trat den Heimweg an. Die Füchsin schleicht ihm unbemerkt nach, weil sie sehr neugierig ist, wie des Igels Haus doch ausschaut, wenn er sich so sehr nach demselben sehnt, daß er ihren schönen weiten Bau im Felsen als Nachtquartier verschmäht. Der Igel kam zu seinem uralten Baumstamm, kroch in die Höhlung unters Buchenlaub hinein, streckte sich der Länge nach aus und sagte: „Mein Haus, meine Freiheit.“



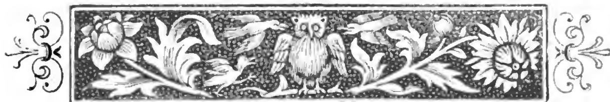


14.

Kätzlein und Mäuslein.

Fieng einmal ein Kätzlein ein Mäuslein und spielte die längste Zeit mit ihm. Da bat das Mäuslein: „Ich wollte, du wärst schon einmal fertig. Was geschehen muß, muß geschehen. Genug sei des Spiels. Hast du Lust zum Spielen, hab ich Lust zum Weinen.“ Das Kätzlein drauf: „Ja, wäre dir gar so weinerlich zu Mute, so müßt ich doch auch etwas davon hören; wir sind ja genug nahe an einander.“ — Inzwischen kam von irgendwo jemandes alte Katze dahergesprungen, grappste nach dem Mäuslein und husch, war sie fort. Zwischen ihren Zähnen die Seele aushauchend, sprach zu ihr das Mäuslein: „Ich verzeihe dir meinen Tod, hast du mich doch endlich aus Feindes Klauen entrissen.“





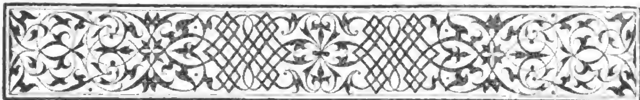
15.

Die Waldmaus und die Wildkatze.

„Was ist das dort unten im Haselnußgesträuch, liebes Mütterchen?“ fragte ein junges Mäuslein sein Mütterchen. — „Wo denn zum Kuckuck?“ — „Na, dort unten mein ich. Ich klaube Haselnüsse auf, kommt dir plötzlich dahergerannt so ein kleines aber schreckliches Tier; ist einem Hasen ähnlich, ist aber doch kein Hase. Ja, wahrhaftig, hätt' ich mich nicht flugs in einen hohlen Haselstock hineingeflüchtet, beinahe hätt's mich mit Haut und Haaren verschlungen.“ — „So komm mit mir, will doch auch sehen, was das ist.“ — Giengen hin. Auf einmal standen sie vor der Wildkatze, und hast du's nicht gesehen, nicht länger dauerte es, als bis eines „was“ sagen könnte, rief das Mäuschen dem Mütterchen zu: „Das ist sie!“ Sprang die Katze und hat es schon, das kleine Mäuslein. Da fragte die alte Maus von der Staude herab die Wildkatze: „Warum hast du mir nun mein Kind umgebracht. Es hat dir ja in seinem Leben nie etwas in den Weg gelegt? Was hast

du da im Haselgesträuch zu suchen, du ißt ja keine Haselnüsse?“ — „Bei Gott,“ erwiderte die Wildkatze, „jeder geht seiner Jagd nach. Eß ich keine Haselnüsse, so jag ich dafür, was Haselnüsse ißt. Wenn's dir um deinen Sohn leid tut, komm ein wenig herab, da wollen wir's ausmachen; will dich doch auch einmal fragen, was dir die Haselnüsse in den Weg gelegt haben, daß du sie immer beknusperst und ißt?“ — „Bei Gott, ich geh nicht, denn ich kenne und sehe deine Gerechtigkeit.“

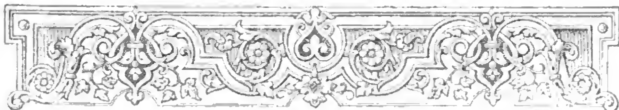




16.

Die Wölfe und die Schafe.

Irgendwo auf einer Alpe lagen einmal die Schafe im Schatten, während die Sonne heiß niederbrannte, wiederkäuten wie immer und gaben sich allerlei Grübeleien hin. Auf einmal begann das älteste Mutterschaf: „O du lieber Gott, das Eine möcht ich doch gern wissen, was mit diesen unseren elenden Häuten nach unserem Tode geschehen wird!“ Antwortete ihr der älteste Schafbock: „Bei Gott, aus dem einen werden Pelzröcke, aus dem anderen Schläuche, aus anderen Riemzeug gemacht, die meisten aber werden zu Schuhriemen verschnitten.“ Wölfe aus dem nahen Wäldchen belauschten diese Unterredung und riefen den Schafen zu: „O ihr gutherzigen und rechtschaffenen Geschöpflein! Eben darum würgen wir euch so gerne hin, damit dieses verfluchte und erbarmungslose Menschengeschlecht nach Henkersart eure Häute auf alle mögliche Weise nicht verschneide und vergeude. Wo hättet ihr's besser als in unserem warmen Eingeweide?“

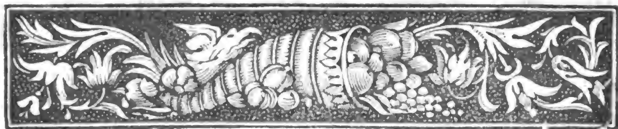


17.

Der Wolf und die Lämmer.

Es war einmal ein Wolf, der hatte einen wahren Wolfshunger. Leider wollte es ihm durchaus nicht gelingen irgend etwas zu erbeuten. Drum stahl er sich sachte zu einer Hürde hin, in welcher Lämmer eingesperrt waren. Weil er aber in die Hürde nicht hineinspringen konnte, fieng er an schön und freundschaftlich zu rufen: „O meine lieben Lämmlein, ihr jungen Tierlein! Ich beschwör euch bei euerer Gutherzigkeit und Liebe, komm doch eins von euch zur Thür her, damit es mir das Bein aus der Kehle herausziehe. Eines ist mir drin stecken geblieben. Nun kann ich so weder leben noch sterben.“ Antworteten ihm die Lämmchen. Das täten wir von Herzen gerne; leider ist die Hürde abgesperrt. Doch wart ein Weilchen. Gleich sind die Hirten von der Alpe da, die werden dir geschickter das Bein herausziehen.“





18.

Der Wolf und das Lämmchen.

Begegneten einmal einander auf dem Wege Schaf und Wolf, und das Schaf fragte den Wolf: „Gibts Landfrieden Vetter Isegrim, bis wir etwas miteinander besprochen?“ „Von mir aus hattest du immer Landfrieden und so auch heute,“ erwiderte der Wolf. Das Schaf: „Bei deiner Ehre, sag an, warum hast du mir heut früh meinen Sohn umgebracht?“ — „Nun, ich will dir meiner Seel Alles ehrlich erzählen. Heut früh tret ich durstig an eine Wasserlache, um zu trinken. Wie ich mich niederbeuge, kommt dir dein Sohn schnurstracks daher gerannt und trübt mir das Wasser, nur um mit mir Händel zu bekommen. Ich hab ihn wiederholt gebeten, er soll mir das nicht antun, er aber trübte mir erst recht das Wasser. Offen gestanden, darüber wurd ich giftig und würgte ihn ab, hab aber auf der Stelle bittre Reue gefühlt, als ich hörte, es sei dein Sohn. Da aß ich ihn auf, damit der arme Teufel den Weg nicht verpesten soll.“



19.

Pferd und Ochs führen vor dem Löwen Klage.

Einmal in Winterszeit gerieten Pferd und Ochs an der Krippe im Stalle in großen Streit, da ihnen ihr Herr gerade an diesem Abend sehr wenig Heu zum Nachtmahl vorgelegt hatte. Sprach das Pferd zum Ochsen: „Troll dich von da weg, du Faulpelz! Von dem da kriegst du heut Nacht keinen Anteil, ich hab es auf meinem Rücken vom Feld uud vom Gebirge hergeschafft. Willst mir nicht folgen? Gleich sollst meine jüngst neubeschlagenen Hinterhufe kennen lernen!" Darüber lachte der Ochs und antwortete: „Bist du aber nicht gescheidt, mein Rößlein, mein Närrchen! Hast du das Heu und Stroh vom Felde hergeschafft, hab ich dafür das Land aufgeackert, indeß du zur selben Zeit getagediebt und umsonst gefressen hast. Nun, magst du nicht, daß wir brüderlich teilen, gut, laß ich dich auch nicht zu. Willst du mir nicht folgen? Gleich sollst meine zwei langen, spitzigen Hörner kennen lernen." Wurde's Pferd giftig und versetzte mit den Hinterhufen dem Ochsen einen wuchtigen Schlag auf den Schenkel. Der Ochs nicht

faul, fährt dem Pferd mit den Hörnern in die Weichen. Und auf diese Weise richteten die Zwei einander gar übel zu.

Noch ganz im Zorne eilten die Beiden gleich gemeinschaftlich vor den Richterstuhl des Löwen, des Königs aller Tiere dieser Erde. Fragte sie der Löwe: „Was führt euch denn heute schon in aller Früh her?“ — „Bei Gott, Herr und Gebieter, grimmes Unrecht und Leid, damit du über uns richtest und damit wir wissen, wer von uns Zweien im Rechte ist.“ Antwortete ihnen der Löwe: „Legt euch da ein Weilchen nieder, bis da kommen mein Sohn und mein Bruder. Ihnen hab ich die Herrschaft abgetreten, seitdem ich gealtert bin. Ich vermag nicht mehr wie ehedem klar zu unterscheiden und mag auch nicht meine Seele versündigen.“ Nicht lange währt es, da kommen Bruder und Sohn. Springen Pferd und Ochs auf und fangen an den Richtern ihren Streitfall vorzutragen. Sprach der alte Löwe: „Da hälts gar nicht schwer Recht zu sprechen, ohne seine Seele zu versündigen. Der Fall ist ganz klar. Da ihr an einer Krippe zusammenleben müßt, so ist eine schwache Aussicht vorhanden, daß ihr je friedlich miteinander auskommen werdet. Da schau einer her, wie ihr beide schwer verwundet seid! Drum, da nimm du, Bruder, den Ochsen, und du, liebes Kind, das Pferd, und verspeist sie, damit die armen Verwundeten keine solche Martern weiter ertragen müssen.“ Sprangen die zwei Löwen auf ihre Beute los; schrieen Pferd und Ochs zugleich: „Gnade Kaiser! Laß uns nicht, wir zwei sind allein in Streit geraten, allein wollen wir uns auch wieder miteinander aussöhnen.“ Doch die zwei Löwen sagten: „Hättet ihr Verstand gehabt, wärt ihr zu uns gar nicht gekommen. Uebrigens der Kaiser hat sein Urteil gefällt, ein kaiserliches Urteil wird nicht wiederrufen.“



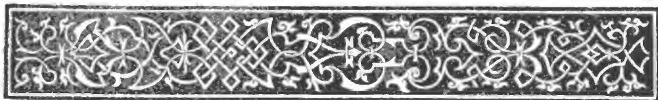


20.

Der Wein und die Hirse.

Einst machte sich der Wein auf den Weg, um sich zu ergehen. Als er so des Weges einherwandelte, begegnete er der Hirse und rief ihr zu: „Guten Tag, Bröſele!“ — Ja, das wurmte die Hirse nicht wenig, und sie antwortete ganz erregt: „Beſcheer dir Gott alles Gute, du Kopfzerlöcherer!“ — Da merkte der Wein, daß er die Hirse beleidigt, und als er ihr ein zweitesmal begegnete, begrüßte er sie: „Guten Tag, Tiſchanfüllerin!“ — Darüber war die Hirse recht erfreut und antwortete ihm: „Beſcheer dir Gott alles Gute, mein lieber Freudenſpender!“





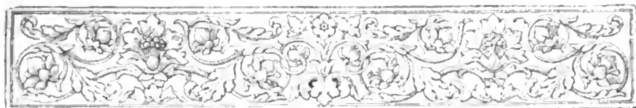
21.

Die Ochsen und die Kühe.

Einst versammelten sich die Ochsen auf einer Wiese und beklagten sich über ihre Herren. „Wie kommts, daß nicht auch die Kühe wie wir das Feld beackern, und Heu und Stroh mit dem Wagen heimführen, sondern Jahr aus Jahr ein ruhen und uns das wegfressen, was wir im Laufe des Jahres erackern und nach Haus schleppen. Bei Gott, von heute ab solls nimmer so sein, sondern wanns heißen wird ackern oder Wagen ziehen, muß jedesmal zugleich mit jedem Ochsen eine Kuh eingespannt werden. So wird dann weder ihnen noch uns Unrecht geschehen.“ „Recht so, recht so,“ riefen alle und schickten vier junge Stiere um die Herren, damit sie ihnen den Beschluß ausrichten. Entgegnete ihnen der Dorfschulze: „Ihr seid freilich im Rechte und wir sehen dies ganz gut ein, hätten wir aber bisher nicht immer so sorgfältig auf euere Ehre und eueren Namen geschaut, wir hätten schon längst die Ochsen in eine Reihe mit den Kühen gestellt. Doch wenn ihr durchaus darauf dringt, so wollen

wir alle Hausältesten darauf eingehen und zwar unter folgender Bedingung: Seid ihr Ochsen vom heutigen Tag ab Kühe, kalbt und gebt Milch und dafür sollen die Kühe Ochsen werden, ackern und das Stroh nach Haus führen." Schauten die Ochsen einer den anderen an, und der älteste unter ihnen fragte die übrigen: „He, was nun Brüder! Sollen wir einwilligen oder nicht?" Brüllten die jungen Stiere wie aus einer Kehle: „Tus von euch wer da will, wir gehen darauf erst recht nicht ein." Und die jungen Ochsen fiengen auch alle zugleich zu brüllen an: „Bei Gott, wenn wir auch schon halb todt geschlagen sind, wollen wir auch um keinen Preis darauf eingehen. Lieber ein Jahr Ochs als zehn Jahre Kuh."

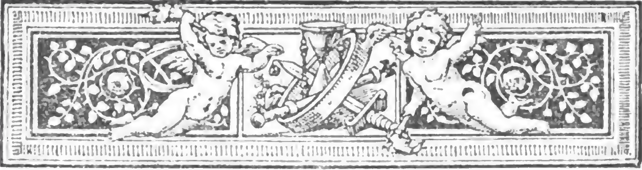




22.

Die Schlange und die Nachtigall.

Eine Nachtigall kehrte von ihrem Ausfluge mit Atzung im Schnabel zu ihrem Neste zurück und wollte ihre junge Brut atzen, doch siehe da, statt der Vöglein gewahrt sie im Neste eine zusammengeringelte Schlange. Fragte die Nachtigall: „Wie kommst du daher?“ — „Ich bewache dein Haus und deine Kinder bis du zurückkommst und wundere mich nur über dich, wie du so lange Zeit deine Kinder allein lassen kannst. Du weißt ja, daß jeder seine Freunde und Feinde hat.“ — „Aber wo sind meine Kinder?“ — „Wenn dus nicht weißt, so weiß ichs, und du kannst es auch leicht erraten.“ — „Sobald ich dich da seh, na, da weiß ich wohl, daß meinen Kindern und meinem Hause Ach und Weh ist.“ Fieng die Schlange an aus dem Neste zu der Nachtigall sich hinzuschleichen und sprach zu ihr: „Du hast dein Haus wie früher. Du sollst keinen Grund haben, mir etwas nachzutragen.“ Doch die Nachtigall gab zur Antwort: „du bist auf falscher Fährte. Hast du mich nicht damals fangen können, als ich noch unbefiedert im Neste saß, so wirds dir jetzt noch weniger gelingen, da ich beflügelt bin.“



23.

Wolf und Hund.

Der Wolf begegnete einst dem Hunde und sprach zu ihm also: „Gib du mir deinen Spürsinn, ich geb dir dafür meine Schnelligkeit!“ Der Hund willigte in den Tausch ein. Der Wolf gab ihm denn seine Schnelligkeit. Kaum hatte der Hund die Schnelligkeit erlangt, ergriff er schnell die Flucht. So blieb der Wolf allezeit ohne Spürsinn.



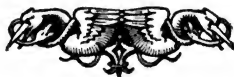


24.

Die zwei Hunde.

Es starb einmal ein rechtschaffener Bauer, der sein Lebelang fleißig und strebsam gewesen und so viel erworben hatte, daß er mehr als das ganze übrige Dorf besaß. Sein Sohn aber gab sich der Trägheit, der Völlerei und dem Tagedieben und hin verschleuderte nach und nach alles was im Hause war. Es kam endlich so weit, daß er in einem Winter nicht einmal soviel mehr hatte, daß er sich und seine Familie recht überwintern konnte. Nun schlug er noch die zwei letzten Pflugochsen und die zehn Schafe, die ihm übrig geblieben waren, nieder. Er hatte aber auch zwei gute, treue Haushunde; diese Hunde sahen sein Treiben mit an. Sprach da in einer Winternacht der jüngere Hund zum älteren: „In diesem Hause ist unseres Verbleibens nimmer länger, denn entweder frißt uns der Hunger oder unser junger Herr selbst auf, denn dieser hat schon bis auf uns zwei gar nichts mehr im Hause." Darauf erwiderte ihm der ältere Hund: „Bei Gott, Genosse, wenn schon unser

junger Herr vor der Welt Ehre und Glauben verloren, so dürfen wirs doch nicht gleichfalls tun." „Das wollt ich auch nicht," versetzte der jüngere Hund, „wenn aber unser Herr einem solchen Vater nicht treu blieb und dessen Ermahnungen am Sterbelager nicht befolgte, da mag ich ihm auch nicht treu sein. Drum, hör mal, laß uns zwei davonlaufen. Wir finden uns leicht einen Herrn bei dem es immer eine volle Schüssel fürs Hausbewachen und Bellen gibt." „Du magst davon laufen," entgegnete ihm der ältere Hund, „ich habe in diesem Hause genug Mehlmuß und Milch aufgeschleckt, daß ich lieber vor Hunger hin werden möchte als die Treue brechen."



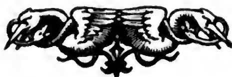


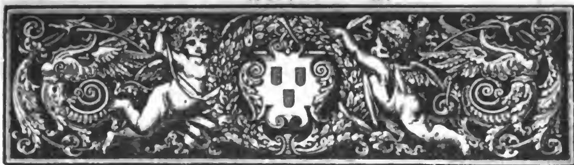
25.

Reinekens Rache an Jsegrim.

Kam mal zu Winterszeit Vetter Jsegrim auf Besuch zu Meister Reineken, traf ihn aber nicht an im Baue, sondern nur des Meisters drei Jungen, und da dachte er sich: „Nun Reineke nicht daheim weilt, laß mich die Kleinen auffressen; er wird ja nicht darauf kommen, wers getan hat.“ — Flugs hat er zwei hinuntergewürgt und schon hält er das dritte im Rachen, als da plötzlich von irgendwoher der Meister erscheint. Wie der da erschaut, daß ihm der Vetter die Jungen auffrißt, bricht er in Thränen aus und sagt: „Bruder was hast du mir da angestellt! Jst das unsere vorjährige Bruderschaft?“ — „Bei Gott, Herzensbruder! Einerseits hat mich der Hunger stark gequält und andererseits hab ich nicht gewußt, daß es die deinen wären; dieses einemal kannst mirs wohl verzeihen, und ich will dir schwören, daß es nimmermehr von mir aus geschehen soll!“ — „Nun gut, wenn dem so ist, so komm mit mir und vereidig dich auf unser Evangelium.“ — „Was für ein Evangelium? Bist du bei Trost?“ — „Folg du mir nur,

damit ich dirs weise. Wenn du davon keine Kunde hast, so kennen wir Füchse eines, die wir nicht so wie Ihr Wölfe, Frevel auf Frevel häufen.“ — Nun führte Reineke den Isegrim zu einer aufgestellten Falle und sagte: „Jetzt leg die zwei Füße auf dieses Evangelium und schwör mir, daß du dich nimmermehr so weit vergessen wirst.“ — Er folgt, legt die beiden Vorderfüße auf das Fleischstück, das auf der Eisenfalle steckt, und — klaps! schon sind sie eingezwackt, Isegrims Vorderfüße. Brach Isegrim in ein Wehgeschrei aus: „Gnade Herzensbrüderchen! hilf! es klemmt mich ein, dieses euer unglückseliges Evangelium!“ — „Da kann ich weiter nichts tun, ich geh aber um unseren Pfarrer, der kommt gleich aus dem Dorfe, und wie dus dann mit ihm ausmachst, mir solls recht sein.“ — Nach einer Weile kommt der Jäger, macht dem Wolf den Garaus und trägt dessen Haut zu Markte.





26.

Der gezähmte Wolf.

Fiengen mal irgendwo im Hochgebirge Dorfhirten ein Wölflein und trugen es mit sich heim ins Dorf. Sie ließen sichs recht angelegen sein, ihm die beste und sorgältigste Pflege zu verschaffen. Als er schon gut gemästet und halbwegs ausgewachsen war, wurde er zahm wie irgend ein Dorfhund es nur sein kann. Doch die Dörfler kriegten doch etwas Scheu vor ihm, er könnte die gewährte Gastfreundschaft mit Füßen treten und wie sein Vater in einer schwachen Stunde sich über die Schafe hermachen. Drum beriefen sie ihn eines Tages vor sich und sprachen zu ihm: „Schau einmal, wie gut es dir bei uns geht, und es soll dir noch besser gehen, wenn du uns schwörst, du wollest nun und nimmer Schafe aus unserer Hürde auffressen, vielmehr daß du sie im Verein mit unseren Hunden vor den Überfällen der übrigen Wölfe beschützen und bewahren wirst.“ — „Beim Allah, ja, das will ich!“ — Nun legte er einen furchtbar gräulichen Schwur ab, ganz so, wie mans von ihm haben wollte. Es rückte die Zeit heran, wo die Hirten

mit den Herden ins Hochgebirge zogen, und da nahmen sie mit den Hunden auch den gezähmten Wolf mit. Als nun eines Tages die Mutterschafe von der Weide zur Hürde heimkehrten, um die Zicklein zu säugen, sprang Isegrim in die Hürde hinein, um die Zicklein abzuzählen, packte aber eines der feistesten bei der Gurgel und fieng an ihm das Blut auszusaugen. Sprangen da der Hirte und die Sennerin auf den Vetter los und schrieen ihn wie aus einer Kehle an: „Ja, was tust du Isegrim?!“ — „Ich möchte gerne erfahren, ob man bei der Gurgel anpackt, im Falle sich ein Schaf aus einem fremden Dorfe hieher zu uns verirren sollte.“ — „Himmel, was hast du da angestellt, verrecken sollst du! hast du uns denn nicht geschworen, daß du —?“ — „Ich hab nicht geschworen, daß ich kein Schaf abwürgen, sondern keines auffressen werde; nun, da habt Ihr ja das ganze Schaf, das Blut hättet Ihr ja so wie so vergossen.“ — „Mordelement, das heißt ja nicht so wie so, Gott soll dir dein Blut und Gehirn verspritzen!“ — „Fluch her, fluch hin, ich weiß worauf ich mich verschworen.“ — „Nun, worauf hast du dich verschworen?“ — „Ich hab mich nur bezüglich der Schafe verschworen, von den Zicklein geschah aber, bei Leibe, mit keiner Silbe eine Erwähnung.“ —



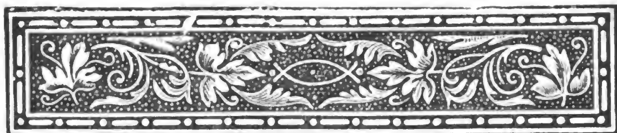


27.

Die Bauern taufen Isegrim.

Irgendwo in einem Dorfe beschloßen die Bauern, Isegrim zu taufen, in der Absicht und Erwartung, er werde nach der Taufe nimmermehr ihre Schafe hinwürgen. Isegrim läßt sich auf irgend eine Weise zu diesem Schritte überreden und verspricht den Leuten, bei Allem was ihm hoch und heilig ist nimmermehr ein Schaf abzuwürgen. Man bestellt einen Priester und einen God und schafft alles herbei, was man zu einer gesetzmäßigen Taufe braucht. Nun beginnt der Priester der Reihe nach über den Täufling die gebräuchlichen Gebete herzusagen. Da trifft es sich gerade, daß eine Herde Schafe mit dem Leithammel voran an der Kirche vorbeizieht, und da spitzt Isegrim die Ohren und unterbricht den Priester: „Wart ein Weilchen, Pfäfflein, vergiß deine Rede nicht, wo du hältst!“ — Der Priester steht ganz verdutzt da und frägt entrüstet den Vatter: „Na was soll denn das heißen?“ — „Na, nichts Schlechtes, es schwant mir nur etwas, als hört ich eine Herde Schafe da an der Kirche vorbeiziehen.“ —



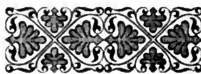


28.

Der Wolf als Mekkapilger.

Irgendwo in einem türkischen Dorfe fiengen einst die Leute einen lebendigen Wolf ein, fütterten ihn einige Tage lang, und hofften ihn zu zähmen, damit er dann aus Scheu wegen der gewährten Gastfreundschaft sich abgewöhne, fürder Schafe abzuwürgen. Als die Türken eines Tages aus der Džamija herausgiengen, besprachen sie untereinander, daß man Isegrim im Dorfe Reisespesen auftreiben soll, damit man ihn mit den übrigen Wallfahrern nach Mekka ziehen lasse. Offenbar werde er nach seiner Rückkunft von der heiligen Stätte auch die übrigen Wölfe bereden, sie möchten einmal ablassen den Bauern Leid zuzufügen. Gesagt getan. Der Wolf wird ausgerüstet, er macht die Reise, kehrt wieder glücklich mit der Pilgerschaar heim und sagt zu den Bauern: „O, Brüder mein! Ich bin nimmermehr der alte Wolf, sondern Hodža Isegrim, und nun schickt es sich, daß ich in's Gebirge aufbreche und den gierigen Tieren predige, sie mögen von jetzt ab die Schafe nicht mehr hinwürgen und die Welt in Frieden lassen.“ — Als er ins Gebirge kam, brach er

in ein gewaltiges Geheul aus, worauf alle Vierfüßler herbeieilten, um Isegrim zu bewillkommnen und sich vor ihm zu verneigen. Nur die Füchse blieben aus, bis auf einen ganz alten Fuchs, der aus angemessener Entfernung zuschaute, was die Wölfe und die übrigen Vierfüßler taten und zu Isegrim sprachen. Isegrim erschien Reinekens Tun etwas sonderbar und drum fragte er ihn: „Was soll denn das heißen, Meister, daß ich nur dich und sonst Niemand aus deiner Sippe da sehe?“ — „Bei Gott, Isegrim-Efendi! Jeder von den Meinen ist jetzt bei der Arbeit, um wenigstens je ein Hühnchen zu fangen und dir als Geschenk darzubringen, damit du nicht, Gott behüte, vor Hunger umkommst, dieweil du ein Gelübde abgelegt hast, daß du nimmer Schafe hinwürgen wirst. Ich Ärmster, konnte aber vom Alter gebeugt nicht mit, und drum schickte man mich ab, um dich unserer Ergebenheit zu versichern.“ — „Aber, was soll denn das bedeuten, daß du dich mir nicht näherst, sondern etwas abseits stehst?“ — „Um dir die Wahrheit zugestehen, es berührt mich ganz wunderbar, wenn ich dich vierfüßigen Hodža ansehe, der du so ganz und gar Schweif und Gebiß eines Wolfes hast.“ —





29.

Bock und Fuchs.

Anfangs Herbst ließ der Bock allen Ziegen im Dorfe kund und wissen tun: „Jedwede Ziege, die sich mir bis zum St. Thomas Tage nicht zur Wahl einstellt, mag wissen, daß sie dieses Jahr gelt bleibt, und dessen mag sie die Schuld einzig und allein nur sich, nicht mir beimessen!“ — Als die Ziegen davon hörten, beeilten sich alle, noch bevor sie der Hirte gepaart, vor dem Bock zu erscheinen; er besprang sie alle und wachte sorgfältig darüber, daß den ganzen Herbst über kein anderer Bock in seinen Bezirk einbreche. Doch schon nach Verlauf eines Monats, war der Bock bis auf Haut und Knochen abgezehrt, nur zum verenden. Die Hirten machten aber nicht viel Federlesens mit ihm, packten und warfen ihn in ein Gebüsch in ziemlicher Entfernung von ihrer Hütte. Hier spürte ihn Meister Reineke auf, näherte sich ihm und begann ihn zu bedauern, weil er so frühzeitig aus dem Leben scheiden müsse. Schon in den letzten Zügen liegend frägt der Bock den Fuchs: „O Reineke, Reineke!

Ich weiß ja, auf was du lauerst, doch sag mir noch vor meinem Tode, gelt, mein Bart wiegt des Kaisers Hauptstadt auf?“ — Worauf Reineke: „Böckelein, Böckelein, mein törichtes Reckelein! Wenig frommt ein schöner Bart, ist der Kopf von dummer Art.“



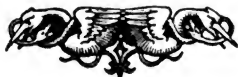


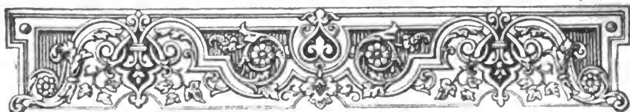
30.

Die Schildkröte und der Fuchs.

Die Schildkröte sah einmal den Fuchs, der eben den Weg ins nächste Dorf einschlug, und fragte ihn: „Wohin wieder, du verfluchtes, hinterlistiges Geschöpf? Hast zu wenig Raum im dicken Wald und auf den weiten Talgründen, daß du auch unser Dorf heimsuchen mußt, und die friedlichen Küchlein hinwürgst, he?" — Wandte sich der Fuchs zur Schildkröte um, warf ihr einen verächtlichen Blick zu und antwortete: „Was, ich soll sagen, wohin ich geh? du abscheuliche, träge, saumselige Trampelschildkröte! So lang ich meinen Verstand und meine schnellen Beine habe, sag ich nicht einmal den Hunden, nicht einmal den Hirten, wohin ich gehe, nun erst dir!" — „Mein lieber Gevatter Reineke, ich habe mein Leben schon so manchen deinesgleichen eingeholt und überholt, mit dir nehm ichs noch immer leicht auf." Der Fuchs gieng seines Weges, die Schildkröte aber spitzte die Ohren und horchte, welche Richtung der Fuchs eingeschlagen. Plötzlich vernahm sie, wie etwas „Klaps" machte und der Fuchs ein Wehgeschrei ausstieß. Dorthin begab

sich die Schildkröte ganz gemächlich, ohne alle Übereilung. Als sie den Fuchs mit den Vorderfüßen in der Falle und ein Stück Fleisch ihm vor der Nase erblickte, fragte sie: „Ja, was soll denn das heißen, lieber Reineke!?“ — „Bei Gott, mit mir stehts schlecht!“ — „Ja, wo bleiben denn deine schnellen Beine und dein kluger Verstand?“ — „Beide haben mich heut früh treulos in Stich gelassen, doch hilf Schwester!“ — „Na, wart ein Weilchen ich geh zuerst ein Stückchen weiter, damit ich dir beweise, daß wir Kröten auch die klugen Füchse einholen und überholen können, bis ich aber zurückkomme, da hast du vor der Nase Fleisch; iß dich daran satt, damit du mir am Ende nicht verhungerst.“



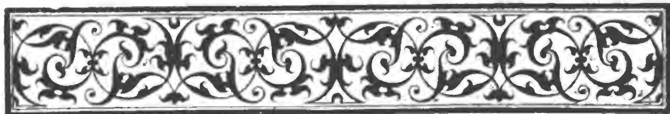


31.

Die sieben Hähne und die eine Henne.

Sieben Hähne versammelten sich auf dem Düngerhaufen und scharrten daselbst herum. Eine Henne bemerkte dies, flog schnell zu ihnen hin und fragte sie: „Was treibt, ihr Kämpen da?“ Antwortete ein Hahn: „Wir sammeln allda Futter und gedenken so viel zusammenzuscharren, daß wir auf ein zwei Jahre mit Futter hinlänglich versorgt sein werden.“ — „Ei was,“ sagte die Henne, „das werdet ihr viel früher wieder zerstreuen.“ Der Hahn: „Aufbrauchen können wir dies Alles nicht und zerstreuen auch nicht.“ „Ah, was redst du, daß ihr dies nicht zerstreuen könnt; ich, ein schwaches, zusammengebrochenes Weibsbild, will mit meinen zwei Füßen das Alles in einem einzigen Tage zerstreuen und verschleudern, was ihr sieben in einem ganzen Jahre mit eueren vierzehn Füßen zusammenscharrt.“

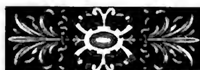




32.

Warum der Hund kein Haus hat.

Es war einmal ein Hund, der mußte in strenger Winterszeit draußen in Eis und Schnee übernachten. Es war so schneidig kalt, daß der Hund am ganzen Körper zitterte und sich zusammenknäuelte, um nicht zu erfrieren. Da nahm er sichs fest vor, sobald der Sommer ins Land kommt, daß er sich ein kleines Häuschen erbauen wird. „Siehe da," pflegte er zu sich zu sagen, „soll nur so groß wie das Nest einer Henne werden; ein größeres brauch ich nicht, nicht größer, als ich so zusammengekauert Raum einnehme." Als sich der Sommer mit seiner schwülen Hitze eingestellt, legte sich der Hund ins Gras unter die Linde und streckte so lang er war alle Viere aus. „Ei, ei!" dachte er nun, „wer könnte mir wohl ein so großes Haus erbauen, schau mal einer her, wie lang ich bin!" Also blieb der Hund ohne Haus.





33.

Der Hund und das Mastschwein.

Lugte ein Hund einem Mastschwein hinein in den Trog, der voll Treber und Mais war, beneidete das Schwein darum und sprach zu ihm: „Bist du aber glücklich zu preisen, mein fauler, dicker Genosse! Dein Trog ist immer zum Überlaufen voll; du bist dem Hause zu nichts nütze, sondern tust noch Schaden, während ich Ärmster Haus und Hof und die Person unseres Herrn bewache. Mich läßt man den Trog gar nicht einmal recht anschauen; nur hie und da bekomm ich ein nacktes Bein zugeworfen, damit ichs benage, und dafür muß ich die ganze liebe Nacht in Regen und Schneegestöber ums Haus herumtanzen, damit kein Feind irgend einen Schabernak antun könne.“ Da seufzte das Mastschwein auf und sprach zum Hunde: „Hast keinen Grund, mein Freund, mir neidig zu sein, vielmehr beneid ich dich. Du weißt noch nicht, warum mich das Haus so gut mit Eicheln mästet, erfährst es aber bald, wenn du in einigen Tagen mein Blut aufschleckern wirst.

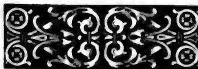




34.

Der Wolf und der alte Esel.

Ein hungriger Wolf überraschte an einem einsamen Orte einen Esel und fieng an vor Freude über ihn hin und her zu springen. Der Esel fragte ihn: „Was soll ich alter Esel dir bei so vielen schönen und feisten Schafen und jungen Lämmchen? Ja, wär ich wenigstens noch ein junger Esel! Und schließlich kannst mich nicht einmal ganz auffressen.“ Der Wolf: „Wenn ich hungrig bin, bin ich nie wählerisch. Was sich zuerst trifft, das wird gut geheißen. Da beguck ich mir nicht erst die Zähne, ob eines jung oder alt ist; mir ist dann alles gleich schmackhaft und zuträglich. Jetzt sind weder Hirten noch Hunde hier, und was ich heut nicht zwinge, je nun, für mich gibts ja noch ein Morgen und Übermorgen. Dein Stündlein hat geschlagen. Ich bin nie besser gelaunt, als wenn ich meinen Kopf nicht aufs Spiel setzen brauche.“



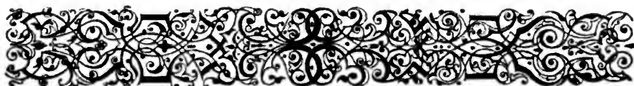


35.

Taube und Geier.

Ein Geier kreiste über einer Flur, gewahrte einen Flug Tauben, flog pfeilschnell in ihre Mitte herab, fieng eine Taube und flog mit ihr davon. Er ließ sich mit ihr in einem einsamen Tale nieder. Mit den Krallen hielt er sie an beiden Flügeln fest und fieng an mit dem Schnabel ihr die Federn abzurupfen, damit er dann die Taube aufesse. Fragte die verwundete Taube: „Aber sag mir doch, du Mörder, womit hab ich mich heut früh an dir versündigt, daß du gerade mich aus der Mitte meiner übrigen Geschwister herausgeholt hast?“ — „Das hat vielerlei Gründe: erstens, warum hast dus nicht verstanden, so wie die übrigen, wie man mir geschickt entrinnen muß; zweitens, ist nach Schicksalsbeschluß dein letztes Stündlein gekommen, und drittens, hast du dich an mir überhaupt gar nicht, sondern ich mich nur an dir versündigt; denn ich bin todhungrig geworden. Von Jagdbeute hat zeitlebens mein Vater gelebt, mit Jagdbeute hat er mich erzogen, von Jagdbeute muß ich selbst leben; auf ein anderes Handwerk versteh ich mich nicht.“





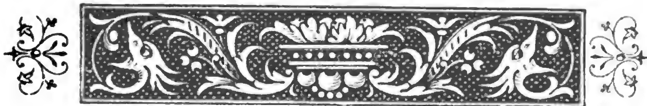
36.

Die Löwin und die Füchsin.

Die Löwin hatte ein Junges geworfen. Es kamen nun die Weibchen aller vierfüßigen Tiere zur Wöchnerin auf Besuch und jede brachte der Löwin Geschenk und Labung mit, so gut es eben jeder die Mittel erlaubten. Alle waren schon da, nur die Füchsin noch nicht. Endlich, endlich kam auch sie daher und brachte eine Henne mit. Fragte die Löwin: „Wo bist bis nun gesteckt, du hinterlistiges Geschöpf! Sinnst du immer Lug und Trug? Hättst du dich mir nicht gestellt, wies recht ist, ich hätt dich schon gelehrt, wie man die Kaiserin aller Tiere ehren muß.“ Der Wölfin lachte das Herz vor Vergnügen, als sie die Löwin so reden hörte, und sie sprach: „Bei deiner Herrschaft, o Kaiserin, und bei meiner Ehre! Es wär nur recht und billig, wenn du sie jetzt gleich vor uns allen in Stücke rissest.“ — „Gnade, o Kaiserin, Löwin! denn niemand als nur die Wölfin allein, trägt die Schuld an meiner Verspätung.“ — „Wie so? sprich!“ — „Ich trug ruhig eine Henne, die war viel dicker und größer als diese da; auf einmal kommt die Wölfin da-

hergerannt und, hast dus nicht gesehen, schnappt mir die Henne aus dem Mund weg. Nun hieß es, plag dich von neuem ab. Unter Furcht und Schrecken, daß man mich nicht umbringe, erwischte ich mit schwerer Müh und Not diese Henne da. Du weißt aber ganz gut, daß es nicht einmal dir gar so leicht fällt, etwas was fliegt, zu erhaschen, denk dir erst, wies mir geht. Jetzt bitt ich dich um nichts anderes, als sprich bei deiner Herrschaft ein gerechtes Urteil!" Die Löwin ergrimmte, packte mit den Tatzen die Wölfin und fragte die Füchsin: „Wann hat sie dir die Henne entrissen?" — „Heut früh. Erwürg sie nur und du wirst in ihrem Leibe noch die ganze Henne finden."





37.

Die zwei Füchsinnen.

Begegneten einmal einander zwei Füchsinnen, Mutter und Tochter, erkannten sich und erkundigten sich gegenseitig ums Wohlergehen. Fragte die Tochter: „Mutter, wie gehts dir jetzt mit der Jagd?“ — „Schlimm, kann schon nimmer schlimmer stehn; die Welt ist dir heutzutage gar zu gescheidt, und daher findet unser eines nicht leicht Arbeit. Die Hunde und die Menschen lassen uns nicht einmal ins Dorf hineingucken, geschweige zu den Glückchen zu; doch wie gehts denn dir?“ — „Kunterbunt. Mit Gewalt dring ich nicht durch und List will auch nicht mehr helfen; doch hör, liebes Mütterchen! Ein glücklicher Zufall hat mich heute Früh an einen Ort geführt, wo ein sehr schönes Stück Fleisch liegt. Da hörte ich dich bellen und bin schnell hergerannt, damit ich dir das mitteile. Jetzt wollen wir zusammen hingehen und in Ruhe dort frühstücken. Das Dorf ist weitab davon.“ — „Na, da bin ich dir wirklich herzlich dankbar, mein Töchterchen; denn ich habe einen wütenden Hunger. Doch geh du, ich bitt dich, voraus, ich folg hinterdrein.“

Sie giengen fort. Als sie hinkamen, zeigte die junge Füchsin der alten ein Stück Fleisch in einer Falle. Die Mutter zur Tochter: „Geh liebes Kind, brings her, bemüh dein altes Mütterchen nicht." — Nicht doch, Mütterchen! Bei deiner Ehre! Du kannst das geschickter als ich, weil ich in meinem Lebtag von einem solchen Ort kein Fleisch geholt habe." Warf die alte Füchsin der jungen einen schiefen Seitenblick zu und versetzte: „O mein lieb Töchterchen! als deine Kinder zur Welt kamen, waren die meinigen schon der Schule entwachsen."



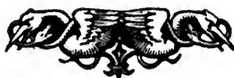


38.

Der Fuchs und der Hahn.

Fragte einmal der Hahn den Fuchs: „Warum hast du mir alle meine Hühnchen hingewürgt, die haben dir doch niemals das Geringste in den Weg gelegt, Gott soll dich dafür strafen!“ — „Na, weil ich deinen gewaltigen Hochmut nicht ertragen mag! — „Was denn für einen gewaltigen Hochmut, daß dich doch —!“ — „Er sticht mir in drei Dingen besonders in die Augen. Erstens trägst du eine scharlachrote Krone auf dem Kopfe, als wärst du ein Kaiser; zweitens an den Füßen Sporen, als wie ein Tartar (kaiserlicher Leibwächter), drittens, prunkt dein Schweif mit so vielen blauen und goldschillernden Federn. Du hast ja noch niemals die kleinste Heldentat vollbracht. Was berechtigt dich zu diesem Schmuck?“ Nun fragte der Hahn die Füchsin: „Magst mit mir Wahlbruderschaft schließen? Gib mir dein heiliges Versprechen, daß du von heut ab nimmermehr meine Hühnchen hinwürgen wirst!“ — „Nimmermehr werd ich mein Handwerk und den mütterlichen Fluch mit

Füßen treten.“ — „Nun, so warte einen Augenblick,“ entgegnete der Hahn, „auf jene Zwei, die da zu uns kommen, vielleicht söhnen uns die mit einander aus.“ — Ja, wer sind denn die Zwei?“ — „Der Braune und das Stutzerl, unsere Hofhunde.“





39.

Kater und Fuchs.

Es war einmal ein Mann, der war Jäger, stellte Fallen auf und fieng Raubtiere. Einst stellte er die Falle in seinem Weinberg neben der Winzerhütte auf, und ein Fuchs verfieng sich in der Falle. Nun blies der Fuchs Trübsal. Kam des Wegs der Kater daher und sprach zum Fuchse: „Bei Gott, bald kommt der Jäger nachschauen und schlägt dich todt.“ „Ja, ich seh auch selbst mein Loos vor Augen, doch kann ich mir helfen?“ Der Kater drauf: „Da, wüßt ich dir schon einen guten Rat. Leg dich hin und stell dich todt.“

Er befolgt des Katers Rat, stellt sich todt, streckt alle Viere aus und weist die Zähne. Da ist schon der Jäger, der will sehen, was seine Falle macht. Er erblickt den todten Fuchs, wundert sich nicht wenig darüber und sagt: „Was zum Teufel, mag ihm gefehlt haben?“ Nimmt den Fuchs aus der Falle heraus, wirft ihn abseits und macht sich daran, wieder die Falle aufzustellen. Flugs springt der Fuchs auf die Beine, zieht den Schweif ein und verliert sich im Gebüsch.

Der Kater hinterdrein, holt ihn ein und sagt zu ihm: „Ich geh mit." Der Fuchs: „Einverstanden."

Sie gelangten ins Hochgebirge und begegneten daselbst dem Bären. Kaum daß er ihn erblickt, husch, verkriecht sich der Kater im dichten Gestrüpp, der Fuchs aber geht ruhig dem Bären entgegen und spricht ihn an: „Ei, wo bist denn gewesen, Vetter!" Der Bär zum Fuchse: „War da Beute machen. Wenns dir recht ist, komm morgen herauf ins Hochgebirg zu mir, es gibt gute und lustige Gesellschaft." „Wie viel werdens wohl sein?" „Also ich, der Wolf, der Eber, dann kommst du, und wir sind alle beisammen." „Ja, was gibts zu Löffeln?" „Genug. Vor Allem bringe ich Honig, der Wolf Fleisch und der Eber wird Farrenkraut aufbreiten. Du kannst frei kommen, wenn du auch gar nichts mitbringst."

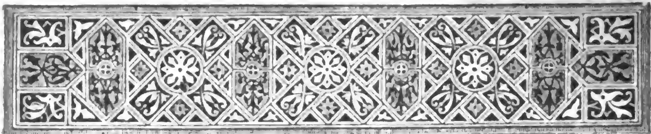
Als man sich am morgigen Tage im Hochgebirge zum Mahle versammeln sollte, traute sich der Kater nicht vor, sondern blieb zurück. Da kommt schon der Bär und bringt Honig, der Wolf bringt Fleisch und der Eber streut das Farrenkraut auf. Als der Fuchs kam, riefen sie ihm zu: „Na, laßt du dich auch endlich mal anschauen, Oheim?" „Wohl, wohl," erwiderte er, „bin schon hier, doch da hab ich einen Freund, einen gewaltigen Helden, den hab ich mich nicht getraut nur so mitzubringen, das ist einer, mit dem Blick allein tät er euch vernichten, das gäb eine saubere Geschichte. Ich mein, am gescheidtesten wärs, ihr solltet euch auf eine kleine Weile zurückziehen. Ich führ ihn dann her, er ißt sich satt, und ich führ ihn wieder fort. Nachher wollen wir uns in Ruhe gütlich tun." Alle: „Wir befolgen deinen Rat; gut ist er." Der Bär spricht: „Ich klettere auf diesen Baum hinauf, da oben wird er mich nicht sehen." Der Wolf: „Ich gehe da hinauf auf den Felsen." Der

Eber: „Ich verkrieche mich, bei Gott, unter dieses Farrenkraut. Hier wird er mich gar nicht sehen. Jetzt kannst ihn herführen.“ Gesagt, getan. Der Bär klettert auf den Baum hinauf, der Wolf steigt auf den Felsen, der Eber verkriecht sich unters Farrenkraut.

Der Fuchs geht fort den Kater holen. Da kommen die Zwei. Der Kater spielt sich auf den großen Helden hinaus. Die Barthaare aufgeborstet, die Ohren gespitzt, den Schweif geringelt, den Rücken erhoben, so naht der Kater. Weithin tönt sein schauerlich Gesurr. Der Eber unterm Farrenkraut entsetzt sich drob sehr und streckt ein wenig den Rüssel hervor. Wie es so im Farrenkraut raschelt, denkt sich der Kater, wird wohl ein Mäuslein sein, macht einen Satz und krallt seine Nägel dem Eber in den Rüssel ein. Der Eber aber springt auf und stürmt furchtbar grunzend fort ins Hochgebirg. Der Kater gerät vor Schreck ganz außer sich und klettert im Nu auf den Baum hinauf, um sein Leben zu retten. Der Bär meint: „Den einen hat er schon abgemurkst, nun komm ich dran, o weh!“ springt vom Baume hinab, bricht sichs Genicke und bleibt auf der Stelle maustodt liegen. Wie der Bär plumps machte, erschrak der Kater noch mehr, rannte hinab in den Bach und dann den Felsen hinan. Sprach der Wolf: „Mit den Zwei wär er wohl schon fertig, nun gehts über mich,“ machte einen Satz, um schnell davon zukommen, sprang aber fehl, kollerte die Felswand hinab und schlug sich im Falle zu Tod.

Also blieb dem Fuchs und dem Kater die ganze Bescheerung.





40.

Der Esel und die Füchsin.

Die Füchsin pflegte Abend für Abend ihren Freund Esel in der Mühle heimzusuchen. Jedesmal aber erwischte sie beim Fortgehen eine Ente des Müllers und trug sie zu sich in den Bau heim. Das sagte dem Müller gar nicht zu, ja er drohte der Füchsin, er werde sie umbringen, wenn sie sich noch einmal unterstehe zum Esel auf Besuch zu kommen. Ihr guter Freund Esel hörte dies und sagte zu ihr, sie soll ihn doch nicht mehr besuchen. Darüber ließ sie sich aber kein graues Härchen wachsen; denn sie dachte sich: „Ei, was, ein Esel ist einmal ein Esel, was weiß der.“ Kommt richtig die Füchsin wieder in die Mühle und will sich ein Hühnchen mitnehmen. Da erwischte sie der Müller. Ihm waren ihre Besuche schon längst zuwider. Sah das der Esel, lachte sich die Haut voll an und sprach: „Siehst du, mein Liebchen, ich hab dich ehrlich gewarnt, du aber hast meine Reden durch den Reuter gesiebt. Recht so, recht: schlagen Sie sie nur todt, Herr Müller.“ — Und wirklich schlug der Müller die Füchsin todt.





41.

Bestrafte Hartherzigkeit.

Es war einmal ein sehr reicher Bauer, der hatte ein gar großes und sicheres Einkommen von seinem Grund und Boden. Er und sein Weib ließen nie einen Armen unbeschenkt von ihrem Hause weiter ziehen und darum ward ihnen in Allem und Jedem reicher Segen zu Teil. Es geschah aber, daß Hochmut in das Herz des Weibes Eingang fand und zum Weibe sprach: „Wahrhaftig, dein Mann bringt immer irgend welchen Gewinn heim, du aber kannst dich mit gar nichts zeigen, was du schon erwirtschaftet hättest.“ Da beschloß das Weib von nun an sparsamer zu leben, damit sie doch wenigstens etwas ihrem Manne vorzeigen könne. Sie fieng aber damit an, daß sie den Armen keine Gaben mehr erteilte und die Löhner um ihren Lohn betrog. Das Ersparte legte sie dann jedesmal in den Schrein und war ganz selig darüber, wie froh ihr Mann sein wird, wann er nach Haus kommt und dies Alles sieht. Der Mann kommt von der Reise heim — mit leeren Taschen. Er=

zählt von vielem Unglück und schweren Mißgeschick, warum er gar keine Geschäfte gemacht habe. Wollte ihn sein Weib über diesen Verlust trösten und ihm zugleich zeigen, was für tüchtiges Weib er an ihr habe, da sie ihm nun so viele Ersparnisse zeigen kann. Führt ihn hin zum Schrein, öffnet den Deckel, doch o weh! was ist denn das? Der ganze Schrein voll Schlangen, Ungezieser, Chamelaeone und anderer gräulichen Tiere! Das war Ersparnis.





42.

Der heilige Benedikt rettet eine Spinnerin.

Es spannen einst Frauen am Quatember und vergaßen vor dem Schlafengehen die Bänder von den Spinnrollen herabzunehmen. Ein Waisenmädchen blieb im Zimmer zurück und schlief am Ofen. Da erschienen plötzlich Hexen mit einem Mädchen, dem sie auf dem Wege begegnet und dafür, weil es ihnen voran geleuchtet ein rotes Tüchel gegeben. Dieser trugen sie auf, auf das andere Mädchen acht zu geben, das auf dem Ofen lag, denn sie wollten es zum Nachtmal aufessen. Die Waise hörte dies alles selbst mit an und fieng an Gott und alle Heiligen anzurufen. Unter anderen wandte sie sich auch an den heiligen Benedikt. Im Augenblick war er da, auf dem Kopfe trug er einen großen Hut, der mit vielen Schellen besetzt war, und führte die Waise mit sich aus der Stube heraus. Als die Hexen zurückkehrten, aßen sie das Mädchen auf, das ihnen vorangeleuchtet. —



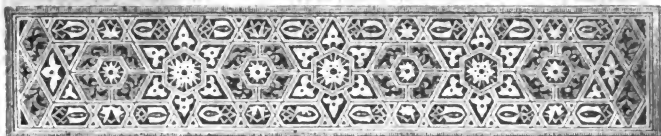


43.

So soll es geschehen.

Wenn die Engel und Erzengel — Ehre und Ruhm sei ihnen — zu Gott beten, so sprechen sie häufig aus die Worte: „So soll es geschehen.“ So oft aber ein Mensch einen falschen Schwur tut und ausruft: „so soll mir dies oder jenes geschehen!“ so spricht Gott der Herr zu den Engeln: „Und so soll es ihm denn auch geschehen!“ Darauf schickt er über den Frevler die Strafe und es geschieht diesem alles Unheil, das er sich durch den falschen Schwur gewünscht hat. Wenn die Engel über ihn richten, sagen sie: „Wer Böses tut und sinnt, der sei Böses auch gewärtig!“





44.

Die Spinnerin im Monde.

Ein Mädchen pflegte immer am Sonnabend spät im Mondenschein zu spinnen. Da zog sie einstmals der Mond am Vorabend des Sonntags im Neumonde zu sich hinauf, und nun sitzt sie oben im Monde und spinnt. Wann im Spätherbste der Altweibersommer sich einstellt, so fliegen in der Luft weiße Fäden herum. Diese Fäden sind das Gespinnst der Spinnerin im Monde.





45.

Der Mann im Monde.

1.

Ein Holzbauer fällte verstohlen an einem Sonntage im Walde Holz. Zur Strafe dafür wurde er verdammt im Monde für alle Ewigkeit Waldverwüster zu sein. Wann es Vollmond ist, kann man ihn bald mit der Axt in der Hand, bald mit einem Bund Reiser auf dem Rücken einherwandeln sehen.

2.

Es war einmal ein Schmied, der verstand es geheime Nachschlüsseln zu verfertigen, mit welchen man jedes Schloß aufsperren konnte. Weil er aber auch an Sonn- und Feiertagen zu schmieden pflegte, wurde er zur Strafe dafür in den Mond verdammt, wo er durch alle Ewigkeit unablässig schmieden muß.





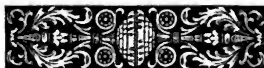
46.

Die Entstehung der Affen.

Unter der Herrschaft Herodes, des Königs der Juden, kamen die Weisen aus dem Osten nach Jerusalem und fragten, wo sich der neugeborene König der Juden befinde, dessen Stern ihnen den Weg nach Jerusalem gezeigt. Da erschrak gewaltig Herodes der König und mit ihm ganz Jerusalem. Er ließ nun die alten Weissagungen erforschen und schickte die Weisen in das Städtchen Betlehem in Juda. Zugleich gab er Befehl, daß alle männlichen Kinder unter zwei Jahren in Betlehem und der Umgegend getödtet werden, weil er hoffte, daß dabei auch das neugeborene Jesukind ums Leben kommen wird. Die Henkersknechte zogen fort nach Juda, damit sie dort die Kinder tödten; Joseph aber, der Pflegevater Jesu, hatte einen Traum von Gott, nahm das Jesukind und zog mit ihm und der Mutter nach Egypten.

Als die Henkersknechte nach Juda kamen, schlachteten sie dort hundertvierundvierzigtausend kleine Knaben ab. Einige

jüdische Mütter versteckten aber ihre Kinder unter Mulden. Nachdem die Henker abgezogen waren, hoben die Mütter die Mulden auf und fanden statt ihrer Kinder lauter junge Affen vor. So ist das Affengeschlecht aus dem Menschengeschlechte entstanden.





47.

Der Elternmörder.

Es lebte einst ein König, der hatte lange Zeit keinen Sohn. Da geschah es, daß ihm unerwartet ein Sohn geboren wurde. Das machte ihm große Freude. Nun ließ er gleich große Festlichkeiten bereiten, und wer da kam, war willkommen. Es traf sich nun, daß spät in der Nacht zwei Bettler anlangten; auch sie bekamen zu essen und zu trinken und dann wurde ihnen im Stalle ein Nachtlager angewiesen, Sie schliefen bald ein. Zur Nachtzeit fliegen plötzlich die Stallthüren auf, und es treten herein drei weißgekleidete Frauenzimmer, das waren die Sujenice. Die erste Sujenica sprach: „Was soll aus diesem Kinde werden? Ich denke Soldat.“ — Die zweite sprach: „Nicht doch, es soll ein General werden.“ — Die Dritte sprach: „Auch das nicht, sondern es soll in seinem 22. Lebensjahre Vater und Mutter tödten.“ — Früh Morgens standen die Bettler auf, aßen sich satt, gingen in die Stube hinein und sagten: „Wehe, wehe, wüßtet Ihr, was diese Lustbarkeiten bedeuten, Ihr würdet Alle heiße Thränen vergießen.“ — Nun mußten sie

5*

vor dem Könige, den ganzen Hergang erzählen. Und die Mutter weinte von da ab Jahr aus Jahr ein, über des Sohnes Schicksal. Als der Sohn herangewachsen war, fragte er seine Mutter, weshalb sie denn weine. Darauf erzählte sie ihm, er werde seine Eltern tödten. Aber der Sohn entgegnete: „O nein, nein, das werde ich nicht, ich werde Euch nicht tödten.“ — Nun dachte und dachte er nach, wie er dem Elternmorde entgehen könnte, und verließ deshalb das Haus und gieng in einen Wald, um sich dort (lebendig) zu verbrennen, damit er nie seine Eltern tödten könne. Er zündete einen Holzstoß an, sprang mutig ins Feuer und verbrannte, doch sein Herz blieb unversehrt und schlug heftig. Darauf gieng einmal ein reiches Fräulein dort vorüber näherte sich und wollte das Herz anschauen, und wie sie aufatmete, erweckte sie gleich denselben Sohn wieder zum Leben auf. Dann wuchs dieser Sohn frisch auf und wurde sehr klug. Einmal wollte er wieder nach Hause zu seinen früheren Eltern. Und so kam er hin und lebte bei Ihnen. Als er einmal eines Abends von Hause fortgegangen war, sagte man ihm auf dem Wege, es wären bei ihm zu Hause Räuber eingebrochen. Er eilte also über Hals und Kopf heim, nahm von der Wand seinen Säbel herab und schlug um sich hin und her, und auch auf das Bett, wo seine ersten Eltern lagen, der König nämlich und die Königin, und so hieb er sie in Stücke und tödtete sie. Wies ihm vom Schicksal bestimmt war, so ists also in Erfüllung gegangen.





48.

Warum wächst das Gestein nicht?

Als Gott der Herr, Lob und Dank sei ihm, diese Welt und Alles was auf ihr ist erschuf, fragte er die Bäume: „Was wollt Ihr haben?“ „In die Höhe und in die Breite wachsen, unsere Äste ausdehnen und nach deinem Willen und Befehl uns befruchten.“ „Wohl, es soll euch zu Teil werden.“ — „Und du Gräschen! Was wünschst du dir?“ „Ich will grünen und blühen, und wenn ich alt bin, daß man mich abmähe und den Tieren als Futter reiche.“ „Soll dir sein.“ — „Und ihr Wiesen und Auen! was wünscht ihr?“ „Menschen sollen uns mit Ochsen beackern, damit wir nach deinem Befehle Früchte tragen und die Welt ernähren.“ „Seid gesegnet und fruchtbar für und für.“ — „Und du Gestein wünschst dir?“ „So zu bleiben, wie du mich erschaffen, ich wünsche weder in die Höhe noch in die Breite zu wachsen, weder zu grünen noch Früchte zu tragen.“ Da sprach Gott der Herr: „Wenn dem so ist, so sei von mir verflucht von der Erschaffung der Welt an bis zum Tage des Gerichtes. Du sollst unfruchtbar sein, immer kalt wie Eis und regungslos!“



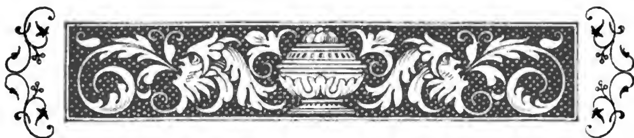


49.

Der Herr des Ackers.

Ein Mann kaufte seinem Nachbar ein Ackerfeld ab, besäete eines Tages das Feld und ließ voll Herzenslust den Blick darüber schweifen und rief aus: „Juchhei, mein Acker, schöner Acker! Hast wohl in deinem Leben viele Herren gewechselt, doch mich tauschst nicht so leicht um, das schwör ich dir bei meiner Treu!“ Lachte darüber der Acker und sprach: „Bist nicht recht bei Trost mein Herr! Mehr als Haare in deinem Zopfe sind, habe ich der Herren gewechselt. Waren darunter siebenundsiebenzig wie du mit Blindheit geschlagen, zwanzig waren ferner Krüppel, vierzig an der Hand verstümmelt, und der Reichen waren auch unzählige, und doch überlebte ich alle, und auch dich werde ich überleben, magst du sterben oder verarmen. Eines von diesen Zweien wird dir aber auf jeden Fall, so wie allen Anderen, zu Teil.“





50.

Die Feile und der Stahl.

Es begegneten einander einst die Feile und der Stahl, warfen sich einen bösen Blick zu und giengen aneinander vorüber ohne sich auch nur ein „Grüß dich Gott“ zu sagen. Wandte sich da der Stahl um und sprach zur Feile: „Was soll das heißen? Du gehst so mir nichts dir nichts an deinem Herrn vorbei, der so voll Feuerfunken und unschätzbarer Kraft ist? Du nichtssagendes Geschöpf!“ Lachte darüber die Feile und entgegnete stolz dem Stahl: „Ja wohl, ich bin ganz nichtssagend, habe aber doch genug solcher großer Stücke entzweigebrochen und zu kleinen Stücken zerbröckelt. Dein Vater ist der Feuerstein und die Mutter die Erde, mein Vater aber ist der Stahl und die Mutter die Hand eines wackeren Mannes. Meine Heldenkraft ist so viel mehr berühmt als die deinige, und eben darum feindest du mich an, wie der Adler den Falken.“ „Wenn dem so ist,“ versetzte der Stahl, wohlan, da bin ich, da bist du; komm her und zerbröckle mich, damit ich deine Heldenkraft erfahre; mich hat Gott erschaffen, dich aber Menschenhand aus meinem

Leibe.“ Fiel da die Feile über den Stahl her, nagte hin, und nagte her, fuhr hinauf und fuhr hinab, vermochte aber an keiner Stelle dem Stahl etwas anzuhaben, geschweige ihn zu zerbröckeln. Endlich geriet der Stahl in Zorn und sprach: „Nun erfuhr ich die Heldenkraft meiner Tochter, jetzt erfahr du die Kraft deines Vaters,“ traf die Feile in die Mitte und zerschlug sie in zwei Stücke.





51.

Der gehobene Schatz.

Es war einmal eine junge Bäuerin. Es traf sich, daß an sie die Reihe kam Speisenträgerin zu sein. So trug sie einmal das Mittagbrod den Arbeitern aufs Feld hinaus. Sie schlug einen Seitensteg ein, quer durch einen Hain, der mit allerlei Gestrüpp und Sträuchern dicht bewachsen war. Nur hie und da stand ein größerer Baum, eine Eiche, eine Esche, eine Birke, eine Buche, eine Ulme. Wie sie so dahin schritt, flimmerte ihr aus dem Busche plötzlich etwas entgegen. Sie blickt schärfer hin, stellt die Töpfe auf die Erde nieder, scharrt das Erdreich mit den Fingern ein wenig auseinander und scharrt drei Dukaten heraus. Sie nimmt die drei Dukaten, bindet sie in den Zipfel ihres Taschentüchels, verbirgt dies im Busen, hebt wieder die Töpfe auf und geht ruhig weiter. Als sie zu ihren Schwägern, den Arbeitern, gekommen, berühmte sie sich vor ihrem älteren Schwager, was für einen schönen Fund sie im Haine unter einem Busch gemacht. Sie griff in den Busen und zeigte dem Schwager die gelben Vögel.

„Führ du mich, liebe Schwägerin," sagte der Schwager, „an den Ort im Haine, wo du den Fund gemacht hast, vielleicht liegt dort ein vergrabener Schatz." „Von Herzen gern führ ich dich hin," erwiderte die Schwägerin und gieng mit ihm in den Hain. Der Schwager nahm einen Spaten mit, grub unter dem Busch in kurzer Zeit einen Topf voll mit Dukaten aus und trug ihn heim. Zu Hause teilte er den gehobenen Schatz ehrlich in zwei Teile, den einen gab er der Schwägerin, den anderen behielt er für sich. Der Mann der Bäuerin aber war vor nicht langer Zeit zum Heere eingerückt. Die Bäuerin hob daher ihren Anteil an dem Schatze in ihrer Kammer auf, ihr Schwager wieder in seiner Kammer.

Nach einigen Tagen wollte der Schwager seine Dukaten besichtigen und seine Augen am Anblick des Goldes sättigen, als er aber die Truhe öffnete, was mußte er da nicht sehen, statt der Dukaten fand er im Beutel lauter Kohlen. Sogleich gieng er zur Schwägerin und fragte sie, wo denn ihre Dukaten seien. „Dort," sagte sie, „in meiner Kammer in der Truhe." „Geh, komm laß mich sie anschauen," bat sie der Schwager. „Gut," sagte sie. Als sie ihre Truhe öffnete und den Beutel aufzog, blinkten ihnen die Dukaten entgegen. Hierauf führte der Schwager seine Schwägerin in seine Kammer und zeigte ihr seine Kohlen. „Ja, was mag das sein?" fragte die Schwägerin. „Ich denke, wir haben nicht redlich geteilt; laß uns noch einmal die Teilung vornehmen, in dem wir wieder Alles zusammentun." „Hab nichts dagegen, das wollen wir tun," sagte sie. Sobald die Dukaten mit den Kohlen vermischt waren, waren es wieder lauter Dukaten. Der Schwager nahm wieder eine Teilung vor, nach einigen Tagen aber waren seine Dukaten wieder zu Kohlen geworden. Dasselbe geschah auch ein drittesmal. Nun sagte der Schwager zur Schwägerin

„Wir wollen noch einmal die Kohlen und die Dukaten auf einen Haufen tun, aber auf eine andere Weise teilen. „Sag mir, Schwägerin, bist du vielleicht in Hoffnung?“ „Ja,“ erwiderte sie, „schon seit mehr als einem halben Jahre.“ „So müssen wir denn von Rechtswegen die Dukaten in drei Teile teilen, dir, dem Kinde und mir, jedem gleichviel.“ Nachdem so geteilt worden, verwandelten sich des Schwagers Dukaten nimmermehr zu Kohlen. Was recht und gerecht ist, ist auch Gott lieb.





52.

Usude.

Es war einmal ein reicher Mann. Sein Weib befand sich schon im neunten Monate der Schwangerschaft und fühlte das Herannahen der Geburtswehen. An demselben Tage kam vor die Thüre des reichen Mannes ein Bettler und sang zu seinen Gusle.

Der Hausherr hört dem Gesange des Bettlers zu und führt ihn ins Haus hinein, um ihm ein Nachtlager anzuweisen. Er läßt ihm Speise und Trank verabreichen und gestattet ihm in der Küche seine Lagerstätte aufzuschlagen.

Der Bettler begibt sich zur Ruhe und schläft ein. In grabesstiller Nachtstunde, als schon im Hause alles schlief, polterte etwas durch den Rauchfang in die Küche hinab, Der Bettler erwacht und blickt auf den Heerd. Die Haare stehen ihm zu Berge, vor banger Furcht fühlt er sich wie erstarrt; denn er sieht auf dem Heerde sieben weißgekleidete Frauen sitzen; eine häßlicher als die andere, das Haar wirr und kraus, das Gesicht leichenfahl, wie ein entbasteter Haselstock.

Die älteste Sudica spricht: „Sudice! Gefährtinnen! In diesem Heime kam heute Nacht ein männliches Kind zur Welt. Laßt uns sein Schicksal bestimmen, wie es ihm im Leben ergehen soll!"

Die erste Sudica spricht: „Dieses Kind soll denn siebzig und noch mehr, nahe an die achtzig Jahre alt werden, es soll so wie sein Vater zu Reichtum gelangen und dreimal heiraten."

Die zweite Usuda spricht: „Als Lebenszeit genügen fünfzig Jahre und zwar soll er etwas minder behaglich als sein Vater leben."

Die dritte Usuda spricht: „Er soll in Reichtum und Herrschaft neunzig Jahre alt werden."

Die vierte Usuda spricht: „Das Kind soll ein Kaufmann werden, und als Lebensdauer bestimme ich ihm sechzig und einige Jahre und dann soll er in Gram und Elend als Streuner verderben."

Die fünfte Usuda spricht: „Das Kind soll in seinem zwölften Jahre ertrinken."

Die sechste Usuda spricht: „Der Blitz soll das Kind nach zurückgelegten zwanzigstem Lebensjahre erschlagen."

Die siebente Usuda, die älteste und leichenfahlste mit dem wirrsten Krauskopfe spricht: „Ohne weiteres mag ihn der Blitz erschlagen, aber schon im achtzehnten Lebensjahre."

Schon fiengen die Hähne an die Morgenröte zu begrüßen. Da entflohen die Usude spurlos durch den Rauchfang unter fortwährendem Rufen: „Erschlage ihn der Blitz im achtzehnten Lebensjahre."

In der Frühe erzählte der Bettler dem Hausherrn, was er nächtlicher Weile gehört und gesehen. Als der Vater und die Mutter dies hörten, ergriff sie Furcht und schwere Sorge bemächtigte sich ihrer.

Der Vater läßt nun gleich einen steinernen Turm aufführen, den kein Blitz zu zerstieben vermöchte. Hier sollte man das Kind bis zu seinem achtzehnten Lebensjahre vor Blitzen beschützen und bewahren.

Aus Granit und Marmor wurde in Mitten des Hofes ein Turmbau aufgeführt. Viele Jahre wurde daran gearbeitet.

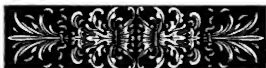
Als das Kind herangewachsen und zu Verstand gekommen war, gelangte es zu seinem Glücke in die Hände eines tüchtigen und verständigen Lehrers. Dieser belehrte es, daß man auf Usude und Hexen nichts geben dürfe, sondern auf Gott, den himmlischen Vater sein Vertrauen richten müsse.

Die Eltern erzählten nun ihrem Kinde, weshalb sie den steinernen Turm aufführen ließen, aber der Sohn sprach: „Lieber Vater, teuere Mutter! Überall ist der Mensch in Gottes Hut, mag man sich nun in einem Turme oder durch nichts geschützt mitten auf freiem Felde, befinden. Der Turm mag immerhin dastehen, ich lasse mich aber keineswegs einsperren, sondern gehe täglich hinaus ins freie Feld, in diefrische Luft; das übrige walte Gott. Nicht die Usudice bestimmen das Schicksal, Gott ist der Schicksalsrichter!“ —

Als der junge Mann schon nahezu sein achtzehntes Lebensjahr zurückgelegt hatte, begab er ssich eines Tages frühzeitig aufs Feld hinaus. Er bestieg einen Berg um den sommerlichen Sonnenaufgang zu genießen. Dann stieg er wiederum in das Tal hinab, um seines Vaters Felder und Wiesen zu besichtigen. Er wußte wohl, es sei nicht ratsam wanns donnert und blitzt, unter hohe Bäume sich zu stellen. Deshalb blieb er hübsch fein unter Gottes freiem Himmel auf dem Felde. Der Sturm indessen knickte die

stärksten Bäume wie Strohhalme um und riß sie mit den Wurzeln aus dem Boden. Das Ungewitter tobt umgeheuerlich. Blitz fährt auf Blitz, wie um die Wette, nieder; im nahen Walde schlägt er in mehrere Bäume ein. Der junge Mann wird indessen bis zur Haut naß, wie ein Hanfbund in der Beize, aber es schadet nichts. Er kehrt vom Felde nach Haus zurück und schaut seine Wunder da. Der steinerne Turm in seines Vaters Gehöfte, er liegt zerborsten da, ein wüster Trümmerhaufen, Vor Angst schweben seine Eltern zwischen Leben und Tod. Als sie des Sohnes aber ansichtig werden, übermannt sie die Freude und sie rufen aus: „Gott sei Dank!"

Dieser Mensch erreichte ein Alter von neunzig Jahren. Er war reich, wacker, tüchtig und angesehen. Geheiratet hat er nur einmal, und sah eine blühende Nachkommenschaft an Söhnen und Töchtern um sich. —





53.

Das liebe Wasser.

Zwischen Mali Kalnik und Ljubeške Gorice befindet sich im Walde ein Brünnlein, dessen Wasser im Sommer sehr kalt, im Winter aber sehr warm ist. Aus diesem Brünnlein entspringt ein Bächlein, das sich durch den Wald schlängelt, bis es bei Ljubeščice in den Bednja-Bach einfließt. Dieses Brünnlein heißt: das liebe Wasser. Den Namen soll es durch folgende Begebenheit erhalten haben. Ein Weib gieng mit ihrem Kinde durch den Wald und kam an das Brünnlein. Das Kind ward von einem brennenden Durst gepeinigt, doch die Mutter löschte zuerst ihren Durst, ehe sie dem Kinde einen Trunk reichen wollte. Während sie trank, verschmachtete das arme Kind. Da rief die Mutter vom Schmerz ergriffen aus: „O du mein liebes Wasser, was hast du angerichtet! Mein Kind ist gestorben." Daher der Name des Brünnleins.





54.

Die Frau eine Wölfin.

Es war einmal ein Graf, der besaß eine Mühle, in welcher sich niemand zu übernachten getraute; denn allnächtlich suchte ein Wolf die Mühle heim, und fraß jeden auf, den er dort antraf. Es kam soweit, daß der Graf bekannt machen ließ: „Wer einmal in der Mühle übernachtet, dessen Eigentum soll sie werden.“ — Nun fand sich ein Jüngling der faßte den Plan und machte sich immer mehr mit dem Gedanken vertraut, in dieser Mühle zu übernachten. Er begab sich deshalb zum Grafen und erklärte sich bereit das Wagnis zu unternehmen. Hierauf begab er sich in die Mühle, nahm einige Bretter und legte sie aufs Durchzugsgebälke. Hierauf fachte er ein Feuer an und wärmte sich. Als er das Herannahen des Wolfes merkte, rückte er rasch die Hobelbank, auf welcher man Reife verfertigt, ans Feuer und stieg selbst so hurtig als nur möglich auf die Bretter hinauf. Im Augenblick war der Wolf auch schon da und suchte die ganze Mühle durch, ohne irgend jemand zu finden. Zuletzt trat er ans Feuer, legte seinen Pelz ab, und siehe da! der Wolf verwandelte sich in ein reizend schönes Mädchen. Allmählig

wurde es schläfrig und schlummerte ein. Der Jüngling war unbemerkt Zuschauer dieses Vorganges und leise verließ er seinen Standplatz, schlich sich heran, nahm das Fell und nagelte es mit drei Nägeln unter der Mühle an. Mit Vergnügen nahm er wahr, daß er es mit keinem Wolfe, sondern mit einem hübschen Mädchen zu tun habe, fürchtete sich nicht im Mindesten vor ihr und weckte sie auf. Sowie sie aufwachte, wollte sie nach ihrem Pelz greifen, da sie ihn aber nicht sah, ergriff sie den Jüngling bei der Hand und machte Miene ihn zu schlagen. Als er ihre Absicht erkannte, rief er aus: „So ein Weibsbild hat Gott noch nicht erschaffen das mich durchprügeln würde.“ — Hierauf verlegte sie sich auf Bitten, er möge ihr den Pelz zurückgeben, doch alle ihre Reden prallten an ihm fruchtlos ab. Sie drohte, es werde ihm schlimm ergehen, wenn sie wiederum einmal den Pelz auffinden sollte. Von da ab verließ sie die Mühle nicht mehr. Beide blieben also in der Mühle und heirateten sich schließlich. Sie lebten lange Zeit in glücklicher Ehe, aus der entsproß ein Kind. Einmal fand sie in Abwesenheit ihres Mannes ihren Pelz unter der Mühle und zog ihn an. Sie verwandelte sich wieder in eine Wölfin und suchte das Weite. Der Mann kehrte bald nach Haus zurück, fand das Kind weinend vor und fragte es, warum es weine. Antwortete es, die Mutter habe plötzlich das Haus verlassen. Der Mann gieng sogleich unter die Mühle nachschauen, sah den Pelz nicht mehr und wußte wieviel es geschlagen. Deshalb nahm er sein Gewehr zur Hand und gieng aus auf die Suche nach der Wölfin. Tief betrübt kam er auf einen Kreuzweg und begegnete dort einem fremden Manne, der befragte ihn teilnamsvoll um den Grund seiner Niedergeschlagenheit, weshalb er komme und was er hier suche. Der Müller teilte ihm den Fall mit, und der Fremde versetzte: „Ich bin der Wolfshirte, ich will

dir helfen; ich entbiete alle Wölfe hieher, und wenn du deine Frau aus der Menge nicht herausfindest, so ist es um dich getan." — „Das soll meine Sorge sein." — Da blies Jener in sein Horn und es erschienen alle Wölfe. „Nun, welcher ist deine Frau? Ist sie hier?" — „Freilich, der letzte Wolf dort ist meine Frau." — Hierauf nahm der Wolfshirte der Wölfin den Pelz, und der Mann führte seine Frau nach Haus, und sie lebten von da ab noch viele Jahre in Glück und Frieden.





55.

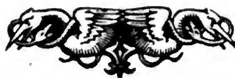
Der heilige Andreas.

Einst wanderten auf dieser Erden Gott, der Meister, der heilige Petrus und der heilige Andreas. Sie kamen zu einem Schafhirten. Sie waren sehr hungrig und baten deshalb den Schäfer, er soll ihnen ein Schaf geben, weil sie gar so sehr vom Hunger geplagt würden. Der Schäfer gibt ihnen das gewünschte Schaf, und Gott und der Meister sagten zum heiligen Andreas, er soll das Schaf braten, doch müsse er Herz und Lunge unberührt lassen, denn Gott wollte daraus ein neues Schaf erschaffen, um den Hirten zu entschädigen. Hierauf legten sie sich nieder und schliefen bald ein, denn sie waren recht müde von der Wander. In der Zwischenzeit, während sie schliefen, briet der heilige Andreas Herz und Lunge und aß sie auf. Als der Herr und der Meister erwachten, fragten sie ihn, wohin er Herz und Lunge getan, und er antwortete, dies Schaf habe kein Herz und keine Lunge gehabt. Gott und der Meister zweifelten an der

Wahrheit seiner Worte und sagten, er müsse sich einem Gottesgericht durch Feuer unterziehen: „Wenn das Schaf wirklich kein Herz und keine Lunge gehabt, so wirst du gar keinen Schaden nehmen, wenn ja, so wirst du verbrennen.“ — Hierauf befahl Gott dem heiligen Petrus, er soll einen Scheiterhaufen errichten. Der Meister entzündete den Holzstoß und der heilige Andreas mußte in die brennende Lohe springen. Da verbrannte er mit Haut und Haaren, nur Herz und Lunge blieben unversehrt. Nun hießen Gott und der Meister den heiligen Petrus die Glut auseinanderscharren und Herz und Lunge in den Ranzen legen. Der heilige Petrus tat so und sie setzten ihre Wanderung fort und gelangten zu einer kleinen Hütte, die wurde von einer Mutter und ihrer erwachsenen Tochter bewohnt. Sie baten um ein Nachtlager, und die alte Frau entgegnete: „O meine lieben Fremden, wo soll ich euch denn ein Lager anweisen, ihr seht ja, wie klein und eng mein Häuschen ist.“ — Doch die Wanderer setzten ihr so lange zu bis sie von ihr aufgenommen wurden. Gott und der Meister befahlen nun dem heiligen Petrus, er soll Herz und Lunge der Alten zur Aufbewahrung geben, aber um keinen Preis verraten, was dies sei. Die Frau verschloß den Ranzen in eine Lade und sperrte sie ab. Der Tochter stieg der Duft in die Nase, und während die Wanderer schliefen, stahl sie der Mutter den Schlüssel und öffnete neugierig die Lade. Sie wollte sehen, was einen so starken Geruch verbreite. Sie öffnete also die Lade, fand Herz und Lunge und aß sie auf. So wurde sie mit dem heiligen Andreas schwanger. Als in der Frühe Gott, der Meister und der heilige Petrus aufstanden, sagten Gott und der Meister zum heiligen Petrus, er soll den Ranzen abfordern, den er der Frau zur Aufbewahrung übergeben. Die Alte öffnete die Lade und fand sie leer; ganz erschrocken gestand sie, daß

das anvertraute Gut auf eine rätselhafte Weise verschwunden sei. Da dankten ihr die Wanderer für die Aufnahme und zogen weiter. Nach Jahr und Tag kamen sie wiederum desselben Weges zu derselben kleinen Hütte und baten um ein Nachtlager. In der Zwischenzeit hatte aber die Tochter den heiligen Andreas schon zur Welt gebracht, und man gab dem Kinde bei der Taufe den Namen Andreas. Als die Wanderer ihre Bitte vorbrachten, fuhr sie die Alte an: „Was? — Ich soll euch bei mir aufnehmen? — Waren schon voriges Jahr solche Hundsfötter hier und hab sie beherbergt. Jetzt seht an die Bescheerung dafür, muß da ein Bankert füttern." — Da sprachen Gott und der Meister: „So überlasse sie uns den Bankart, wir wollen ihn mit uns nehmen und groß ziehen." Und die Alte entgegnete: „Da habt Ihr ihn, er soll mir aus den Augen." — Hierauf sagten Gott und der Meister zum heiligen Petrus: „Geh, übernimm das Kind." — Der heilige Petrus nahm es und sie setzten ihre Wander fort. Sie kamen zu einer kleinen, halbzerfallenen Hütte, in der wohnte eine Wittwe mit einer Schaar kleiner Kinder und baten die Frau um ein Nachtlager. „Meine lieben Fremden, wo soll ich euch denn unterbringen?" sagte die Frau, „Ihr seht ja, wie viel Kinder ich habe. Zum Überfluß bringt Ihr eines noch mit. Wo sollen wir alle Platz finden?" — Endlich ließ sie sich doch bewegen und gab ihnen Herberge. Dann baten sie sie, um ein Bischen Milch für ihr Kind, und die Wittwe antwortete: „Ja, woher soll ich sie nehmen? Mit genauer Not hab ich von meinem verkümmerten Kühlein soviel gemelkt, daß ich jedem meiner Kinder einige Tropfen geben kann." — Doch die Wanderer quälten sie so lange, sie möge noch einmal melken gehen, bis sie endlich um nur Ruhe zu haben, ein Töpfchen nahm und in den Stall melken gieng. Da sagten

Gott und der Meister zum heiligen Petrus: „Nimm dieses Schaff und geh ihr nach.“ — Er nahm das Schaff und gieng der Wittwe nach in den Stall. Die Wittwe wandte sich um und versetzte: „O du lieber Mann, was willst du mit diesem Schaff? — Nicht einmal dieses Töpfchen wird voll werden.“ Doch der heilige Petrus entgegnete: „Gehen Sie nur, Mütterchen, vielleicht giebt Gott der Kuh hinreichend Milch.“ — Sie fiengen an zu melken und siehe da, Gott gab, daß sie das Schaff voll melkten. Nun befriedigten sie den heiligen Andreas und die übrigen Kinder. Am anderen Tage verabschiedeten sie sich, setzten ihre Wander fort, und zogen den heiligen Andreas groß. Dann wanderte er wiederum mit ihnen durch die Welt, und wurde wiederum der heilige Andreas. Gott wollte, er soll noch ein drittesmal geboren werden, doch der Heilige bat um Nachsicht, denn er fürchtete sich vor dem Durst, der die Kinder so sehr plagt. Also blieb es beim Alten und der heilige Andreas ward so nur zweimal geboren. Das geschah in jenem Jahre, als ich noch nicht auf der Welt war.





56.

Von dem, der alle übertrumpft hat.

Es war einmal in Podborje eine große Hungersnot. Ich glaub, es war zur Zeit des Banns Kulin. Wars nicht früher, so wars später. Damals kamen alle Dorfältesten zusammen auf einer großen Wiese und beratschlagten. „Wir müssen hundert Metzen Frucht kaufen," sagte einer, „die Hälfte wollen wir unter uns verteilen für den Winter, die andere Hälfte lassen wir zur Aussaat stehen." Damit waren wohl Alle einverstanden. „Ja," hieß es, „wer gibts Geld dazu her?" O weh! Keiner hat nur auch nur einen durchlöcherten Heller in der Tasche. Was ist da zu machen? „Wir müssen darüber nachdenken," sagte der Knez (Dorfschulze). „Ja, das müssen wir," riefen alle insgesamt. Nun dachten sie alle nach von Morgens früh bis die Sonne am Höchsten stand. Da rief der Knez aus: „Brüder, wißt Ihr was?" — „Sags, dann werden wirs auch wissen." — „Wir schicken durchs ganze Land Ausrufer, die sollen überall verkünden, daß wir demjenigen, der uns die größte Lüge erzählen kann, hundert Dukaten auf der Stelle auszahlen." „Du hast gut

gesprochen," riefen Alle. Darauf machten sich die größten Schreier auf den Weg und riefen im ganzen Lande aus, daß alle Lügner an dem und dem Tage zum Lügenwettkampfe in Podborje erscheinen mögen. Bei Gott! Das hätt einer sehen sollen, wie Groß und Klein aus allen Dörfern im ganzen Lande nach Podborje eilte. Jeder bildete sich ein, er werde die hundert Dukaten gewinnen. Endlich machten sich die vier größten Lügner aus Agram, es waren vier leibliche Brüder, auch auf den Weg nach Podborje auf. Die drei älteren Brüder lachten immer den jüngsten Bruder aus, weil er nie so schön wie sie das Lügen verstand. Sie nannten ihn bloß den Dummrian. Als sie nach Podborje kamen, da waren sie die Letzten. Alle Leute hatten schon gelogen, was nicht gestoben und nicht geflohen, keiner gewann die hundert Dukaten. Nun war die Reihe an die vier Brüder.

Fragte der Knez: „Warum kommt Ihr die letzten?" Der älteste Bruder: „Ich habe mich wohl rechtzeitig aufgemacht, wie ich aber in der Stadt auf den Platz komme, da sehe ich eine Gelse, ich will nicht lügen, die stand mit einem Fuße auf der Turmspitze des Stefansdomes, und mit dem anderen Fuße auf der Erde. Da schaute sie mich so großmächtig an, daß ich ganz erschrocken zurücklief und einen sehr langen Umweg machen mußte." „Das ist noch keine rechte Ausrede," sagte der zweite Bruder, „ich habe eine noch größere Gelse gesehen, die stand mit einem Fuße auf dem Kalnik und mit dem anderen im Tale. Bin aber gar nicht erschrocken. Ich habe mich aus einem ganz andern Grunde verspätet. Als ich aufbrach, da war eine gar wunderschöne Nacht. Der Himmel voll lichter Sternlein. Unterwegs kehrte ich bei meinem Gevatter ein. Der Gevatter war über meinen Besuch sehr erfreut. Er gieng sogleich in den Stall hinaus und fieng ein Hühnchen für mich ab. In

der Eile vergaß er die Stallthüre zuzumachen. Da kam der alte große Indian heraus und sah den Himmel voll Sterne. Er meinte, jemand hätte für ihn einen Sack voll Kukuruzkörner ausgestreut; er hatte den ganzen Tag nichts zu essen bekommen und pickte nun, hungrig wie er war, alle Sternlein vom Himmel ab. Wie ich nach dem Essen weiter reisen wollte, war es so finster, daß ich den Weg verfehlte, darum bin so spät hier eingetroffen." Der dritte Bruder: „Ich mußte leider Gottes einen noch größeren Umweg machen. Ich sagte zu meinem Vater, daß wir den Dünger aufs Feld hinaus führen müssen. Darauf gieng der Vater in den Wald und machte einen Wagen, der war so groß wie die ganze Erde. Die Deichsel hatte aber auf der Erde keinen Raum mehr, sondern ragte noch viele Meilen weit über die Welt hinaus. Mir blieb nun nichts anderes übrig, als um den ganzen Wagen herumzugehen. Darum bin ich so spät gekommen." Darauf der jüngste Bruder: „Ich schwöre bei meiner Gesundheit, daß meine Brüder die lauterste Wahrheit erzählt haben; denn ich war überall dabei." Da riefen Alle: „Dir gebühren die hundert Dukaten." Nun ließ er ein großes Festmahl bereiten. Er aß gut und trank gut, und wenn er nicht gestorben ist, so lebt er noch heute.





57.

Die Tochter des Königs der Vile.

So war einmal eine Mutter, die trug ein Kind unterm Herzen. Als sie einstmals aus der Kirche von der Messe gieng, befielen sie die Geburtswehen. Wohin sollte sie flüchten? Sie versteckte sich unter eine Brücke und genas glücklich eines Söhnleins. Im Nu waren auch die Sujenice da. Die eine sagte: „Wir wollen ihn gleich tödten;“ die zweite sagte: „Das wollen wir nicht, sondern wann er größer geworden, dann wollen wir ihn hinwegraffen, damit seine Mutter desto größeres Leid nach ihm empfinde,“ und die dritte sagte: „Nein das wollen wir nicht, sondern wir tödten ihn, falls er des Vilen-Königs Töchterchen nicht heimführt.“ Und dabei blieb es. Als der Junge groß geworden war, sagte er zu seiner Mutter: „Mütterchen, ich will heiraten.“ — „O mein Sohn, du sagst zwar, du willst heiraten, aber keines dieser Mädchen ist für dich.“ Da frägt er sie: „Ja warum denn nicht?“ — „Ja, so haben es dir die Sujenice beschieden, daß sie dich umbringen werden, falls du des Königs der Vile Töchter-

chen nicht heimführst." — Darauf entgegnete er: „Nun gut, so gehe ich sie werben, vorerst aber will ich aber einen alten Schmied fragen, vielleicht kann er mir etwas Näheres darüber erzählen, wo sie zu finden ist." —

Der Schmied: „Mein Sohn, es wird dir wohl schwer fallen sie zu finden. Geh zur Mondesmutter, kann sie dir keine Auskunft geben, so weiß ich wahrhaftig nicht, wer es besser wüßte denn sie." Und er gab ihm drei Paar eiserne Schuhe, und schickte ihn zur Mondesmutter. „Wann du zu ihr kommst, fasse sie nur bei den Schultern an, sie wird dich schon von selbst fragen, was dein Begehren sei und wird dir dann wohl auch einen Bescheid geben." So machte er sich auf die Wander, und als er schon nahezu ein Paar Schuhe zerrissen hatte, kam er zur Mondesmutter und faßte sie bei den Schultern an. Sie fragte ihn sogleich um sein Begehren. Er erzählte es ihr. „O mein Kind, ich weiß dirs wirklich nicht, vielleicht aber weiß es mein Sohn. Warte bis er heimkommt, dann wirst ihn fragen, doch darf er dich nicht finden, sonst zerreißt er dich. Wie er ankommt, so wird er es gleich merken, daß du da bist. Doch ich will dich verstecken, und wann er zum drittenmal fragen wird, wo die getaufte Seele sei, dann rufe du aus: Hier bin ich und er wird dir nichts anhaben." Das alte Weib versteckte ihn unter eine Mulde. Der Mond kam heim und fragte: Mütterchen du beherbergst ja eine getaufte Seele?" Als er zum drittenmal fragte, wo die getaufte Seele sei, ließ sich Jener vernehmen: „Hier bin ich." Und da konnte er ihm nichts anhaben, während er ihn sonst zu Staub zerstiebt hätte. Nun fragte er ihn um sein Begehren. Und er sagte: „Ich möchte gerne zu des Vilen-Königs Töchterchen." Der Mond: „Ich kann dir keine Auskunft geben. Kann dir auch die Sonnenmutter nichts berichten, da weiß ich

wirklich nicht, von wem du sonst Auskunft erhalten könntest." Und er zeigte ihm den Weg, den er einschlagen müsse.

Nun zog er das zweite Paar Schuhe an, und als sie schon nahezu zerrissen waren, gelangte er bei der Sonnenmutter an und ergriff auch sie bei den Schultern.

Sie fragte ihn alsogleich: „Was ist Dein Begehren?" Er sagte: „Kannst Du mir Auskunft geben, wo die Vilen-Burgen sind, ich beabsichtige des Vilen-Königs Töchterchen heimzuführen." Sie antwortete ihm sogleich: „Ja, mein Sohn, das weiß ich Dir nicht, und weiß es auch mein Sohn nicht, dann weiß ich wirklich nicht, wer es sonst wissen dürfte; wart ein Bischen bis er heimkehrt."

Auch sie verbarg ihn unter eine Mulde, und wiederum meldete er sich: „Hier bin ich," als der Sonnenmann zum drittenmale gefragt hatte: „Mutter, Du hast eine getaufte Seele unters Dach aufgenommen." — Und der Sonnenmann konnte ihm nichts anhaben und fragte ihn nun, was sein Begehren sei? Er erwiderte, er wolle in des Vilen-Königs Burgen ziehen und des Vilen-Königs Töchterchen heimführen.

Darauf sagte der Sonnenmann zu ihm: „Ja, daß weiß ich Dir nicht, aber kann es Dir die Sturmstute", -- das war der Sturm oder Wind — „nicht sagen, dann weiß ich wirklich nicht, wer es wissen könnte." — Der Sonnenmann zeigte ihm den Weg und sagte: „Wann Du auf jenen Wiesengrund kommst, wo Dir das Gras bis zu den Knieen reicht, dann bist Du bei der Sturmstute. Solltest Du sie nicht antreffen, wart auf sie, bis sie dorthin weiden kommt. Aber dann geh nicht gleich auf sie los, sondern versteck Dich hinter einen Baum oder in einem Loche, und wann sie herankommt, ergreif sie gleich bei den Zügeln, denn sonst kann es dir übel ergehen." Er setzte seine Wanderung fort, und wanderte und wanderte und gelangte endlich auf

jenen Wiesengrund. Als er ankam war die Sturmstute bis zur Morgenröte abwesend. Er verbarg sich unter eine Brücke, und als sie zur Brücke kam um Wasser zu trinken, erfaßte er sie im Nu bei den Zügeln, und sie fragte ihn, um sein Begehren. Er antwortete ihr, er möchte gern des Vilen-Königs Töchterlein auffinden. Sie antwortete ihm: „Gut, besteig mich.“ Er bestieg sie und sie sprach zu ihm: „Wirst du aber nicht herabfallen?“ Da strauchelte sie. Beinahe wäre er herabgefallen, doch hielt er sich noch rechtzeitig mit einem Fuße fest. Dann strauchelte sie ein zweitesmal, und auch diesmal wäre er beinahe herabgefallen. Und sie strauchelte zum drittenmale, und beinahe wäre er auch jetzt herabgefallen, doch er hielt sich nochrechtzeitig mit dem Fuße fest. Sie sagte zu ihm fortwährend: „Das wird mir nachteilig sein.“ Und sie flog mit ihm hin wie ein Vogel, und rannte und rannte bis sie zu zwei Säulen gelangte. Als sie in die Nähe kam, traten die Säulen vor ihrem Hauche auseinander, schlugen aber im Augenblick wieder zusammen, und rissen der Stute ein Stück vom Schweif aus. Fortwährend sagte die Stute zu ihm: „Siehst du, das schadet mir, daß du beinahe herabgefallen bist.“ — Dann eilte sie wiederum weiter, bis sie bei den Vilen-Burgen anlangte. Sie schärfte ihm ohn Unterlaß ein: „Du, trink dir keinen Rausch an und vergiß um keinen Preis zu mir zu kommen.“ Er versprach ihr zu kommen und gieng hinauf. Man empfieng und bewirtete ihn aufs Beste, und er hielt ohneweiteres gleich um die Hand der Tochter an.

Man versprach dieselbe ihm. Darauf aßen und tranken sie bis zum Anbruch der Dunkelheit. Und als es Abend ward, sagte er, er müsse um eines gewissen Bedürfnisses wegen hinaus und werde gleich zurück sein. Er gieng nun gleich zur Sturmstute — ihr hatte man hundert Centner Heu vorgelegt — und verbarg sich in ihrem Schweif. Und sie

fahndeten nach ihm und konnten ihn nicht ausfindig machen, schließlich fanden sie ihn doch beim Anbruch der Morgenröte, aber es krähte der Hahn, und da konnten sie ihm nichts anhaben.

Später kam er wieder hinein, man gab ihm zu essen und trinken und fragte ihn, wo er denn gewesen. Er: „Unter dem Zaun bin ich gelegen, dort bin ich zusammengefallen und gleich eingeschlafen.“ Und der Stute gaben sie hundert Centner Heu und einige Scheffel Hafer. Und so zechten sie bis zum Abend. Da gieng er wiederum hinaus und zwar verbarg er sich in den Mähnen der Stute. Sie fahndeten wiederum die ganze Nacht nach ihm, aber schon beim Herannahen der Morgenröte verriet ihnen die alte Hexe, daß er in den Mähnen stecke. Da hätten sie ihn beinahe gefunden, aber es krähten die Hähne und sie konnten ihn schon nicht mehr umbringen. Darauf tödteten sie alle Hähne im ganzen Dorfe. Er gieng wiederum in die Burg. Zu essen und zu trinken gaben sie ihm so viel er nur wollte, und der Stute legten sie wie gewöhnlich hundert Centner Heu und einige Scheffel Hafer vor, und dann sagten sie zu ihm: „Heute Nacht brauchst du nirgends hinzugehen, wir geben dir alles, was du benötigst.“

Als der Abend anbrach, blieben sie ununterbrochen an seiner Seite, doch auf einen Augenblick ließen sie ihn doch allein. Er hinaus und zur Stute. Was soll sie nun mit ihm anfangen? — Sie verbarg ihn unterm Fuße im Hufe, denn sie hatte einen großen Huf. Dann suchten sie ihn wiederum. Er aber hatte bei Tag zwei Eier genommen, und die Stute hatte die Eier bis zum Abend im Halse ausgebrütet, und bis dahin waren die Küchlein schon etwas größer geworden. Als sie ihn suchten und nicht finden konnten, eilten sie gegen Morgen zur alten Hexe. Diese sagte ihnen er befinde sich unterm Hufe der Stute. Schon

wollten sie ihn hervorholen, als die Hähne krähten, die nämlich, welche die Stute im Halse ausgebrütet hatte. Daher konnten sie ihm nichts anhaben und drum erschlugen sie auch diese zwei Hähne. Er bat sie fortwährend ihm die Tochter zu geben, da er schon gehen müsse, doch der König sagte, er gäbe sie ihm deshalb nicht, weil er nicht dorthin schlafen gegangen, wo er ihm das Nachtlager bereitet. Er entschuldigte sich, er sei betrunken gewesen, dann zusammengesunken und so eingeschlafen. Aber der König wollte es ihm nicht glauben. Er bat nun fortwährend, man möge doch wenigstens die Tochter zu ihm lassen, damit er sie küssen könne. Zuvor aber hatte ihn die Stute unterrichtet, er solle, sobald das Mädchen ihn küssen komme, sie fassen und dann aufsteigen, um zu entfliehen. Ferner soll er eine Bürste, mit der man Pferde bürstet, und einen Kamm, mit dem man Pferde kämmt, sowie eine Flasche Wasser zu sich stecken, und gut verbergen. Als es endlich der König seiner Tochter gestattete, daß sie den Jüngling küssen darf, stieg sie in den Stegreif auf seinen Fuß, und wie sie sich anschickte ihn zu küssen, rannte die Stute flugs durch die Thür hinaus und rannte und rannte. Wie das der König sieht, besteigt er sein Roß und eilt ihnen nach. Diese hatten schon einen Vorsprung gewonnen. Auf einmal sagt die Stute: „Schau Dich mal um, ob uns nicht Etwas verfolgt.“ Da blickte er zurück und entgegnete: „Ja, es ist so nahe, daß es Dich beim Schweif packen könnte.“ Die Stute sagte: „Wirf die Bürste hin.“ Er warf sie hin, und es entstand hinter ihrem Rücken ein Wald, durch den der Andere (der Vilen-König) des Gestrüppes wegen nicht so leicht folgen konnte. Endlich brach er sich doch Bahn und eilte und stürmte ihnen nach, bis er sie wiederum fast ereilt hatte. Da sagte die Stute: „Schau Dich um, ob uns nicht Etwas verfolgt.“ Er blickte zurück und bemerkte, daß es

nur wenig fehle und Jener werde die Stute beim Schweif erwischen. Und er entgegnete: „Er ist so nahe, daß er Dich im nächsten Augenblick beim Schweif erwischen kann.“ Die Stute sagte: „Wirf den Kamm hin!“ Er tat es, und hinter ihrem Rücken entstand eine große Bergkette, über die der König nur mit Mühe setzen konnte. Als er sie wiederum auf Spannweite eingeholt hat, sagte die Stute: „Wirf die Flasche Wasser hin? Er that es und es entstand ein großes Gewässer hinter ihrem Rücken, über das der König mit großer Not setzte. Als er sich durchgearbeitet, verfolgte er sie beharrlich und hätte sie beinahe ereilt, als die Stute bei den Säulen anlangte, die aber traten wiederum vor ihrem Geschnause auseinander, und als die Stute durchgeflogen war, schloßen sie sich wieder, so daß der König die Verfolgung aufgeben mußte. Da rief er ihnen aus voller Brust nach: „Schwiegersohn! Bleib stehn, ich kann nicht weiter; führ mir mein Kind nicht ohne jede Morgengabe fort.“ Dann warf er über die Säulen einen Gürtel, etwas anderes hatte er eben nicht bei sich als diesen Gürtel.

Dieser war aber von der Art, daß man durch ihn die Befriedigung aller Wünsche erlangen konnte. Darauf kehrte der König heim, jene aber blieben in Freuden zurück. Der Jüngling drückte der Stute seinen Dank aus und kehrte gleich zu seiner Mutter heim, nachdem er dem Gürtel den Wunsch ausgesprochen, er wolle zu Hause sein. Dann bereiteten Sie ein großes Freudenmahl, und weil an allem Überfluß war, lud man mich auch zu Tisch und ich vergnügte mich mit ihnen.



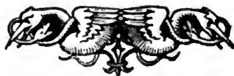


58.

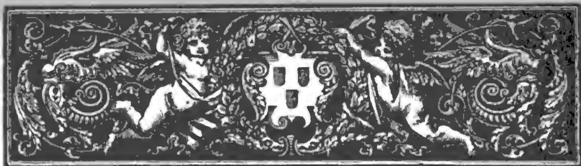
Von den drei Schwestern, die in der heiligen Fastnacht spannen.

Es waren einmal drei Schwestern, die spannen spät in der Fastnacht, weil sie noch die Wolle, die sie auf dem Spinnrocken hatten, fertig spinnen wollten. Weil eine große Menge Wolle aufgesteckt war, spannen sie noch bis spät nach Zwölf und versäumten so die Mitternachtmette zu besuchen. Da bekamen sie Hunger, und die älteste Schwester trug der jüngsten auf, sie soll in die Dachkammer hinaufgehen und einen Schinken hinunterbringen. Sie stand sogleich auf und gieng hinaus, auf der Treppe aber stand der Tod. Er packte sie an, schlug auf sie los und sagte ihr, ob sie denn nicht wisse, es sei nicht erlaubt um Mitternacht zu spinnen, zu einer Zeit, wo die übrige Welt, das heilige Weihnachtsfest freudig begrüßt. Sprachs und zermalmte sie zu Staub und Asche. Die zwei Schwestern wurden schon zornig über ihr langes Ausbleiben, und es gieng die mittlere hinauf, um ihr zu sagen, sie soll doch bald kommen. Kaum trat sie in die Treppenflur, fieng der Tod an die Gebeine der

Getödteten auf sie hinabzuwerfen, und das Mädchen gieng ärgerlich, daß sie ihr von oben lauter Knochen hinabwirft, selbst die Treppe hinauf, aber auch sie wurde vom Tode erfaßt und so heftig an den Rauchfang geschleudert, daß sie in lauter Stücke sich zerschlug. Jetzt kam die älteste nachsehen; der Tod erfaßte sie und quetschte sie mit den Gebeinen ihrer Schwestern so fest zusammen, daß sie zu Brei zermalmt wurde. — Diese Mädchen hatten zwei kleine Brüder, die schliefen inzwischen sehr fest. Sie erwachten zeitlich in der Frühe und waren sehr erfreut über die schöne Krippe, auf die sie gehofft, und giengen deshalb in die anstoßende Stube nachsehen, ob etwas hergerichtet worden, fanden aber nichts anderes vor als die Gebeine ihrer Schwestern, die hatte der Tod in das Zimmer hinabgeschleudert. Schleunigst liefen sie aus dem Zimmer hinaus zu den Nachbarn und sagten, Räuber wären nächtlicher Weile bei ihnen eingebrochen. Die Nachbarn kamen und fanden die Gebeine der Schwestern und die drei Spinnräder in Stücke zerschlagen. Und die Leute deuteten den Fall so, Gott habe die Mädchen gezüchtigt, weil sie in der heiligen Fastnacht spannen.







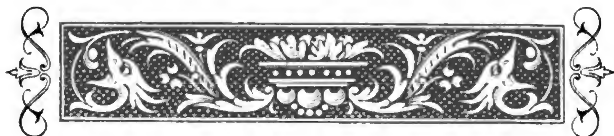
59.

Vom Mädchen, das ein Liebespaar auseinander gebracht hat.

Es war einmal ein Liebespaar, das stand im Begriffe eine Ehe einzugehen, als sie ein Mädchen durch Zwischenträgereien gegeneinander so aufhetzte, daß sich bald die geplante Ehe zerschlug. Zwar gieng das Mädchen zur Beichte und bereute ihre Sünde, doch der Mönch konnte ihr keinen Ablaß gewähren. Er sagte, sie müsse vor Allem zur Buße, bei dem ersten Todten im Dorfe eine ganze Nacht allein aufbleiben. Nun traf es sich, daß gerade ihr Oheim verstarb, und das Mädchen war herzlich froh, daß es ihr Oheim war, vor dem sie nichts fürchten zu müssen glaubte. Also blieb sie an seiner Seite und betete für ihn zu Gott. Als es aber zwölf Uhr schlug, richtete sich der Todte auf und machte seiner vor Entsetzen regungslos dasitzenden Nichte bittere Vorwürfe, weil sie das Paar auseinandergebracht; es sei dies eine Todtsünde, sagte er, und er müsse sie dafür auf eine qualvolle Art zu Tode martern. Hier-

mit stand er auf, gieng hinaus, brachte Hammer und Nägel herein, trat an sie heran und nagelte ihr Hände und Füße an die Bank an, so daß sie qualvoll sterben mußte. So fand sie für ihre Sünde Erlösung, der Verstorbene legte sich aber wiederum auf seine Bahre hin. —





60.

Gott und der heilige Petrus.

Einst wanderten Gott und der heilige Petrus durch die Welt und es überraschte sie einmal nach anstrengender Tagereise auf dem Wege die Nacht. Doch als sie eine Weile weiter gingen, gelangten sie zu einem Wirtshause, darin waren Leute jeden Standes, zum größten Teile aber Soldaten. Da sprach der heilige Petrus zu Gott: „Komm, kehren wir da ein, Du siehst, die Nacht ist schon angebrochen? — Gott aber gab ihm zur Antwort: „Hier könnten wir nicht schlafen, denn die große Menge Menschen würde uns nicht ruhen lassen." Der heilige Petrus aber war halsstarrig, doch Gott ließ sich nicht von ihm bestimmen, endlich sprach der heilige Petrus zu Gott: „So erlaub doch wenigstens mir daß ich hineingehe, und warte auf mich ein Weilchen bis ich herauskomme, zum mindesten schau ich mir an, wie sie da drinnen tanzen, denn bisher hab ich so etwas noch nie gesehen." — Gott versetzte: „Geh lieber nicht hinein, denn Du wirst geprügelt werden" — Petrus gab aber Gott keine Ruhe und bat so lange, bis ihm Gott

sagte, er möge immerhin hineingehen, aber gut auf der Hut sein, damit er keine Prügel kriegt. Er trat also in die Wirtsstube, doch kaum hatte er die Tür geöffnet, sprangen den Musikanten die Saiten auf den Geigen. Zugleich als dies geschah bemerkten sie am Rücken des heiligen Petrus eine Geige und riefen ihm zu: „Heda! spiel uns Du einen Marsch auf!" — Er entschuldigte sich, er könne ihnen nicht vorspielen, denn er habe keine Geige, doch Gott hatte ihm eine Geige auf den Rücken gezaubert, während er sich dem Wirtshause näherte. Da Petrus dies nicht wußte, redete er sich aus, er habe keine Geige, doch die Leute verstanden keinen Spaß, stürzten sich alle auf ihn und prügelten ihn weidlich durch, so daß er mit genauer Not hinausfand. Als er vor Gott trat, sagte ihm Gott; „Siehst Du, hab ich Dirs nicht gesagt, daß Du noch Prügel bekommen wirst?" — Hierauf sprach Petrus zu Gott: „Hör mal, möchtest Du wohl meine Bitte erfüllen, die ich an Dich stellen werde?" — Gott antwortete: „Warum denn nicht, laß nur hören, was Dich drückt?" — „Ich bitte Dich, mache, daß jedesmal wann Soldaten auf dem Marsche sich befinden, schlechtes Wetter eintritt, es soll immer entweder regnen oder schneien, denn die da drinnen sind fast lauter Soldaten und die haben mich am ärgsten gedroschen." — Gott gewährte ihm die Erfüllung seiner Bitte, und daher kommt es, daß es noch heutigen Tages regnet, wann sich Soldaten auf dem Marsche befinden, und dafür fluchen auch die Soldaten dem heiligen Petrus. —





61.

Der Geldsack.

Es war einmal ein Mann, der hatte zwei Söhne. Nachdem er die Söhne verheiratet, starb sein eigenes Weib und so blieb er Wittwer. Es war noch nicht recht ein Jahr seit dem verstrichen, da sprach der Vater zu seinen Söhnen: „Meine lieben Kinder! Es ist wohl wahr, daß noch nicht einmal ein Jahr vorbei ist, daß mein liebes Weib, euere Mutter, verschieden; es zwingt mich aber die Not, daß ich mich wieder verheirate! Ich hab mit euerer seligen Mutter, Gott sei ihrer armen Seele gnädig, einen großen Sack voll Geld erracker, und ich gedachte auch, meine lieben Kinder, nach meinem Ableben diesen Schatz euch zu hinterlassen. Nun aber ist mir dieser Geldsack plötzlich abhanden gekommen, und ich halte niemand anderen in Verdacht, daß er mir den Schatz entwendet, als einzig und allein euere Weiber, meine Schnuren!"

Kaum vernahmens die Söhne, da geriet der ältere in wilden Zorn auf die beiden Frauen, zerrte sie in die Stube hinein vor den Vater, fuhr sie grimmig an und brach in

Drohungen aus: „Auf der Stelle, soll sie es eingestehen, welche den Geldsack gestohlen hat? Herschaffen soll sie ihn, wo er gewesen, denn sonst verläßt mir keine diese Stube, ehe ich ihr Bein und Glieder zerbrochen!"

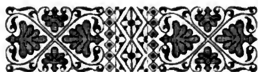
Jeder Tropfen Blut erstarrte den zwei Weibern über diese Rede, und die ältere sprach gleich zu ihrem Manne: Ach und Wehe mir bis vor meines Schöpfers Thron! Bei meinem und seinem Gewissen! bei deinem und deines Vaters Leben! Ich red die lauterste Wahrheit, wenn ich dir schwöre, daß ich meinem Schwiegervater nicht einmal über die Schwelle gekommen bin, seitdem die selige Schwieger die Augen zugedrückt, geschweige, daß ich ihm das Geld fortgetragen!"

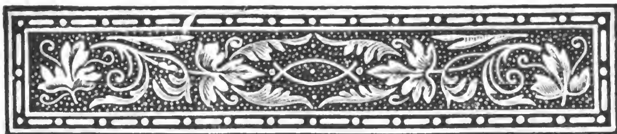
Ebenso feierlich verschwur sich auch die jüngere Söhnerin.

Hierauf entgegnete der Schwäher: „Das ists ja gerade, meine lieben Kinder! Das zwingt mich eben dazu, daß ich mich nochmals verheirate: weil eben keine von euch auch nur einmal meine Stube betreten hat, seitdem euere selige Schwiegermutter gestorben ist. Mir wird kein Bett gemacht, mir wird keine Stube aufgeräumt, mir wird nichts ausgeputzt, ja, mir stellt man nicht einmal einen Krug kaltes Wasser hinein."

So beklagte sich der Schwiegervater, und die beiden Schwiegertöchter führten sich seine Red zu Herzen. Von da ab kamen sie Tag für Tag, morgens und Abends, wie sichs gehört, in sein Ausgeding, machten ihm das Bett, räumten auf, putzten sauber aus, wenns not tat, und vergassen nie jedesmal am Schluß einen Krug Trinkwasser hineinzubringen. Nun war der Schwiegervater guter Dinge und wollte nichts mehr wissen von einer Heirat, sondern sagte zu seinen Kindern: „Meine süßen Kinder! Ich will euch reinen Wein einschenken, wies steht. Weder hab ich jemals einen Sack voll Geld gehabt, noch ists mir im Ernst beigefallen zu heiraten, nachdem euere Mutter, mein Weib, aus dem Leben

geschieden. Was ich gesagt habe, sagte ich bloß, damit euere Weiber, meine lieben Schnuren, meiner anständig warten und pflegen. Ihr könnt euch aber noch eine Kleinigkeit merken. Unsere Alten pflegten zu sagen: „Besser ein Quentchen Verstand, als ein Sack voll Geld, nur muß man dabei das Rechte wollen und das Gute tun."





62.

Der Schlangenkaiser.

Sobald der Herbst ins Land kommt, versammeln sich die Schlangen um ihren Kaiser. Er weist jeder Schlangenschaar einen bestimmten Ort als Winterquartier an. Sodann ernennt er eine Schlange als Oberhaupt jeder Schaar. Diese Schlange liegt in der Mitte, und rings um sie herum die übrigen, damit ihr warm sei. Ebenso macht es der Kaiser selbst mit seinem Gefolge. Der Schlangenkaiser ist zweiköpfig, seine Zunge ist aus Brillant, und auf dem Haupte sitzt ihm eine Krone. Wenn es dir gelingt den Schlangenkaiser zu tödten, (das ist aber besonders schwierig, weil er von den giftigsten Schlangen umgeben ist) und den Brillant und die Krone ihm wegzunehmen, so wirst du Herr der ganzen Welt und unsterblich. Die im Gefolge des Schlangenkaisers sind, tragen am Schwanze ein Glöckchen.





63.

Der reiche Geizhals und der arme Dummrian.

Es war einmal ein Mann, der war sehr reich, aber noch geiziger als reicher. Es geschah, daß gerade in einer Nacht, als der Reiche Raki brannte, ein armer Dummrian zu ihm kam. Der sagte: „Gott sei mit dir!“ und bat zugleich um ein Gläschen Raki. Der Reiche griff sogleich nach einem Glas und schöpfte es voll mit jenem brühheißen Wasser im Kessel und reichte das Glas Wasser, als wäre es Raki dem Armen zum Trunke. Der arme Dummrian glaubte wirklich es wäre Raki, setzte hastig an und leerte auf einen Zug das Glas. Er gabs aber gleich wieder dem Geizhalse zurück. Fragte der Geizhals: „Na, magst noch eins?“ Er: „Frag nicht, gieb.“ Schöpfte der Geizhals ein zweites Glas voll brühheißen Wassers ein, reichte es dem Dummrian und der Dummrian leerte es wieder auf einen Zug. „Na, magst noch eins?“ — „Ich sag ja.“ Wieder schöpfte der Reiche aus dem Kessel und der Arme trank auch dieses dritte Glas aus. Als der filzige Mensch nun ein viertes Glas einschenkte und dem Armen mit den Worten überreichte:

„Magst auch das noch?" antwortete der Dummrian: „Jetzt hätt ich schon genug." Der Reiche schüttete das Wasser aus dem Glase wieder in den Kessel zurück, wohin das Wasser wohl auch gehört, und sagte zum Dummrian: „Du siehst, ich lab dich von Herzen gerne. Schau, wie viel noch da ist, ich brauch nicht zu knausern, wenn mir ein lieber Gast kommt." Der Arme: „Ja, das seh ich." Sprachs und lief aus dem Hause, sagte weder „dank dir" noch „mit Gott" weder „bin zufrieden" noch „heissassa."

Um des reichen Geizhalses Haus befanden sich ringsum seine großen Vorratsscheunen, daneben eine sehr große Stallung knapp beim Hause. In dieser Stallung stand nicht blos das liebe Vieh, da war noch der Boden voll Heu und Grummet und zudem gabs da noch Frucht und allesmögliche, was keinen Platz in den Lagerhäusern mehr hatte. Im Hause eines Reichen fehlt es ja nicht einmal, wie man zu sagen pflegt, an Vogelmilch. Es währte nicht lange nach jener Geschichte, als eines Nachts die Stallung des Reichen in Brand geriet und bis zum Grund zu Asche verbrannte. Er ließ alsbald eine noch stattlichere und schönere Stallung aufführen. Wer hätte aber wohl daran gedacht, daß auch diese Stallung ihrem Eigentümer als Leuchte beim Nachtmahl dienen wird? Nun hieß es zum drittenmal bauen. Der Reiche sparte diesmal keine Kosten, er erbaute ein Gebäude, das war so schön wie kein zweites weit und breit. Kurze Zeit darauf verbrannte auch dieses, wie die zwei früheren Stallungen.

Nun kam der Geizhals endlich auf den richtigen Gedanken. Er schlachtete einen Hirsch, schaffte eine ganze Menge Raki zur Stelle und lud alle Dorfleute zu einem Festmahl ein. Wenns nichts kostet, zahlt jeder gern, und die Leute kamen wirklich zum Schmause. Alle waren groß-

mächtig verwundert über diese Freigebigkeit. Man aß und trank, was das Zeug hielt. Nach dem Essen begann der Gastgeber: „Brave Kämpen, die ihr seid, ihr habt es gesehen und wißt ganz gut, was für eine schöne Stallung ich erbaut habe, nachdem die erste niedergebrannt war. Dann brannte die zweite ab und ich baute eine dritte, und nachdem die dritte auch abgebrannt, führte ich dieses neue Gebäude auf. Bisher hab ich geschwiegen. Was soll ich aber thun, wenn mir ein Bosnikel auch diesen Bau in Brand steckt, so wie ers früher gethan? Nun bitt ich euch, es soll derjenige sich erheben, der mir so arg zugsetzt und soll mir offen und ehrlich gestehen, warum er sich nicht begnügt hat, daß er mir die erste Stallung angezündet, sondern mir hintereinander dreimal Brandschaden zugefügt? Bei Gott und Seligkeit, ich thu ihm nichts.“

Erhob sich jener arme Dummrian und sprach: „Ich bins, ich, der dir die Gebäude dreimal in Brand gesteckt hat. Weißt du nicht, daß ich mit Haut und Haaren ganz derjenige bin, den du so umsonst mit Branntwein gelabt hast. Drei Glas habe ich ausgetrunken, drei Gebäude hab ich dir angezündet, hätt ich noch ein viertes Glas geleert, auch dein viertes Gebäude wäre draufgegangen. Ich hab mir gedacht: „Zum Teufel, wenns ihm nicht zuwider wird, ein Gebäude nach dem anderen wieder aufzuführen, mir solls nicht zuwider werden, zeitweilig ein — zwei glimmende Schwämme ins Heu zu stecken. Na, schau her, du mußt nicht glauben, daß ich keine Zünder mehr habe, schau, ich hab noch welche.“

Als dies der reiche Geizhals vernommen, trank er dem Dummrian einen wirklichen Rausch an und sagte zu ihm: „Da muß ich dir doch danken, daß du mich rechtzeitig eines Besseren belehrt hast. Du bist doch ein guter Kerl.

Hättst mir ja auch das Dach überm Kopf anzünden können. Also trink!“ Nachher, wie der arme Dummrian sich satt und voll gegessen und gehörig angezecht hatte, ließ er ihn heim tragen. Seit der Zeit labte der Reiche Niemanden mehr mit brühheißem Wasser statt mit Branntwein.





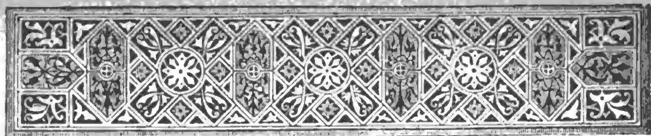
64.

Wer einem anderen eine Grube gräbt, fällt selbst in sie hinein.

Ein Mädchen, das in einem Wirtshaus bedienstet war, gebar ein Söhnchen. Bei ihrer Niederkunft stellten sich die Sudjenice ein. Diesem Knaben beschieden sie, er solle auf einem Birkenbaume aufgehängt, in einem Brunnen, dann im Meere und in einem Bräuhauskessel ersäuft werden und schließlich die Tochter eines reichen Fuhrmannes als Gattin heimführen. Als der bezeichnete Fuhrmann davon erfahren, mochte er fünfzehn Jahre lang dieses Wirtshaus nicht besuchen, im sechszehnten Jahre kam er aber hin und erkundigte sich nach dem Jungen. Man zeigte ihm denselben und er kaufte ihn der Mutter um teueres Geld ab. Hierauf führte er ihn in den Wald, schlug einem Birkenbaume die Äste ab, spaltete den Stamm, und klemmte den Kopf des Jünglings in die Spalte ein. Indessen kam ein Diener aus dem Wirtshause des Weges, erblickte und befreite den Jüngling und brachte ihn zurück nach Haus. Nach Jahr und Tag kehrte der Fuhrmann wieder in das Wirtshaus ein,

kaufte den Jüngling wieder ab und warf ihn in einen nahen Brunnen, damit er dort ertrinke. Bald darauf kam die Köchin aus dem Wirtshause an den Brunnen, um Wasser zu holen, und gewahrte im Brunnen eine Ente; in die war der Jüngling verwandelt. Sobald sie die Ente ins Haus gebracht, gewann die Ente wieder ihre vorige Menschengestalt. Nach drei Jahren kam der Fuhrmann wieder in dasselbe Wirtshaus, kaufte den Jüngling nochmals, führte ihn ans Meer, warf ihn hinein und rief Jäger herbei, damit sie den Jüngling töten. So wie der Jäger abschoß, hüpfte der Jüngling weg; denn er hatte sich in ein Vöglein verwandelt und flog als solches einem vorübergehenden Mägdlein in den Schoß. Das trug ihn nach Haus und dort nahm er seine vorige Menschengestalt an und kehrte zu seiner Mutter heim. Bald suchte der Fuhrmann das Wirtshaus wieder auf und kaufte den Jüngling nochmals ab. Jetzt faßte er den Plan den Jüngling in einem Bräukessel zu ersäufen. Er machte mit dem Bräuer ab, daß dieser seinen Gesellen den Auftrag erteile, den ersten, der da kommen wird in den Kessel hineinzuwerfen. Der Fuhrmann schickte nun den Jüngling ins Bräuhaus, aber dieser verweilte irgendwo auf dem Wege, indeß eilte der Fuhrmann ins Bräuhaus, um sich zu vergewissern, daß sein Wunsch erfüllt sei. Kaum war er dort, so packten ihn die Bräuerknechte und warfen ihn in den Kessel. Sogleich verbrühte er. Bald darauf machte der Jüngling irgendwie die Bekanntschaft der Tochter des besagten Fuhrmannes, heiratete sie und lebte mit ihr recht glücklich.





65.

Ohne Schweiß, kein Preis.

Es war einmal ein Mann und ein Weib, die hielten ein Wirtsgeschäft. Traf es sich, daß der Herr und der hl. Petrus dahin kamen. „Ich möchte, Petrus, daß wir einen Imbiß zu uns nehmen und ein Tröpfchen Wein trinken.“ „Herr, wie du befiehlst.“ — „Hast du irgend einen guten Bissen?“ „Wohl, was Gott und das Haus uns bescheert.“ Da nahmen sie denn einen kleinen Imbiß zu sich, so gut einen der Wirt vorzusetzen hatte, und erleichterten sich das Herz. Und der Herr — er soll euch gnädig sein — zog aus der Tasche einen bis zum Zerplatzen vollen Beutel Geld heraus, zahlte, was der Wirt forderte, und nahm dann wieder den Weg unter die Füße. Der Wirt aber war gierig nach dem Schatz, eilte auf einem Seitenwege den Wanderern nach, damit er ihnen zuvorkomme und sie meuchlings umbringe. Kaum trat er vor sie hin, so verwandelte er sich in einen Lastesel. Der Herr legte ihm einen Zügel um den Hals und zog mit ihm ins nächste Dorf. Da schloß er mit irgend einem Bauer

einen Vertrag ab, daß der Bauer auf dem Esel zwölf Jahre hindurch Balken, Kalk, Holz, kurz was er nur mag, schleppen soll. Nach Ablauf dieser Frist müsse er aber den Esel an denselben Ort wieder hinführen und so und soviel für die Dienstleistung zahlen.

Der Bauer hielt sich an die Abmachung und schonte den Esel nicht im Geringsten. Nach Ablauf der zwölf Jahre gab er Gott an der verabredeten Stelle den Esel wieder zurück. Der Herr führte den Esel vors Wirtshaus. „Ist wer zu Hause?“ „Ich“, antwortete das Weib von drinnen. „Wie denn, bist Du eine Verlassene?“ „Ich hatte, Freund, einen Mann. Kamen nicht da, jetzt sinds gerade zwölf Jahre her, zwei Männer, haben so und so ausgeschaut, aßen, tranken, zahlten und giengen ihres Weges. Mein Mann ihnen nach. Seit der Zeit hab ich ihn bis jetzt nimmer gesehen. Keine Spur mehr von ihm.“ „Tätst ihn wieder erkennen?“ „Und ob!“ Gab der Herr dem Esel einen Schlag, siehe da! verwandelte sich der Esel in einen Menschen. Blutig und zerschunden war er, ganz hin vor Ermattung. Reichte ihm der Herr das Geld, das sich der Mann beim Bauer verdient und sprach: „Blutig muß einer arbeiten, mein Söhnchen, wer da reich werden will. Ohne Schweiß kein Preis.“ Sprachs und verschwand.





66.

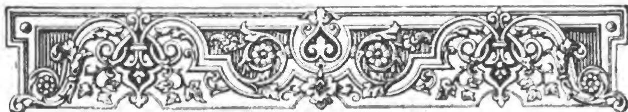
Vom Binder, der in einer Pfütze ertrinken mußte.

In die Stube, wo eine Wöchnerin in den Wehen lag, kamen die Sodjenice und vereinbarten, falls die Frau vor Mitternacht niederkommen sollte, dem Kinde ein glückliches, wenn aber nach Mitternacht, ein schlimmes Loos zu bescheiden. Die Frau gebar nach Mitternacht und zwar ein männliches Kind, und nun bestimmten ihm die Sodjenice sein Schicksal. Sie beschieden, der Knabe soll mancherlei Ungemach im Leben erfahren und schließlich in einer Pfütze ersäufen. — Als der Knabe sieben Jahre alt war, gaben ihn die Eltern in die Schule, doch bald stellte es sich heraus, daß der Junge fürs Lernen gar nicht veranlagt sei und er mußte den Schulbesuch aufgeben, worauf er zu einem Binder in die Lehre kam. Mit der Zeit wurde er Geselle und arbeitete als solcher bei einem Meister. Da setzten ihm häufig die Werber nach, um ihn zum Soldaten zu machen, doch er wußte ihnen noch jedesmal glücklich zu entrinnen. Einmal schickte ihn der Meister aufs Land hinaus zu einem Herrn, schadhafte Bottiche in guten Stand zu setzen. Diesen Umstand erfuhren zufälligerweise auch die

Werbeleute, die ihn als Soldaten einkleiden wollten und sie gedachten diese Gelegenheit zu benutzen, um sich seiner zu bemächtigen. Als sie in das bewußte Dorf anlangten, erkundigten sie sich bei dem Herrn um den Gesellen, und er sagte ihnen, sie mögen sich nur in den Keller bemühen, dort werden sie ihn schon finden. So war es auch, im Nu war er gefesselt, wurde mitgeschleppt und zum Soldaten eingekleidet. Nun traf es sich, daß ein Krieg ausbrach, und der junge Mann mußte ins Feld rücken, doch der Feind gewann den Sieg. Unter vielen anderen wurde auch unser Geselle in die Gefangenschaft fortgeführt. Da gabs gar viel Ungemach, denn die Gefangenen mußten schwere Arbeiten verrichten. Einmal mußten sie in den nahen Wald Holz sägen gehen. Plötzlich brach ein furchtbarer Regenguß herein, die Arbeit mußte eingestellt werden, und Wächter und Gefangene duckten sich so gut einer konnte jeder unter einen Baum. Unser Binder stand gerade an einem hohlen Baume, und benutzte die Gelegenheit um sich in der Höhlung zu verstecken. Nachdem der Regen aufgehört, kehrten die Leute in die Stadt zurück, ohne den Abgang des Binders zu bemerken, der in dem Baume geblieben. Bei Anbruch der Nacht stieg er aus dem Baume heraus, entledigte sich unter großer Anstrengung seiner Fesseln und dann suchte er mit beschleunigten Schritten das Weite, damit ihn eine möglicherweise nachgeschickte Mannschaft nicht wieder einfangen könne. Die ganze Nacht schritt er rüstig vorwärts, bis er bei Tagesanbruch ans Ende des Waldes gelangte, von wo ab sich eine unabsehbare Ebene erstreckte. Er wanderte aber den ganzen Tag, bis er in einen anderen Wald gelangte, wo er auf eine uralte, verlassene Burg stieß, die von Niemand mehr bewohnt war. Er kehrte in diese Burg ein und fand darin alte verwitterte Einrichtung; bald fand er ein brauchbares

Bett, in welches er sich niederlegen konnte, und so schlief er darauf die Nacht hindurch. In der Frühe aber, als er erwachte, quälte ihn starker Hunger, und da suchte er in der Burg nach Speise, doch fand gar nichts, nur im Keller, in alten vermorschten Fässern etwas Wein. Um die Burg herum aber zog sich ein Apfelgarten, und auf den Bäumen gab es noch hie und da Äpfel, aber diese waren fast ungenießbar, denn den Bäumen mangelte schon lange jede Pflege. Drum waren sie verwildert. Dennoch stillte er mit ihnen seinen Hunger und sagte zu sich selbst: „Nun will ich sie mit altem Weine gut anfeuchten“ und begab sich in den Keller, trank nach Herzenslust bis er einen kleinen Rausch bekam. Hierauf wollte er seine Wander fortsetzen und so machte er sich auf den Weg. Nun mußte er durch eine Scheune die durch einen tiefen Graben von einem kleinen Haine getrennt war; ein Balken diente als Brücke über den Graben. Als er hinkam trat er auf den Balken, aber da er noch nicht ernüchtert war, war auch sein Schritt unsicher, der Körper verlor das Gleichgewicht, und plumps lag er im Graben, und ertrank augenblicklich. So gieng der Urteilsspruch der Sodjenice in Erfüllung.





67.

Fordere den Tod nicht heraus!

Ein Mann gieng einmal in ein Dorf, in welchem es recht wilde Hunde gab und begegnete auf dem Wege dem Tode. Der Tod bat ihm, er möge ihn auf die Schulter nehmen, damit ihn die Hunde nicht zerreißen, er wolle ihn zum Lohne ein Mittel lehren die Leute zu heilen, so daß er ein reicher Mann wird. „Weißt du," sprach der Tod, „ruft man dich zu einem Kranken und du siehst mich zu seinen Füßen stehen, so sag, du kannst ihn heilen, steh ich aber zu seinen Häupten, so gib jede Hoffnung auf." — So kam es, daß der Mann allgemein beliebt wurde, zu großer Berühmtheit gelangte und weit und breit gerufen wurde, wenn es wo einen Kranken gab. Kurz und bündig sagte er jedesmal ob einer genesen wird oder nicht. Einmal erklärte aber einer, der Mann verstehe überhaupt gar nichts, und um ihn zu überweisen, legte er sich gesund ins Bett und ließ ihn rufen, damit er ihm vor den Leuten sage, ob er genesen wird oder nicht. Sowie der Mann kam und den Tod zu Häupten des Heuchlers erblickte, sagte er: „Für den ist kein Kraut gewachsen," und wandte sich um, um fortzu-

gehen. Nun sprang der Scheinkranke auf und rief aus: „Seht Ihr, ich bin ganz gesund, mir fehlt gar nichts, der Mensch versteht von der Heilkunst nicht das Geringste!“ — Kaum waren diese Worte über seine Lippen, packte ihn plötzlich ein grimmiges Fieber, er mußte sich ins Bett zurücklegen und hauchte in einigen Augenblicken seinen Geist aus. Von nun schenkte jedermann dem Manne unbedingtes Vertrauen und man war überzeugt von seiner ärztlichen Kunst.

So kanns kommen, wenn man leichtsinnig den Tod herausfordert!





68.

Warum das Pferd nimmer satt wird.

Als Jesus Christus — ihm sei Ehre und Ruhm — in einer Hirtenhütte geboren ward, da hat ihn die allerheiligste Mutter Gottes in Windel gewunden und auf Stroh in die Krippe getan, dann legte sie sich selbst auf die Streu neben der Krippe, damit sie über ihn wache. Als mit Sonnenuntergang die Hirten mit dem lieben Vieh von der Trift heim kamen, giengen wie gewöhnlich Ochs, Kuh und Pferd zur Krippe in den Stall hinein. Die Mutter Gottes war besorgt um das Christuskindlein, erhob sich, las das Stroh aus der Krippe zusammen und warfs in einen Haufen in einen Winkel, damit die drei Tiere davon freßen mögen. Nachdem die Tiere das Stroh aufgegessen, legten sich Ochs und Kuh nieder und wiederkäuten, nur das Pferd mochte nicht, sondern trat zur Krippe hin, weil es da noch ein Bischen Stroh sah. Auf dem Stroh aber lag das Christuskindlein. Fiengt das Pferd an, das Stroh wegzufressen. Zuerst trieb die Gottesmutter das Pferd mit den Händen, dann mit dem Kleid davon, doch umsonst, gerade

zum Trotz griff das Pferd noch mehr zu. Wie das die Gottesmutter sah, stand sie auf, nahm das Kindlein, legte es neben sich und sprach: „Du Ochs und Kuh, ihr und euere Nachkommenschaft sollt gesegnet sein, doch du Pferd sollst sammt deiner Sippschaft, — Gott mags geben — nimmer in deinem Leben satt werden und die Menschen sollen euch immer schwer beladen.“





69.

Wie die Schildkröte entstanden ist.

Einst war die Schildkröte eine junge Frau, die eben erst geheiratet hatte. Als sie einmal Brod knetete, ließ sie in Gegenwart ihres Schwiegervaters und ihrer Schwiegermutter einen F . . . fahren. Darüber schämte sie sich dermaßen, daß sie ihnen gar nicht mehr in die Augen blicken konnte. Vor Scham setzte sie die Scheibe auf die Erde, legte sich auf die Scheibe, duckte sich zusammen, deckte sich mit dem Backtrog zu und flehte zu Gott, er möge sie in was immer für ein eckelhaftes Geschöpf verwandeln. Gott verwandelte sie in eine Schildkröte. Die Scheibe und der Backtrog wuchsen ihr an den Leib an. Nun kroch sie langsam fort, kroch aus dem Haus hinaus und zog ins Gebirge. Daher kommt es, daß sie jedesmal, wenn sie jemanden erblickt, gleich den Kopf hinter die Mulde zurückzieht und solange sich nicht muckst, bis der vorbeigegangen. Das tut sie nur, weil sie sich schämt.





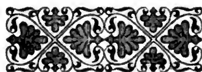
70.

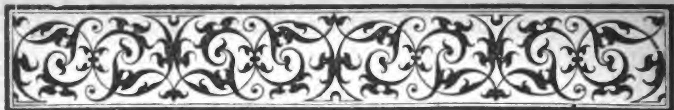
Die hartherzige Müllerstochter.

Es war einmal ein Müller und eine Müllerin, die waren gar reiche Leute, hatten alles in Hülle und Fülle und besaßen nur ein einziges Kind, ein wunderschönes Mädchen, rot wie Blut und weiß wie Schnee, doch im Herzen war sie mitleidslos und verstockt. Weihnachten giengen Müller und Müllerin zur Frühmesse, die Tochter aber blieb allein daheim. Der Müllerbursche, der ihr Liebhaber war, schlich zu ihr ins Zimmer, und das Pärchen herzte und küßte sich satt. Der Tisch war voll Kuchen und Backwerk und an alten Weinen fehlte es auch nicht. Da wankte ein uraltes Mütterchen, auf eine Krücke gestützt, ins Zimmer zu den Liebesleuten hinein und bat das Mädchen flehentlich um einen Bissen. „Hab nichts für dich!" sagte barsch das Mädchen und jagte die Greisin trotz schneidiger Kälte ins Freie hinaus. Bald darauf kam ein Greis in die Mühle betteln. Sein Gewand war ganz vermorscht und voll Löcher. Barhaupt und barfuß, wie er da stand, zitterte er am ganzen Leibe vor Kälte. „Ach, reich mir wenigstens eine trockene Brod-

rinde, sonst sterb ich vor Hunger!“ flehte er die Müllerstochter an. „Hab nichts für dich!“ herrschte ihn die Müllerstochter an und jagte ihn gleichfalls hinaus. Nach einer kleinen Weile kam ein kleiner Knabe und bat: „O, reich mir einige Speisereste, meine arme, alte, kranke Mutter verhungert!“ — Schroff wies ihn die Müllerstochter ab. Plötzlich wechselte der Knabe seine Stimme und hub an dem hartherzigen Mädchen zu fluchen. Es war dies nämlich niemand Anderer als Gott selbst, der die Maid auf die Probe stellen wollte. Im selben Augenblicke verwandelte sich die Müllerstochter in eine Wachtel und flog aufkreischend davon.

Die alten Müllersleute sind bald darauf gestorben, in die Mühle wollte niemand mehr ziehen, und so zerfiel sie mit der Zeit und jetzt liegt sie leer und öde in Trümmern. Jede Weihnachten aber kannst du von den Trümmern her sonderbare Rufe hören. Da besucht jene Wachtel immer ihr altes Wohnhaus, klagt nach ihrem verlorenem Glück und ruft zu Gott um baldige Erlösung. Doch Gott zahlt nicht jedem Samstag aus.





71.

Von den zwei Brüdern, die sich durch die Welt durchlügen.

Es waren einmal zwei Brüder, beide Habenichtse. Da sprachen sie einmal zu einander: „Ei, laß uns in die Welt ziehen, damit wir uns durchlügen und gut leben!“ Der eine Bruder machte sich auf den Weg in eine Stadt, der Andere blieb daheim. Als jener in die Stadt kam, fragte man ihn: „Von wo bist du?“ antwortete er: „Ich bin von da und da.“ Wiederum fragte man ihn: „Weißt vielleicht irgendwelche Neuigkeiten, die du uns erzählen könntest?“ — „Daß ich nicht wüßte,“ sagte er, „höchstens könnt ich euch erzählen was ich selbst gesehen. Gleich außerhalb der und der Stadt, da bellte ein Hund unter dem Himmel oben —“ „Halt ihn, den Galgenstrick, daß ich ihm seine Mutter . . . . .,“ riefen die Leute, „er lügt wie ein Hund packt ihn!“ Packten und warfen ihn in den Kerker. Am nächsten Tage kam in dieselbe Stadt sein Helfershelfer, der Bruder. Auch er wurde befragt: „Woher bist du?“ Er erwiderte: „Von da und da,“ von wo eben auch der

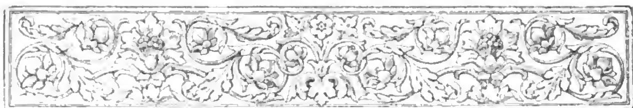
der Erstere stammte. Sprachen die Leute zu ihm: „Da zog gestern so ein halbverrückter Lumpenkerl durch, der erzählte uns, es hätte ein Hund unterm Himmel oben gebellt. Hast auch du dies gesehen?“ Er sagte: „Nein, weiß nichts davon, aber ich sah das Aas eines Maultiers; auf dieses Maultier ließ sich ein Adler hinab und trug den Schädel des Tieres bis herauf unter den Himmel.“ Sprachen die Städter zu einander: „Bei Gott, wir haben uns gegen Gott versündigt, indem wir gestern den Mann eingekerkert. Es kann ja leicht möglich sein, daß der Hund im Mauleselkopf drinnen versteckt war und unterm Himmel oben bellte!“ Sie ließen den armen Burschen frei und gaben ihm hundert Groschen als Entschädigung.

Er hielt sich hier nicht lange auf, sondern nahm den Weg in die Hände und begab sich in eine andere Stadt. Hier fragte man ihn gleichfalls, woher er komme und was für Neuigkeiten er mitbringe. Nachdem er ihnen gesagt, woher er sei, fuhr er fort zu erzählen: „Neuigkeiten weiß ich gar keine, unlängst aber sah ich hundert Männer, die mühten sich gewaltig ab, in dem sie ein Ei fortwälzen wollten, doch sie konnten das Ei nicht einmal von der Stelle rühren.“ Die Leute sahen, daß er sie zum Besten halte, drum fort mit ihm ins Gefängnis. Wie am nächsten Tag der Andere in die Stadt kam, fragten ihn die Städter: „He, daß dich dieser und jener, wenn auch du aus demselben Ort bist, da war gestern so ein windverdrehter Lump hier, der wollte uns aufbinden, daß dort hundert Männer an einem Ei sich abmühten, ohne daß es ihnen gelingen konnte, das Ei auch nur von der Stelle zu rühren. Ists wahr?“ — „Beim Allah!“ antwortete dieser, „das habe ich nicht gesehen, doch sah ich einen Vogel, der stand mit einem Fuße auf einem und mit dem anderen Fuße auf dem anderen Berge.“

Darauf sprachen die Städter zu einander: Bei Gott, wir haben uns an Gott versündigt, indem wir den Armen einsperrten. Dieser Vogel hat ja das Ei ganz sicher auch gelegt. Geben wir den ehrlichen Mann augenblicklich frei.“ Sie entließen ihn aus dem Gefängnis und schenkten ihm noch dazu hundert Groschen.

Von hier zog er in eine dritte Stadt. Dort erkundigten sich die Leute ebenso, woher er sei und obs was Neues gebe. Er darauf: „Alles Wasser in der Donau ist zu Asche verbrannt. „Er lügt, in den Arrest mit ihm,“ riefen die Städter. Man bringt ihn ins Gewahrsam. Am nächsten Tage kommt der Andere und die Leute fragen ihn: „Hast du den halbverrückten Kerl gesehen, der uns gestern anplauschen wollte, daß die ganze Donau verbrannt ist? Hast auch du das gesehen?“ — „Nein, das habe ich nicht gesehen,“ sagte er, „aber ich sah dreihundert Frachtwägen, alle gehäuft voll mit lauter gebratenen Fischen.“ Sprachen die Städter zu einander: „Wahrhaftig, wir haben ein schweres Unrecht begangen, daß wir den Menschen eingesperrt.“ Darauf ließen sie ihn frei und schenkten ihm dreihundert Groschen. Nun giengen die Brüder in eine andere Stadt und gehen noch immer, und wenn sie nicht gehen so stehen sie, und wenn sie nicht stehen so sitzen oder liegen sie irgendwo und tun sich gütlich. Spuck aus und sag, es ist nicht wahr.





72.

Vom Engel, den Gott verbannte.

Es war einmal ein blutarmes Weib, das hatte sieben unmündige Kindlein, eins kleiner als das andere. Traf sichs, daß das Weib unversehens starb. Ihre Kindlein klagten und jammerten um sie. Wer wird ihnen von nun das tägliche Brod geben? O weh, o weh! Da sandte Gott im Himmel seinen Engel hinab auf die Erde, daß er die Seele dieses Weibes vor Gottes Thron führe. Ließ sich der Engel Gottes auf die Erde hinab und kam in die kleine Hütte, wo die Arme todt auf der Bahre lag. Um die Bahre herum stehen die Kindlein, eins kleiner als das andere; sie jammern und klagen: „O weh, o weh! wer wird uns nun Brod geben? Steh auf, Mütterchen, steh auf!“ Dieses Wehklagen rührte tief den göttlichen Boten, er fühlte unsägliches Erbarmen mit den Kindlein. Flugs breitete er seine Fittiche aus und flugs kehrte die Seele in den Leib der Frau zurück. Frisch und gesund erhebt sich das Weib, als wär nichts geschehen. Lächelte vergnügt der Engel, als er sah, wie die Kindlein ihr Mütterchen umhalsten und herzten; dann flog er zurück

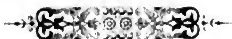
vor Gottes Thron. Fragte der Herr: „Wo ist denn die Seele?“ Antwortete der Engel: „O Vater, beim Anblick des übergroßen Jammers tat mirs Herz weh. Ich ließ die Seele in den Leib zurückkehren? — „So? Sag ich: „Die Seele herführen,“ hast du sie herzuführen und nicht wieder zu belassen. Ich sorge für die Nahrung eines jeden Würmleins in der Erde, ich nähre jedes Vöglein in den Lüften, jedes Fischlein im Meere, da tät ich doch nicht jener Kindlein unten vergessen. Zur Buße für deinen Ungehorsam mußt du nun auf Erden als Diener von Menschen wandeln. Pack dich!“

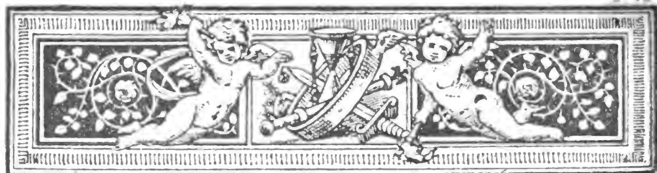
Der Engel ließ sich auf die Erde hinab und kam zu einem Pfarrer und fragte, ob er ihn als Diener aufnehmen wolle. Dem Pfarrer stand der schmucke Jüngling zu Gesicht und drum antwortete er: „Ja. Was für Lohn geb ich dir?“ „In Geld verlange ich gar keinen. Ich geb mich gern zufrieden, wenn du mir immer das Gewand, das ich schon abgenützt habe, durch ein neues ersetzst.“ — „Gut.“ — „Eines aber muß ich dir noch sagen. Ich gehe nie in eine Kirche, nehme vor Niemand den Hut ab, spucke nie aus und lache niemals.“ — „Auch gut. Werden schon sehen,“ sagte der Pfarrer.

Also trat der Engel als tüchtiger Diener beim Pfarrer in Dienst ein. Eines Tages fuhren der Pfarrer und sein Diener auf der Hauptstraße und begegneten einer Frau. Der Pfarrer zog tief den Hut vor ihr ab, der Engel aber wandte sich um und spuckte vor ihr aus. Der Pfarrer schaut ihn groß an, sagt aber nichts. Sie kamen ins Dorf vors Wirtshaus. Das Wirtshaus war voll Leute, die sangen ein Lied über die heilige Dreieinigkeit. Als der Engel dieses Lied singen hörte, nahm er den Hut ab. Der Pfarrer schaut ihn groß an, sagt aber nichts. Dann befahl er ihm,

er soll den Schuster holen, vor dessen Hause sie zuvor vorübergefahren sind. Der Engel geht hin, bringt den Schuster mit, und der Pfarrer fragt den Schuster, ob er ihm ein Paar Stiefel anfertigen möchte. Die Stiefel aber müßten sieben Jahre aushalten. Der Schuster: „Warum nicht?“ Der Pfarrer: „Na, und was wirds kosten?“ Der Schuster: „Ich sage: hundertundsiebzig Gulden.“ — „Gut. Mach sie,“ sagte der Pfarrer. Da lächelte der Engel. Nachdem der Schuster fort war, sprach der Pfarrer zum Engel: „Ei Gevatter, so sind wir nicht handelseins geworden. Du hast mir gesagt, daß du nicht lachen wirst, hast aber doch gelacht,. du hast gesagt, daß du den Hut nicht abnehmen wirst, hast ihn aber doch abgenommen, hast gesagt, daß du nicht ausspucken wirst, hast aber doch ausgespuckt?“ — „Ei,“ erwiderte der Engel, „du hast vor jener Bettel den Hut abgenommen, mir hat sie aber so gestunken, daß ich ausspucken mußte. Im Wirtshaus sang man ein Lied über die hl. Dreifaltigkeit, da mußt ich den Hut abnehmen. Wie hätte ich aber nicht lachen sollen, als du ein Paar Stiefeln auf sieben Jahre bestellt hast, du, der du noch heute Nacht sterben wirst?“ Der Pfarrer glotzte ihn wortlos an. Und wirklich erlebte der Pfarrer den anderen Tag nicht mehr.

Der Engel gieng nun zu einem zweiten und zu einem dritten Herrn, immer von einem zum anderen; bei jedem mußte er lachen, mußte vor Niemand auf Erden den Hut abziehen, mit dem Ausspucken aber wurde er gar nie fertig; denn es stank ihm gar Vieles auf Erden. Endlich erbarmte sich seiner der liebe Gott und nahm ihn zurück auf sein rechtes Schoß.





73.

Glück im Alter.

Es lebten einmal, sagt man, in einem Dorfe Mann und Weib in sehr großer Not. Sie hatten bloß zwei Söhne, und die waren noch unmündig. Das Ehepaar war schon stark gealtert, teils durchs immerwährendes Elend, teils durch die Last der Jahre. Einmal, als der alte Mann schon glaubte sein Elend habe das höchste Maß erreicht, gieng er an einem Frühlingstag mit seinen zwei Söhnchen und seinen zwei Pflugöchslein auf den Acker hinaus, damit er das Feld aufackere und ein Bischen Saamen aussäe. Auf diesem Ackerfelde befand sich ein Steinhügel (eine mogila). Als er ackernd zu dem Steinhügel gelangte, vernahm er aus demselben eine Stimme, die ihm zurief: „O Mensch, der du im Schweiße deines Angesichtes arbeitest! willst du lieber Glück im Alter oder in der Jugend?“ Der Ärmste stand schweigend da und getraute sich keine Antwort zu geben. Abends kehrte er heim und erzählte seinem Weibe alles haarklein, was vorgefallen. Als sein Weib dies hörte, fieng

sie an ihn auszumachen und auf ihn zu schimpfen, in dem sie sagte: „Du dummer Kerl, was hast nicht gesagt im Alter? Siehst denn nicht, daß dir die Jugend schon längst hingeschwunden ist? Wenn er dich aber," fuhr das Weib fort, „morgen wieder anruft und dich frägt, so antwort ihm: „im Alter, denn meine Jugend hat mich schon verlassen."

Der arme Alte konnte kaum das liebe Morgengrauen erwarten. Sobald es dämmerte, machte er sich auch schon auf sein Feld hinaus. Und wirklich, als er hinauskam, rief ihn wieder die Stimme aus dem Steinhügel an: „O Mensch, der du im Schweiße deines Angesichtes arbeitest! Willst du lieber Glück im Alter oder in der Jugend?" — Antwortete er: „Ich sage, lieber im Alter, denn meine Jugend hat mich schon verlassen." Kaum waren ihm diese Worte über die Lippen, standen ihm im selben Augenblicke seine beiden Öchslein um. Als er dies sah, gieng er wehklagend nach Hause, erzählte dem Weibe, was für Unglück auf dem Acker geschehen und fieng an sie zu beschimpfen, weil sie ihn so übel beraten. Er sprach zuletzt zu dem Weibe: „Ich sehe, hier kann man nimmer leben; packen wir sogleich unsere Siebensachen zusammen, und ziehen wir seis wo immer hin in die Welt fort, wir wollen unser Glück suchen." Gesagt getan. Am anderen Tag rafften sie ihre Habseligkeiten zusammen, schnürten ihr Bündel und zogen fort in die Welt. Als sie so durch die Welt wanderten, kamen sie einmal in ein Hochgebirge. Daselbst begegnete ihnen ein Unbekannter, der saß zu Pferde; und dieser Mann fragte den Alten: „Wohin des Weges?" Der Alte erzählte ihm seine Erlebnisse, wie sich Alles zugetragen. Darauf sagte der Reiter: „Gib du mir dein altes Mütterchen; was brauchst du sie mehr? du bist ja ohnehin schon ein alter Mann. Dafür füll ich dir deinen Hut voll mit Dukaten

an. Der Alte wurde nachdenklich: „Ums Weib tut mir leid, das Gold macht mich glücklich. Was fang ich nun an?" Sein Mütterchen sah ihn unschlüssig dastehen und sprach zu ihm: „Gib mich doch, du Narr! Was soll dir ein so altes, abgelebtes Mütterchen, wie ich bin? Nimm das Geld und zieh, wohin du willst. So hast für dich dein Lebtag ausgesorgt. Unsere zwei Söhne kannst irgendwo in Dienst geben. So bleiben wir alle leben, ihr und auch ich." Jetzt willigte der Alte in den Handel ein, gab das Weib und nahm das Geld. Der Reiter setzte das Mütterchen hinter sich aufs Pferd und ritt von dannen.

Ganz zufrieden war der Alte mit dem Tausch doch nicht, denn er dachte sich: „Was soll mir soviel Geld, wenn ich meine Alte nicht mehr habe?" Er kam inzwischen zu einem großen Baum, legte sich unter demselben nieder, um ein wenig auszuruhen und schlief darüber ein. Während er schlief, kam ein großer Vogel herangeflogen, erfaßte den Hut mit den Dukaten und trug ihn mit sich fort. Das Alles haben die Kinder mit angesehen. Als der Alte erwachte, fehlte ihm das Geld. Er fragte seine Söhne: „wohin ists Geld?" und sie antworteten ihm, ein Vogel wäre herbeigeflogen und hätte das Geld mit sich fortgetragen. Der arme Alte weiß nun weder ein noch aus. Jetzt hat er kein Weib und hat auch kein Geld mehr. Er erhob sich und setzte den Weg fort. Die untergehende Sonne ließ ihn am Ufer eines großen Flußes. Bei Gott, der Alte kraute sich besorgt hinters Ohr. Es heißt über den Fluß hinüber, doch nirgends eine Brücke. Da bleibt nichts Anderes übrig, als zu waten. Also watete er mit seinen zwei Söhnen durch den Fluß. Als sie sich in der Mitte des Flußes befanden, trug ihm die Strömung den einen Sohn mit sich fort. Mit schwerer Müh und Not erreichte er mit dem Anderen das

jenseitige Ufer. Kaum waren Sie auf dem Trockenen, stürzten Wölfe herbei und entrissen dem Alten auch den zweiten Sohn. Nach hartem Kampfe gelangs dem Alten selbst kaum, daß er sein nacktes Leben aus der Gefahr errettete, in dem er die Flucht ergriff.

Als der Morgen graute, wußte der Ärmste gar nicht, wohin er sich wenden soll. Da sprach er zu sich selbst: „Ich gehe, so weit mich meine Füße tragen mögen.“ So wanderte er ziellos drei vier Jahre durch die Welt. Endlich führte ihn der Zufall wieder an denselben Fluß, wo er seine beiden Söhne verloren hatte. Er setzte über den Fluß und begab sich in das nächste Dorf. Als er dorthin kam, sah er einen Haufen junger Burschen, die sich versammelt hatten und über die Schulter Steine an ein bestimmtes Ziel warfen, wies ja junge Leute aus Kurzweil zu tun pflegen. Da rief einer von ihnen einem anderen zu: „Tu uns kein Unrecht. Hast du schon vergessen, daß dich mein Vater beim Fischfang aus dem Fluß gezogen?“ Als der Alte dies vernahm, eilte er gleich zu dem Burschen hin, und siehe! es war sein eigener Sohn, den die Strömung im Fluße vor drei vier Jahren mit sich fortgerissen. Er nahm ihn sogleich mit sich und zog mit ihm weiter in die Welt. Als er ins nächste Dorf gelangte, spielten die Dorfburschen auch hier Steinwerfen. Einer aus ihrer Mitte rief einem Anderen zu: „Tu uns kein Unrecht. Hast schon vergessen, daß dich mein Vater, als er die Schafe weidete, Wölfen entrissen hat?“ Kaum trat der Alte an den Burschen heran, erkannte er in ihm seinen zweiten Sohn, nahm ihn auf der Stelle mit sich und begab sich in jenes Hochgebirge, wo er sein altes Mütterchen verkauft hatte. Auf dem Wege durch die Hochalpe, kam er unter denselben Baum, wo ihm der Vogel das Geld fortgetragen hatte. Wieder legte sich der Alte

unter den Baum, um auszuruhen. Er sagte so vor sich hin: „Hätt ich nun das Geld, um das ich hier gekommen bin, ja, da könnt ich mir schön wieder auf die Beine helfen.“ In diesen Gedanken nickte er ein. Während der Alte schlief, spielten die Knaben abseits und plauderten mit einander. Da fiel ihr Blick zufällig auf den Baum und sie gewahrten auf dem Baume ein großes Vogelnest. Als der Alte erwachte, sagten sie ihm, daß sie auf dem Baume ein großes Nest erblickt hätten. Der Alte klettert sogleich auf den Baum hinauf, und wie er oben ist, siehe da! liegt im Neste sein Hut voll Dukaten. Er nimmt ihn auf der Stelle als sein rechtmäßiges Eigentum zu sich. Als er wieder unten war, sprach er: „Also das Geld wär wieder da, ich gäb aber gerne die Halbscheidt dafür hin, könnt ich mein altes Mütterchen wieder haben. Doch da sie nicht da ist, ich kann mir sie mit Gewalt nicht herschaffen. Gott seis gedankt auch für das, was er mir bisher bescheert hat.“

Von hier wanderte er weiter ohne Ruh und Rast noch zwei drei Jahre. Er gab endlich alle Hoffnung auf, daß er je wieder seine Alte finden wird. Einmal gelangte er in eine schöne Stadt. Er irrte den ganzen Tag in der fremden Stadt herum und bekam zuletzt einen starken Hunger. Er erblickte vor sich einen herrlichen Pallast und trat in denselben, weil er meinte, da wird man ihm etwas zu essen geben. Als er an das Tor trat, standen in demselben mehrere Bediente, im Hofe aber saß ein Herr, der hatte einen pelzverbrämten Rock an. Kaum fragte der Alte die Diener, ob er einen Imbiß bekommen könnte, damit er seinen Hunger stille, antworteten die Diener: „Pack dich weg, du .... hier gibts für dich nichts!“ Der Alte duckte sich ein wenig abseits, als jener Herr auf ihn aufmerksam wurde und die Diener fragte, was denn dieser Mensch haben wolle. Die

Diener antworteten, er wolle etwas zu essen haben. Sogleich befahl der Herr: „Ruft ihn her, er soll augenblicklich herkommen!“ Die Diener rannten dem Alten nach, holten ihn ein und führten ihn zu ihrem Herrn. Der Herr nahm den Alten bei der Hand und führte ihn auf die Terasse. Sie traten dann in ein Zimmer, dann in ein zweites und in ein drittes. Als sie im dritten Zimmer waren, wo alles mit Seide und Sammt ausgeschlagen war, forderte der Herr den Alten auf, er soll sich niedersetzen. Der Alte streckte sich in einem weichen Lehnsessel aus, der unbekannte Herr aber ergriff einen Bund Schlüssel und sperrte drei große Truhen auf und nahm aus ihnen drei vollständige Anzüge heraus, die waren ganz aus Seide und Gold. Einen Anzug gab er dem Altem, die zwei anderen schenkte er dessen Söhnen.

Der Alte konnte sich gar nicht genug über die Güte dieses Herrn wundern. Er nahm ihn ja so herrlich auf, einen Menschen, den er gar nicht kannte, den er sein Lebtag früher nicht einmal gesehen. Nachdem sich der Alte und seine Söhne überkleidet hatten, gieng der Herr mit ihnen ins anstoßende Zimmer, hier aber befand sich gerade das Weib des Alten, nur hatte sie ein Männergewand angezogen und darum erkannte sie der Alte nicht. Darauf begab sich das Mütterchen in ein anderes Zimmer, legte wieder ein Frauengewand an, nahm in die eine Hand eine Flasche Wein, in die andere eine Flasche Branntwein und kehrte zu dem Alten zurück. Der Alte konnte sich gar nicht fassen, entweder weil er zu verblüfft war, oder weil er so unaussprechlich glückselig sich fühlte, daß er wieder sein Mütterchen gefunden. Sie setzte sich sogleich an des Alten Seite und schenkte ihm ein Glas voll Branntwein ein, jedem Sohn aber nur ein Glas Wein. Als sich der Alte ein Bischen

erwärmt, sagte seine Alte zu ihm, er soll sie küssen. Doch der Alte, weil er noch immer nicht sicher war, daß sie es ist, zauderte noch immer. Endlich sagte das Mütterchen: „Du hast mich ja nicht einmal, sondern viele tausendmal in deinem Leben geküßt.“ Als sie dies sagte, da erkannte er in ihr vollends sein Mütterchen. Ei, wer war da froher, wer glücklicher als der Alte?

Also gieng des Alten Wunsch in Erfüllung, weil er sich lieber für Glück im Alter als in der Jugend entschieden. Von nun ab lebten sie und ihre Söhne und Enkel und Urenkel in Glück und Frieden im Pallaste des unbekannten Herrn und so leben wohl noch heutigentags die Nachkommen ihrer Sippe, wofern diese nicht ausgestorben ist. Wie ichs gekauft, so verkauf ichs auch wieder.





74.

Warum die Adler nie sterben.

Adler sterben auf keinerlei Weise, denn sie verjüngen sich immer wieder. Ihre Verjüngung geht aber auf folgende Art vor sich: sie kennen irgendwo in einem Hochgebirge eine Quelle aus der lebendes Wasser hervorquillt. Wird nun ein Adler alt und grau, so fliegt er an diese Quelle hin. Sobald er sich in diesem lebenden Wasser gebadet, fallen ihm die alten Federn aus, an ihrer Statt wachsen ihm neue nach und so verjüngt sich der Adler. Wo sich diese Quelle befindet, das weiß kein Mensch auf der Welt, nur die grauen Adler und die Samodivi kennen den Ort. Wer immer einen Schluck von diesem Quellenwasser tut, der stirbt niemals.





75.

Die beschlagene Hexe.

Am Abhange des Klek lebte ein reicher Wirt mit seiner Frau, der Wirtin. Der Wirt war hager und mager, die Wirtin aber gut genährt, wie ein Mastschwein. Kam eine Zigeunerin zum Wirt, und sagte ihm wahr: „Hör mal, du gutmütiger Tropf, sprach die Zigeunerin, „weißt du, weshalb dein Weib so dick und du so abgezehrt bist?“ — „Weiß nicht?“ — „Mein guter Freund, dein Weib ist eine Hexe. Jeden Freitag im Neumond reitet sie auf dir auf den Klek hinauf zum Teufesreigen. — „Wie denn das?“ — „Ganz einfach. Sobald du einschläfst, schleicht sie an dich heran, wirft dir eine Zauberhalfter über den Kopf, du verwandelst dich augenblicklich in ein Pferd und sie reitet dann auf dir fort. Geh, gib mal ein bischen Acht den nächsten Freitag im Neumond.“

Am nächsten Freitag Abend tat der Wirt, als schliefe er. Näherte sich ihm die Wirtin mit den Halftern in der Hand. Sprang der Wirt vom Lager auf und warf ihr die Halfter über den Kopf. Sie stand im selben Augenblicke

vor ihm als Stute, er bestieg sie und im Nu befanden sie sich oben auf dem Klek. Dort band er (der Wirt) die Stute an einen Baum an und schaute dem Teufelsreigen zu. Zuerst tanzten die Hexen alle zusammen im Reigen, dann jede allein um ihren Topf herum. Diese Töpfe aber waren nichts Anderes als Eierschalen. Kam zum Wirt herangeflogen eine alte Hexe, diese war seine alte Godin. „Was suchst du da?" — „Ich habe diese meine Stute bestiegen und wurde von ihr hieher auf den Klek getragen." — „Weh, flieh von hier, so schnell du kannst. Wenn deiner die Hexen gewahr werden, dann ists um dich geschehen. Wisse, daß wir noch auf Eine warten (auf sein Weib nämlich), ohne die können wir eigentlich gar nichts anfangen." Da hat sich freilich der Wirt aus dem Staub gemacht, kam nach Haus, stellte die Stute im Stalle ein und legte sich schlafen. Fragten ihn die Diener in der Frühe: „Was ist das für eine Stute?" „Mir gehört sie," antwortete der Wirt, ließ dann einen Schmied kommen und die Stute an allen vier Hufen beschlagen. Hierauf gieng er fort, um eine gerichtliche Commission zu holen. Als die Commission erschien, erzählte er den Herren ganz genau, was er gesehen, nahm dann von der Stute die Zügel herab, und die Stute verwandelte sich wieder in das Weib von ehedem zurück; doch das Weib war an Händen und Füßen beschlagen. Fieng sie an zu jammern. Die Richter verstanden aber keinen Spaß. Sie ließen sie in eine Grube voll ungelöschten Kalk werfen und dort mußte sie elendiglich verbrennen.

Seit dieser Zeit zerbröckelt man immer die Eierschalen, damit die Hexen sich daraus keine Töpfe verfertigen können.





76.

Der Bauer und sein Pferd.

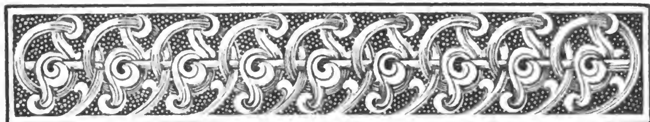
Es war einmal ein Bauer, der hatte ein einziges Pferd, und der Mann lebte von dem, was er durch Fuhrlohn mit demselben verdiente. Doch zu seinem großen Unglück, zog sich das Pferd am Rücken eine schwere Verletzung zu. Da gab es auf der ganzen Welt keinen Menschen der trauriger und niedergeschlagener gewesen wäre, als er; wo er gieng und wo er stand, jedermann erzählte er von dem Unglück, das ihn betroffen. So saß er einmal vor seinem Hause und beklagte sein Elend, da kam des Wegs ein unbekannter Mann, und auch diesem erzählte jener sein Leid und sagte unter Thränen: „Ach, ich besaß ein Pferd und was ich mit ihm verdiente, davon habe ich bisher gelebt, jetzt aber hat es sich am Sattel eine Wunde zugezogen und ich kann durch dasselbe nichts mehr verdienen. Ich beschwöre dich, weißt du dagegen ein Mittelchen, so gib mirs an!" — Hierauf versetzte der Wanderer, dem ist doch ganz leicht abzuhelfen, du nimmst eine Nuß, stößt sie zusammen und bestreust mit dem Pulver die Wunde, und sie wird sogleich

zutheilen.“ — Wer war nun freudiger, als unser Bauer; er eilte sogleich auf den Boden hinauf, fand eine Nuß, zerstieß sie zu feinem Pulver, und bestreute damit die Wunde des Pferdes, dann führte er es auf die Weide hinaus, selbst aber kehrte er wieder nach Hause zurück. Nach Verlauf von einigen Tagen, fiel ihm sein Pferd ein, und er gieng hinaus auf die Trift, um zu sehen ob die Wunde schon verheilt sei. Wie er auf den Weideplatz hinauskommt, siehe da! aus der Wunde ist ein Nußbaum herausgewachsen, der hieng zum Überfluß voll reifer Früchte wie eine Traube. Unser Bauer besieht sich einen Augenblick von vorne und von rückwärts den Nußbaum, ergreift dann einen Klumpen, schleudert ihn auf den Baum hinauf, und beutelt einige Nüsse ab. Hierauf kehrte er heim. Nun war ein wenig Erde vom Klumpen, den er hinaufgeworfen, auf dem Baume geblieben. Wie nun der Bauer nach einiger Zeit wieder hinauskam, da sieht er ein neues Wunder. Auf dem Nußbaume war aus dem bischen Erde, das oben geblieben war, ein großmächtiges Ackerfeld gewachsen. Da gieng unser Bauer sogleich nach Hause, spannte seine Ochsen vor den Pflug, bestieg sein Ackerfeld, ackerte es auf und säete Hirse aus. Obwohl damals ein sehr trockenes Jahr war, gedieh seine Hirse nichts destoweniger vortrefflich, denn sobald er irgendwo eine Wolke erblickte, so nahm er sein Pferd bei den Halftern und führte es unter die Wolke, auf diese Weise hatte er nach Belieben Regen. Als die Zeit der Fechsung kam nahm er Schnitter auf, die schnitten die Hirse ab, banden sie zu Garben und trugen sie auf einen Haufen, um sie später aufzuschichten. Alle Garben waren schon aufgeschichtet, nur eine einzige blieb noch da, und unser Bauer ergriff die Heugabel, um auch diese Garbe zu den anderen zu legen. Da sprang ein Füchslein unter der Garbe hervor, und rannte quer-

feldein davon. Unser Bauer nicht träge, setzt ihm nach, um ihn einzufangen. Auf der Jagd gelangt er zu einem Morast, will schnell hinüber, versinkt aber mit den Füßen in den Kot, und kann sich auf keine Weise mehr herausziehen. Zum Glück kommt ihm ein guter Gedanke, er eilt so schnell als möglich nach Hause, holt sich eine Haue und befreit seine Füße aus dem Kote und jagt von neuem dem Fuchse nach. Bei dieser Hetzjagd wurde der arme Kerl ganz müde und durstig und weil er eine Quelle erblickte, schlug er sich schnell den Kopf ab, stillte seinen Durst und verfolgte weiter den Fuchs. Nach einer Weile zieht er sein Sacktuch aus der Tasche, und will sich den Schweiß von der Stirne wegwischen, doch halt, er hat den Kopf nicht auf, und es fällt ihm gleich ein, er habe ihn am Wasser liegen lassen, wo er seinen Durst gelöscht. Er macht also schnell Kehrt, wie er aber hinkommt, da hat schon Meister Reineke das halbe Gehirn aus dem Kopfe weggemutzt.

So entstanden die hirnlosen Köpfe.





77.

Stiefmutter und Stieftochter.

Es war einmal eine Mutter, die hatte eine leibliche Tochter, die stand bei weitem der Stieftochter an Schönheit nach. Das Weib war stets ihrer Stieftochter neidisch und aufsässig, verhöhnte sie bei jeder Gelegenheit und sagte ihr zu guter Letzt einmal: „Verlaß, du Scheusal, mein Haus und geh wohin du willst.“ — Die Stieftochter klaubte nun auf dies Geheiß, ihre Siebensachen zusammen und zog fort aus dem väterlichen Heime. Als sie so auf dem Wege gieng, fand sie in einem Graben einen Kater, der war schon halb verwest, richtete sich aber bei ihrem Anblick auf und fragte sie, wohin sie gehe, und sie antwortete ihm, sie ziehe in die Welt. Hierauf versetzte der Kater: „Ich gehe mit dir.“ — Sie nahm ihn in ihre Gesellschaft. Wie die Zwei weiter giengen, trafen sie einen Hund, der fragte sie ebenso wie der Kater, ob er mit dürfe. Auch ihn nahm sie mit. Dann stieß sie auf einen Hahn, auch der gieng mit. So giengen ihrer vier immer weiter und weiter und kamen zu einem verwunschenen Schloß. Als sie dort eingekehrt, bat die Stief-

tochter die Leute, die sie dort antraf, ob man ihr und ihrer Gesellschaft eine Herberge gewähren wolle, und man gab ihr zur Antwort: „Wie könnten wir dir eine Herberge gewähren, die wir leider selbst im Schlosse nicht über Nacht bleiben dürfen, weil jede Nacht hier Geister herumpoltern.“ Doch sie entgegnete, man möge ihr nur gestatten, daß sie übernachte, sie hoffe mit Gottes Hilfe vor jedem Zauberspuck gefeit zu sein. Also erlaubte man ihrs. Die Stieftochter bezog nun mit ihren Tieren ein Zimmer und legte sich in einen Winkel. Schon um die eilfte Nachtstunde fieng das Gepolter an, und um Mitternacht erschienen die Geister bei ihr im Zimmer. Als sie von ihnen bemerkt wurde, sprach sie einer aus ihrer Mitte an, woher sie komme und wohin sie des Weges ziehe. Bisher hieß das Mädchen den Kater miauen, den Hund bellen und den Hahn krähen, um die Zeit sich zu vertreiben, jetzt befahl sie ihnen sich ruhig zu verhalten, und erzählte den Geistern, wie sie heißt, wie sie von der bösen Stiefmutter von Haus und Hof verjagt worden und wie sie jetzt in der Welt des Leides Fülle ertragen muß. Hierauf entgegnete ihr der Geist: „Du brauchst dich nicht zu fürchten, nimm die Schlüssel, die dort an der Wand hängen, die sollen von nun an dein Eigentum sein, begib dich mit ihnen in den Keller und nimm dir das Gold, das in dem und dem Fasse aufgespeichert liegt.“ — Das Mädchen nahm die Schlüssel, und holte das Gold, ganz so wie ihrs der Geist befohlen. In der Früh kamen die Herren des Schlosses ins Zimmer im sicheren Glauben sie als Leiche zu finden. Doch wer malt ihre Überraschung, als sie sie frisch und gesund und zudem so reich wiederfanden! — Sie erzählte ihnen, wie die Geister erschienen, sie ausgefragt und die Kellerschlüssel gegeben. Hierauf verabschiedete sie sich von den Leuten und trat mit dem Golde den Rückweg in ihr

Vaterhaus an. Als sie nach Haus gekommen, wurde sie von der Stiefmutter angeherrscht: „Nun, du Scheusal, was bist denn wieder zurück?“ — Wie erstaunte sie aber und wie weh tat ihr das Herz als sie die Stieftochter so reich sah, und ihre ganze Reiseerlebniße erfuhr. Sogleich rief sie ihre Tochter bei Seite und sagte: „Geh auch du, mein herziges Kind fort in die Welt, du wirst auf jeden Fall mehr Glück haben, als dieses Scheusal hier.“ — Die Tochter folgte dem Befehle der Mutter und zog fort in die Welt. Auch sie fand auf dem Wege wie ihre Stiefschwester, die drei Tiere, stieß sie aber mit Fußtritten von sich weg und wollte keines mit sich nehmen. Auf einmal sah sie sich gleichfalls vor jener verwunschenen Burg, bat um eine Herberge, so wie es ihre Stiefschwester getan, und wurde gleichfalls aufgenommen. Als Mitternachts die Geister erschienen und sie fragten, woher sie kommt und wohin sie geht, antwortete sie trotzig: „Was kümmerts euch?“ — Da ergriffen sie die Geister, und zerrissen sie in tausend kleine Stücke, nur den Kopf ließen sie ganz und legten ihn mit dem Gesichte nach Außen gekehrt auf ein Fenster im zweiten Stockwerke. Als ihre Mutter nach langem, langem Warten die Tochter nicht heim kehren sah, machte sie sich selbst auf, um sie in der Welt aufzusuchen. Nach langer Irrfahrt gelangte sie vor jenes verwunschene Schloß und bemerkte am Fenster ihrer Tochter Kopf, war darüber hocherfreut und sprach mit sich selbst: „Siehst es, deine Tochter ist doch glücklicher, als jenes Scheusal von einer Stieftochter.“ — Wie sie aber ins Schloß und in den zweiten Stock kam, fieng sie bitterlich an zu weinen, denn sie hatte jetzt niemand mehr auf der ganzen lieben Welt, als sich selbst und den Kopf ihrer Tochter.



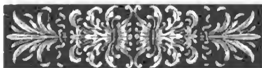


78.

Der Schutzengel.

Es war einmal ein Mann und ein Weib, die hatten einen einzigen Sohn, dem beschieden die Sudnice, sie werden ihn aufhängen, sobald er das zwölfte Lebensjahr zurückgelegt. Als der Knabe zehn Jahre alt war, sagte sein Vater zu ihm: „Mein Kind, zieh in die Welt, doch hüte dich mit irgend Jemand Kameradschaft zu machen.“ — Der Knabe brach vom Hause auf und hatte schon eine ziemliche Strecke zurückgelegt, als er plötzlich seinen Namen: „Martin! Martin!“ hinter sich rufen hörte. Er wandte sich um und erblickte einen Bettler, der rief ihm zu: „Wart ein Weilchen, ich geh mit dir!“ — Dieser Bettler war sein Schutzgeist. Martin antwortete ihm: „Ich darf mich mit keinem Halunken vergesellschaften.“ — Der Bettler achtete nicht darauf, sondern fragte: „Wohin des Weges?“ Entgegnete ihm Martin: „Ich ziehe in die Welt hinaus.“ — Der Bettler: „Dasselbe habe auch ich vor.“ — So giengen sie mitsammen und gelangten in eine Stadt. Dort fragte sie ein Herr: „Was seid ihr für Arbeiter?“ und der Bettler erwiderte: „Wir

sind Maler.“ — Da rief sie der Herr zu sich ins Haus und sprach: „Wenn ihr mir ein solches Bildnis malt, wie es mir im Traume erschienen, will ich euch reich entlohnen.“ Und der Bettler malte wirklich gerade so ein Bildnis, wie es der Herr im Traume gesehen. Dafür gab ihnen der Herr dreihundert Gulden. Inzwischen nahte der Tag an welchem der Knabe sein zwölftes Jahr erreichte. Da führte ihn der Bettler in eine Kirche und befahl ihm zu beten: Martin aber schlief ein und der Engel weckte ihn auf, und Martin betete wieder. Plötzlich brachten drei Hexen einen Galgen herbei, und Martins Schutzengel ließ sich für ihn aufhängen. Als sich die Hexen entfernt hatten, sprach der Engel zum Martin: „Kennst du mich nun?“ — „Ja freilich,“ entgegnete Martin, „du bist gerade so wie ich, ein armer Mensch,“ und der Engel versetzte: „Nein, ich bin dein Schutzengel, wäre ich dir nicht zur Seite gestanden, sie hätten dich jetzt aufgehängt.“ Sprachs und war schon verschwunden. Hierauf kehrte Martin in sein Vaterhaus zurück und erzählte daheim alles was er in seiner Abwesenheit erlebt.





79.

Der Tod und das Fieber.

Einen Mann suchte einst der Tod heim, konnte ihn aber auf keine Weise überwältigen. Tief betrübt schlich der Tod durch die Gasse, um bei einem anderen sein Glück zu versuchen, da begegnete er dem Fieber. Das Fieber hielt ihn an und forschte nach dem Grund seiner Traurigkeit. „Wie sollte mich nicht Traurigkeit überkommen,“ antwortete der Tod, „da es mir um keinen Preis möglich war einen Mann hier zu überwältigen.“ — „Sei nur nicht gar so traurig,“ beruhigte ihn das Fieber, „komm doch morgen wieder zu dem Manne, und du wirst sehen, ob er dir noch Widerstand leisten kann.“ — Hierauf begab sich das Fieber ins Haus zu dem Manne, und rüttelte und schüttelte ihn einigemal tüchtig durch, daß ihm alle Zähne klapperten. Am nächsten Tag in der Früh, stellte der Tod sich wieder bei ihm ein und konnte dem Manne im selben Augenblicke noch beim Eintritt in die Stube, das Leben nehmen.





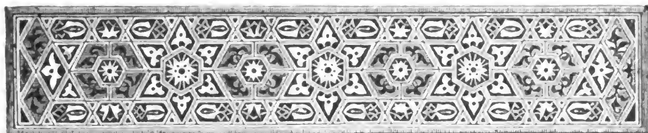
80.

Machs, wies die Anderen machen.

Es war einmal eine Mutter und Tochter. Die Tochter saß da, aß und trank, wenn sie hungrig und durstig war, arbeitete aber nie etwas. Sprach die Mutter zur Tochter: „Hör mal, mein Kind, sitz nicht so müssig da, sondern arbeit etwas." — „Was soll ich denn arbeiten, Mütterchen?" — „Was die ganze Welt arbeitet, das sollst mir auch du arbeiten." — „Ja, aber woher weiß ich was die ganze Welt arbeitet?" — „Geh hin, schau dirs an und machs, wies die Anderen machen." — Das Töchterlein machte sich auf die Beine und kam in ein Haus, dort wand man gerade Frucht aus; sie gieng in ein zweites Haus, dort laugte man Wäsche; sie gieng in ein drittes Haus, und daselbst sah sie, wie man Brod zum Backen in Aschenglut einschürte. Jetzt dachte das Mädchen, sie habe vor der Hand genug gelernt. Sobald sie wieder daheim war, meinte sie, es wäre das Beste, sie wände Frucht aus. Weil aber keine Frucht vorhanden war, trug sie alles Mehl hinaus in den Hof und wand es im Winde aus. Der Wind zerstreute alles Mehl. Nachdem sie

mit der einen Arbeit fertig war, machte sie sich an die zweite. Sie ließ einen Kessel Wasser über dem Feuer sieden, und weil sie nichts anderes zu laugen hatte, warf sie ihres Vaters Pelzrock in die Lauge. Jetzt war noch eine Arbeit zu vollbringen. Etwas mußte in die Feuerasche eingeschürrt werden. Sie nahm das Kalb und schürrte das Kalb ein. Darau gieng sie zur Mutter: „Was, mein Kind! Du bist schon mit der Arbeit fertig?“ — „Fertig, fertig, Mütterchen! Hab das Mehl ausgewunden, den Pelzrock ausgelaugt und das Kalb eingeschürrt.“





81.

Warum die Schwalbe einen gabelförmigen Schwanz hat. Warum man das Summen der Schmeißfliege nicht verstehen kann. Wie die Laus und der Floh entstanden.

Zur selbigen Zeit als Väterchen Noah aus der Arche ein Vöglein hatte ausfliegen lassen, damit dieses erkundschafte, wo sich trockenes Land zeige, überredete die Schlange die in der Arche befindliche Schmeißfliege, sie soll ausforschen, welches Tier das süßeste Blut habe. Die Schmeißfliege gehorchte auf der Stelle der Aufforderung und flog aus, und als sie zurückkehrte, tat sie den Mund auf und wollte sagen, daß des Menschen Blut am süßesten ihr geschmeckt; doch kaum hatte die Schwalbe, die sich gerade in der Nähe befand, gemerkt, was die Schmeißfliege sagen will, hast dus nicht gesehen, schnappte sie nach der Schmeißfliege und biß ihr die Zunge ab. So konnte die Schlange nicht verstehen, welches Blut das süßeste sei und darum lauert sie seitdem

auf alle Tiere. Damals wurde sie aber so zornig, daß sie zischend auf die Schwalbe losfuhr, doch die Schwalbe huschte davon. Die Schlange aber war auch schnell und riß der Schwalbe in der Mitte den Schwanz aus. Nur zwei Federn blieben stehen, je eine auf jeder Seite. Deshalb hat der Schwalbenschwanz die Gestalt einer zweizinkigen Gabel.

Als Väterchen Noah diesen sauberen Handel erfuhr, wurde er ganz fuchtig darüber. Er nahm einen Stecken, spaltete ihn oben ein wenig und machte daraus einen Kloben. Darauf zwängte er die Schlange in diesen Kloben ein, nahm sie und legte sie ins Feuer, damit sie verbrenne. Während sich die Schlange im Feuer langsam briet, sprangen ihr die Schuppen vom Leibe ab. Aus den weißen Schuppen entstanden die Läuse und aus den schwarzen die Flöhe. Darum rasten und ruhen Läuse und Flöhe nimmer, sondern zapfen dem Menschen, wo sie nur können, das Blut ab.





82.

Gott und der heilige Petrus wandern durch die Welt.

Einst wanderten Gott und der heilige Petrus durch die Welt und gelangten in eine königliche Hofburg. Dort baten sie schön den König, er möge sie die Nacht über beherbergen, doch er gab ihnen schnöde zur Antwort: „Sucht euch anderswo Herberge, ich habe kein Wirtshaus.“ — So giengen sie fort und kamen zu einem armen Dorfhirten. Er öffnete ihnen sogleich die Thür und sagte zu ihnen: „Meine lieben Freunde, ich würde euch gerne aufnehmen, doch mein Weib liegt eben in den Wehen —“ Gott aber fiel ihm ins Wort und sprach: „Das hat nichts zu bedeuten, wir drücken uns in einen Winkel und begnügen uns mit einem Lager aus Stroh.“ — Der Hirt ließ sie nun ins Haus hinein und wies ihnen ein Nachtlager an. Nach einer Weile fieng das Weib zu kreißen an und der heilige Petrus bat Gott: „Laß doch das Weib gebären, damit sie sich nicht so lange abmartern muß.“ Hierauf befahl ihm Gott hinauszugehen und ihm zu melden, was er am Himmel

erblickt. Der heilige Petrus gieng hinaus und als er zurückkam fragte ihn Gott: „Was hast du gesehen?“ — „Ich erblickte am Himmel zwei Fische, die kämpften so hart miteinander, daß das Wasser übers Ufer strömte.“ — „Siehst du,“ versetzte Gott, „wenn das Weib jetzt gebären würde, würde ihr Kind ertrinken.“ — Nach einer Weile fieng das Weib wiederum an zu jammern, und der heilige Petrus bat wiederum Gott, er möge das Weib ihrer Leibesfrucht genesen lassen, und Gott schickte ihn hinaus auf den Himmel schauen. Als der heilige Petrus zurückkam, berichtete er Gott, er habe am Himmel zwei Krieger erblickt, die sich so sehr mit dem Schwerte in der Hand bekämpfen, daß Blut von ihnen fließt. Hierauf versetzte Gott: „Siehst du, würde das Weib jetzt gebären, ihr Kind würde ein Krieger werden und im Kampfe sein Leben lassen.“ — Zum drittenmal kreißte jämmerlich das Weib, und der heilige Petrus sprach zu Gott: „Laß doch die Ärmste endlich einmal entbinden, du siehst ja wie sie sich martert.“ — Auch diesmal schickte ihn Gott hinaus nachschauen was am Himmel vorgehe. Petrus aber erblickte diesmal zwei liebliche Täubchen, die kosten so herzinniglich. Jetzt erst ließ Gott das Weib gebären und sie genas glücklich eines Knäbleins. In der Früh sprachen die zwei Wanderer dem Dorfhirten ihren herzlichen Dank aus für die Aufnahme und setzten ihre Reise fort.

Als der Sohn dieses Dorfhirten herangewachsen war, besuchte er die Schule zugleich mit der Tochter desselben Königs, der Gott und den heiligen Petrus bei sich nicht übernachten lassen wollte. Die zwei Kinder giengen immer zusammen in und aus der Schule, hatten einander außerordentlich lieb, und küßten sich immer, wann sie sich allein glaubten. Als es aber zu des Königs Ohren kam, daß der Sohn eines so armen Mannes seine Tochter liebe, ließ er

den alten Dorfhirten zu sich rufen und drohte ihm, er werde seinen Sohn tödten lassen, wenn der Sohn von seiner, des Königs Tochter nämlich, nicht ablieſze. Ganz auſzer sich vor banger Furcht kam der Hirte nach Haus, und teilte seinem Sohne mit, was er vernommen. Doch dieser gab ihm zur Antwort: „Mein teuerer Vater, er braucht sich gar nicht um mich zu bekümmern, ich kann vor ihr nimmer lassen, sollte mich der König auch auf lauter kleine Stücke hauen lassen.“ — Und dabei blieb es, denn wie es vordem so ist es auch nachdem geschehen: kam eines der Kinder früher aus der Schule, so wartete es aufs andere, der Knabe gab aber immer dem Mädchen das Geleite bis zu ihrer Wohnung. Bekam sie nun ein Backwerk, so gab sie auch ihm immer einen Teil davon. Wie der König sah, daſz sich der Knabe durchaus an das Verbot nicht kehre, lieſz er ihn einfangen und gab den Befehl ihn zu erschieſzen, doch Gott war dessen Schutz und Hort und so konnte man ihm gar nichts antun. Nun sagte der König, er wolle ihm seine Tochter als Gemahlin geben, wenn er ihm drei Federn vom Pulitainischen König herschaffe. Der Knabe machte sich sogleich auf den Weg und kam zu einem König, der hatte in seinem Garten einen Birnbaum, welcher sonst alle Jahr reiche Früchte trug, jetzt aber auf einmal unfruchtbar geworden war. Dieser König fragte ihn, wohin er gehe und der Knabe erzählte ihm seine Geschichte. Bei seiner Abreise bat ihn der König, er möge zugleich nachfragen, warum der Baum keine Früchte mehr trage. Der Knabe versprach es ihm und zog weiter. Nach langer Wanderung traf er endlich am Hofe des genannten Pulitainischen Königs an, der eben abwesend war; nur seine Gemahlin war zu Hause. Der Knabe kam in ihr Zimmer, grüſzte schön artig die Frau und erzählte ihr, welcher Umstand ihn hiehergeführt. Darauf entgegnete ihm die Frau: „Mein

lieber Sohn, hätte mein Gemahl eine Ahnung von deinem Hiersein, er würde dich zu Sonnenstäubchen zermalmen."

Sodann versteckte sie ihn unter eine Mulde unterm Bett. Abends kam der König nach Haus. Als die Zeit zum Schlafengehen da war, begaben sie sich zu Bett. Nach einer Weile fieng die Königin an wie im Schlafe zu murmeln und hin und her sich zu werfen, doch sie schlief nicht, sondern verstellte sich nur so. Der Gemahl weckte sie da auf und fragte sie, warum sie so unruhig schlafe. „Ach," antwortete sie ihm, in meinem ganzen Leben habe ich keinen ähnlichen Traum gehabt; mir träumte, ein König wolle um keinen Preis seine Tochter an einen armen Dorfhirtenssohn ausgeben." Darauf versetzte der König: „Er tät sie schon hergeben, besäße der Junge nur drei Federn von mir." Die Frau legte sich wieder zurück und tat als ob sie schliefe. Nach einer Weile aber fieng sie wiederum an erschreckt aufzufahren und im Schlafe zu murmeln. Der König weckte sie auf und fragte sie: „Warum läßt du mich denn nicht ruhig schlafen?" — „Ach, solche Träume haben mich noch nie heimgesucht, wie heute Nacht; es träumte mir, ein König habe einen Birnbaum, der alle Jahre reiche Früchte trug, jetzt aber auf einmal unfruchtbar geworden." Der König entgegnete: „Er müßte nur den Schatz heben, der unter dem Baume vergraben ist und der Baum würde wieder fruchtbar werden." — Jetzt schlief die Frau in Wirklichkeit ein, doch um Mitternacht, als der König fest schnarchte, wachte sie auf, rupfte ihm drei Federn aus, gab sie dem Knaben und sprach: „Jetzt tummel dich ehe er aufwacht, damit du recht weit von hier fortkommst." — Er dankte ihr bestens und gieng fort. Auf der Rückreise sprach er wieder bei jenem Könige vor und sagte ihm, weshalb der Baum unfruchtbar sei.

Dafür bedachte ihn der König mit großen Schätzen. Als nun der Knabe mit den Schätzen und den drei Federn beim anderen König eintraf, fand er ihn gerade bei der Mahlzeit. Bei seinem Anblick stürzte der König todt zusammen, der Knabe aber erhielt das Mädchen zu Frau und als Mitgift das ganze Königreich.



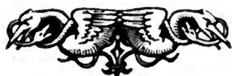


83.

Die geschmorte Kröte.

Es waren einmal zwei Brüder, der eine war arm, der andere reich. Der Reiche hatte eine Hexe zur Frau, die Frau des Armen war aber keine Hexe, und eben deshalb blieb er arm. Einmal kam der arme Bruder zum reichen und sprach zu ihm: „Hör mal, lieber Bruder, komm, hilf mir mein Feld beackern.“ Der Reiche willigte von Herzen ein, doch seiner Frau war dies nicht recht, und sie sagte zu ihm: „Du wirst schon sehen, wenn du ackern wirst, so komm ich hintendrein und esse die ganze Aussaat auf, so daß der Lump gar nichts davon haben wird.“ — Am nächsten Tage, nachdem die Brüder aufgeackert und die Saat ausgesäet, kam eine große, abscheuliche Kröte und fieng an die Körner aufzuessen. Der Mann wußte schon von früher, sein Weib sei eine Hexe und war darüber sehr böse, jetzt aber war er ihrer satt, zog einen Zaunpfahl heraus, spitzte ihn zu und rannte ihn der Kröte durch den Leib. Inzwischen machte der andere Bruder ein großes Feuer an

in dieses Feuer steckten sie nun die Kröte hinein und ließen sie so lange schmoren, bis sie ganz durchgebraten war. Als der reiche Bruder nach Haus kam, fand er sein Weib in Mitten des Zimmers liegen und schrecklich wehklagen, denn sie war ganz gebraten. Da warf er sie ins Feuer, und so verbrannte die elende Hexe ganz und gar.





84.

Dragojlo und Dragana.

Es war einmal eine arme, arme Wittwe, die hatte unter der lieben Sonne nichts als ein männliches Kind, das Kind hieß Dragojlo, und zwei Ziegen. Diese zwei Ziegen hatte sie sich aber durch ihre Spindel erwirtschaftet. Den Knaben schickte sie in die Schule, die Ziegen in den Wald auf die Weide. Nun war aber dieses kreuzbrave Weib für das ganze Dorf ein Stein des Anstoßes und Jedermann suchte ihr das Leben zu verleiden. Sie ertrug Alles in Geduld und pflegte nur dann und wann aufzuseufzen und zu sagen: „Gott siehts!“

Eines Abends kam in dieses Dorf ein sehr, sehr alter, ganz schneeweißer Greis und kehrte geraden Wegs in die Hütte der Alten ein und bat um Herberge über Nacht. Sagte sie: „Ja, schämst du dich denn nicht, wenn du bei mir Herberge suchst? Hier verachtet und schmäht mich Groß und Klein.“ Antwortete ihr der Greis: „Schweig still, Töchterchen! Um der armen Verlassenen Willen scheint der Welt die Sonne.“ Diese Worte beruhigten die Alte, sie

gewährte nun herzlich gerne dem Greis ein Nachtquartier und bewirtete ihn, soviel in ihrem Vermögen lag.

Als der Greis am nächsten Tag aufbrach, fragte er die arme Wittwe: „Was willst du von mir dafür, daß du mich so herzlich beherbergt hast?“ Die Wittwe entgegnete ihm: „Ich will nichts anderes, als deinen Segen für mich und meinen Sohn Dragojlo.“ Da erhob der Greis die Hände himmelwärts und sprach: „Seid glücklich über den Glücklichen und tausendfältig glückseliger als eure Peiniger insgesammt, und seid denn auch fürder wie bisher in Geduld, und so wird euch Gott der Herr alles Gute bescheeren. Um der Verlassenen Willen scheint die Sonne.“ Der Greis verabschiedete sich und zog weiter.

Einige Tage nach diesem Vorfall kamen Abends meckernd die Ziegen mit zerbissenem und leerem Euter nach Haus geraunt. Die Mutter rief ihren Dragojlo herbei und sagte: „Schau doch nach, Dragojlo, was unseren Ziegen fehlt!“ Dragojlo sah sich die Sache an underwiderte: „Da hat sich wohl, Mutter, eine Schlange an unsere Ziegen gemacht und saugt sie aus. Ich hab schon öfters von alten Leuten gehört, daß sich Schlangen ans Hornvieh machen und es aussaugen und so Schaden anrichten. Ich will morgen mit meinem Häckchen in den Wald, stehe auf der Lauer und mache der Schlange den Garaus, die uns so vielen Schaden verursacht.“

Seine Rede gieng dem Mütterchen bei einem Ohr hinein, bei dem anderen heraus; sie seufzte auf und tröstete sich, indem sie der Worte des alten Mannes gedachte. Am nächsten Morgen nahm Dragojlo seine kleine Axt in die Hand, trieb die Ziegen vor sich her und zog in den Wald. Gegen die Abenddämmerung hin, fieng plötzlich die eine Ziege jämmerlich zu meckern an. Dragojlo schlich sich rasch hinan und gewahrte eine furchtbare Schlange, die sich um die Ziege ge-

schlungen und ihr die Milch aussog. Dragojlo holte mit dem Beile aus, um die Schlange zu töten. Da redete ihn die Schlange an: „O nicht, Dragojlo, nicht mich umbringen! Ich werde dir von großem Vorteil sein. Ich geb dir ein goldenes Tüchel. Wenn du dieses Tüchel der Ziege um die Hörner wickelst und es schüttelst, so geht dir Alles augenblicklich in Erfüllung, was immer du dir wünschen magst. Ich bin die Tochter des Schlangenkaisers, habe mich verirrt und darf nun allein nicht zu meinem Vater heim. Führ du mich nun zu ihm und fordere von ihm als Belohnung dieses goldene Tüchel, sonst aber nimm nichts an, so lieb dir dein Kopf ist; denn es wäre dein augenblicklicher Tod.“

Dragojlo machte sich mit der Schlange auf den Weg und wanderte bis ans Meer. Hier sprach die Schlange: „Eine Brücke!“ und im Nu entstand eine Brücke übers weite Meer bis zur Burg des Schlangenkaisers. Dragojlo trug die Schlange über die Brücke zum Kaiser und sagte: „Da hast du, Kaiser, deine Tochter, der ichs Leben geschenkt und nun zu dir zurückgebracht habe.“ Darauf entgegnete ihm der Schlangenkaiser: „Nun was wünschst du dir dafür, daß du so edel gehandelt?“ Antwortete Dragojlo: „Was sollt ich dafür verlangen? Ich begnüge mich mit diesem goldenen Tüchel.“ Darauf meinte der Schlangenkaiser: „Gerade das kann ich dir nicht geben, verlang doch lieber etwas Gescheidteres.“ Dragojlo wollte aber gar nichts anderes haben, sondern blieb bei seinem Wunsche. Als nun der Schlangenkaiser merkte, daß Dragojlo durchaus nichts Anderes haben mag, zog er aus seinem Busen das goldene Tüchel heraus und gab es ihm. Die Schlangenprinzessin geleitete den Dragojlo noch bis ans andere Meeresufer, verabschiedete sich von ihm und kehrte dann zu ihrem Vater zurück, Dragojlo aber begab sich in den Wald zu seinen Ziegen. So-

bald er bei seinen Ziegen war, wand er das Tüchel einer Ziege um die Hörner herum, schüttelte das Tüchel und wünschte sich ein gutes Essen, und siehe da! urplötzlich stand vor ihm köstliche Speise und guter Trank in Hülle und Fülle. Da aß und trank er einmal nach Herzenslust, gieng dann hauptvergnügt nach Hause und legte sich nieder schlafen, das Tüchel aber steckte er unters Kopfpolster.

Als es Morgen wurde, teilte er seiner Mutter alles haarklein mit, und die Mutter sagte aufseufzend: „Es siehts ein Gott!" Da greift Dragojlo unters Kopfpolster, um das goldene Tüchel vorzuweisen, aber schau, das Tüchel war da und ist nun verschwunden. Was war da zu machen? Dragojlo erbat sich von seiner Mutter eine Ziege, dann nahm er noch seinen Hund und die Hauskatze mit, ließ auch sein Handhäckchen nicht zu Hause und zog fort in die Welt. Als sie einstmals in einem dicken, undurchdringlichen Wald sich verirrt hatten, befahl Dragojlo der Katze, sie soll auf den höchsten Baum hinaufklettern und Umschau halten, wo sie sich nun befinden und ob wo ein Ausweg zu erblicken wäre. Hurtig kletterte die Katze auf den Baum hinauf, kam dann hinunter und meldete ihrem Herrn, daß man dort in weiter Ferne unterhalb der Sonne eine großmächtige Burg mit goldenem Dache sehen könne. Aus der Beschreibung erkannte Dragojlo sogleich die Burg des Schlangenkaisers, zog mit seiner Gesellschaft weiter und gelangte glücklich ans Meer. Hier befahl er dem Hunde, er soll mit der Katze auf den Rücken übers Meer hinüberschwimmen und wenn sie dort einmal sind, ganz unauffällig sich unter die dortigen Hunde und Katzen mengen. Und wenn dann Nacht wird und der Kaiser schon eingeschlafen ist, soll die Katze leise unter des Kaisers Bett sich schleichen und dem schlafenden Kaiser das goldene Tüchel aus dem Busen wegstehlen, der

Hund aber soll dann die Katze samt dem Tüchel wieder übers Meer zurücktragen.

Hund und Katze führten den Diebstahl glücklich aus und wandten sich dann schleunig zur Flucht. Als sie sich auf der Mitte des Meeres befanden, rief ihnen Dragojlo zu, sie sollen auf das goldene Tüchel Acht haben, denn hinterdrein verfolge sie eine gewaltige Schlange. Da drehte sich die Katze um, erblickte die Schlange und miaute sie an, dabei fiel ihr aber das Tüchel ins Meer. Die Schlange fieng das Tüchel auf und rief Dragojlo zu: „Du sollst nicht eher das Tüchel bekommen, ehe du mir nicht lebendiges Feuer herschaffst.“ Als das Dragojlo hörte, überfiel ihn so großes Leid, daß er wie verzweifelt am Meeresufer hinlief. So gelangte er an eine Pfütze und in dieser Pfütze sah er einen Flußbörs, der zappelte hin und her. Als der Flußbörs Dragojlo erblickte, bat er ihn: „Ich bitt dich, wirf mich zurück ins Meer, denn hier in dieser Pfütze muß ich elend verkommen.“ Da nahm Dragojlo den Flußbörs, warf ihn ins Meer hinein und wollte wieder weiter, doch der Fisch rief ihm zu: „Was verlangst du von mir für deine Guttat?“ Antwortete ihm Dragojlo: „Gar nichts.“ Da gab ihm der Flußbörs eine Schuppe und sprach: „Nimm diese Schuppe, und wenn du einmal in eine Notlage gerätst, scharr mit ihr auf die Erde und ich will zu deinem Beistand herbeikommen.“ Dragojlo nahm die Schuppe, steckte sie in die Tasche und zog weiter. Als er so weiter gieng, erblickte er ein Adlernest und einen Drachen, der eben heranflog, um die junge Adlerbrut aufzufressen. Dragojlo aber nahm mit seiner Handaxt einen Anlauf und traf den Drachen gerade in die Schläfe, so daß das Ungetüm auf der Stelle tot vom Felsen hinabkollerte. Der alte Adler hatte dies Alles mit angesehen und sprach nun zu Dragojlo: „Was

verlangst du nun von mir dafür, daß du meine Vöglein vor dem Verderben errettet hast?“ Antwortete Dragojlo: „Ich verlange gar nichts. Du bist ja gerade so arm wie ich.“ Darauf gab ihm der Adler eine Feder und sprach zu ihm: „Heb dir diese Feder auf und bewahr sie gut, wenn du je in eine Notlage gerätst, schwing sie dreimal über deinem Kopf und ich werde dir Hilfe leisten.“ Dragojlo nahm die Feder, steckte sie in den Busen und zog weiter.

Inzwischen waren ihm sein Hund und die Katze nachgekommen. Da fiel es ihm erst ein, daß er sich um jeden Preis in den Besitz von lebendigem Feuer setzen muß. Er nahm nun die Adlerfeder, schwang sie dreimal über seinem Kopf und im Nu kam der Adler herbeigeflogen. Sprach zu ihm Dragojlo: „Könntest du mir wohl lebendiges Feuer, das selbst im Wasser brennt, herbeischaffen?“ Der Adler darauf: „Ich kann freilich lebendiges Feuer herbeischaffen, verschaff du mir nur einen Tiegel aus Demant, in dem ich das Feuer tragen könnte.“ Nun flog der Adler fort, um nach seiner Brut zu schauen. Dragojlo aber scharrte mit der Fischschuppe auf die Erde, worauf im Nu der Fisch zur Stelle war. Fragte Dragojlo: „Könntest du mir im Meere einen Demanttiegel finden?“ Antwortete der Flußbörs: „Kanns“, tauchte ins Meer unter und brachte einen Demanttiegel an die Oberfläche herauf. Nun kehrte der Adler zurück, faßte den Demanttiegel mit den Krallen, flog fort und brachte im Tiegel lebendiges Feuer.

Nun nahm Dragojlo den Demanttiegel mit dem lebendigen Feuer, setzte auf dem Hunde mit der Katze übers Meer und kam so zur Schlange. Die Schlange legte ihr Hemde (den Balg) ab und verbrannte es auf dem lebendigen Feuer. Kaum war der Balg zu Asche verbrannt, verwandelte sich die Schlange in das allerschönste Mägdlein dieser Welt und

sprach: „Da nimm, Dragojlo, das goldene Tüchel, und führ mich zu meinem Vater, dem Kaiser dieses Kaiserreiches. Er hat außer mich keine Kinder mehr, ich aber mag keinen Anderen heiraten, als nur dich, und wir werden dann zusammen über das Reich herrschen." Fragte sie Dragojlo: „Ja, wie ist denn das möglich, daß du zu gleicher Zeit die Tochter dieses und des Schlangenkaisers wärst?" Das Mägdlein gab ihm zur Antwort: „Horch, ich sag dirs, wie so das möglich gewesen. Ich bin Dragana, die Kaiserstochter. Meine Mutter hat mich in ihrem bösem Herzen verwunschen: „Schlange, du Ausgeburt des Schlangenkaisers!" Im selben Augenblick verwandelte ich mich in eine Schlange, der Schlangenkaiser entführte mich und beschied mir, daß der Zauber erst dann von mir weichen, und ich mich wieder in eine Christenseele verwandeln soll, wenn einmal mein Schlangenbalg in lebendigem Feuer verbrennt. Nun bin ich vom Fluche entlastet."

Dragojlo nahm das Mägdlein bei der Hand, führte sie vor den Kaiser und erzählte ihm, wie er die Tochter befreit und vom Banne erlöst. Darüber war der Kaiser gewaltig erfreut, traute Dragojlo mit Dragana und machte sie zu seinen Thronfolgern. Nach den Flitterwochen begaben sich die jungen Eheleute zu Dragojlos Mutter, befreiten sie aus der Armut und nun kehrten sie alle zurück zum Kaiser. Der Kaiser aber übergab noch bei Lebzeiten seinem Schwiegersohne das Reich und dieser herrschte lange, lange Jahre in Glück und Frieden.





85.

Die alte Burg bei Vinica.

Bei Vinica auf dem Berge liegt eine alte Burg. Es gieng einmal ein Binder an dieser Burg vorbei und als er vor das Burgtor kam, erblickte er vor sich ein kleines Männchen, das winkte mit dem Finger, ihm zu folgen. Er gieng ihm nach und fragte ihn, warum er ihn rufe. Das kleine Männchen antwortete, er habe eine Arbeit für ihn, wofern er zu arbeiten gewillt sei. Der Binder erklärte sich dazu bereit. Also öffnete das Männchen die Thüre und führte ihn in den Keller wo an beiden Seiten Fässer voll Jahrhunderte alten Weines lagen. Hierauf bezeichnete ihm das Männchen ein Faß, damit er einen Reif darauf schlage. Der Binder tat es und das Männchen schenkte ihm ein Glas Wein ein, das betäubte ihn so, daß er gar nicht mehr wußte wie er hereingekommen, und wie er herauskommen wird. Hierauf sagte das Männchen: „Und dies ist dein Lohn,“ und schüttete ihm etwas in die Mütze, doch schärfte er ihm ein, was er erhalten nicht früher anzusehen, ehe er zu Hause anlangt. Als der Binder zur

Besinnung kam, sah er sich vor dem Burgtor und glaubte, es habe ihm alles nur geträumt. Dann trat er den Heimweg an, konnte es aber nicht über sich bringen, nicht früher in die Mütze zu schauen, bevor er zu Hause angekommen. Doch wie er hineinsah, erblickte er blos Kohlen darin. Da dachte er sich: „Was soll mir dieser Mist“, und schüttete sie vor dem Hause aus, und wie er nach einer Weile hinter sich schaute, war von Kohlen keine Spur mehr zu sehen.





86.

Der Arme und der Reiche im Himmel.

Einst kam in den Himmel ein armer Mann, der auf dieser Welt Ungemach und Leid jeder Art bis zur Neige verkostet, von Jedermann vergessen und gemieden ward, doch trotz alledem unentwegt in Liebe Gott zugetan blieb. Nach seinem Tode kam er vor die Himmelsthüre, und pochte an. Der heilige Petrus lugte durchs Guckloch hinaus, sah ihn und fuhr ihn an: „Na, was gibts?“ und öffnete ihm nur so weit die Thür, daß kaum ein Kater hätte hinein schlüpfen können; so mußte sich der arme Mann auch im letzten Augenblicke drücken und bücken, ehe er sich durch die Thüre zwängte. Der Mensch machte sich nichts daraus, er dachte sich eben, in den Himmel zu kommen hält schwer, wie die Leute sagen. Es wurde ihm sogleich ein Plätzchen hinter der Thüre angewiesen. Nun geschah es, daß kurze Zeit nachher ein reicher Mann starb, der dem Armen sehr wohl bekannt gewesen. Als der Reiche vor der Himmelsthüre anlangte und anklopfte, lugte der heilige Petrus wiederum hinaus und befahl, sobald er den Reichen vor der Thüre erblickte,

allen Musikanten, sich bereit zu halten, dann riß er beide Flügel in die Weite auf, als sollte ein Wagen mit vier Pferden hereinfahren, schallende Musik ertönte, daß es im ganzen weiten Himmelsraume weithin erdröhnte, und Alles beeilte sich den Reichen mit einer tiefen Verbeugung zu begrüßen. Der Arme fühlte sich über dieses Schauspiel tief gekränkt, und als der ganze große Aufzug vorüber war, trat er vor den heiligen Petrus mit den Worten: „Wie kommt dies? Ich bin ohne Sang und Klang in den Himmel gekommen, diesem da bereitet man einen so großartigen Einzug; mir hast du wie einem Kater aufgeschlossen, hingegen dem zu Ehren beide Flügel weitaufgerissen; ich weile hier, daß kein Hahn um mich kräht, von dem weiß der ganze Himmel zu erzählen; hör mal, das gefällt mir gar nicht." — „O mein lieber Mann," entgegnete ihm der heilige Petrus, „schau mal, ein Armer kommt fast jeden Augenblick, von Reichen aber, bei Gott und Seligkeit, zieht in Jahrhunderten hier kaum einer ein; wenn ein Armer kommt, so ist dies gar nichts Ungewöhnliches, hingegen, will es etwas bedeuten, wenn ein reicher Mann auch einmal eingelassen wird. Würden wir jedem Armen einen solchen Empfang bereiten, so müßte die Musik ohn Unterlaß spielen und die Thür stünd Jahr aus Jahr ein weit in den Angeln aufgerissen. Du brauchst dich also gar nicht darüber zu kränken."





87.

Wie Babylon erbaut wurde.

Kaiser Farao war ein sehr gewalttätiger Herrscher. Die Menschen mußten ihn und nicht Gott anbeten. Darüber geriet Gott, der Herr, in Zorn und verhängte über das ganze Land eine große Glut und Dürre. Drei Jahre und sechs Monate lang regnete es schon keinen Tropfen. In Haufen zu zehn Köpfen zog die ganze Bevölkerung zu Farao und fragte: „Was nun?" Er tröstete sie: „Geduldet euch noch eine Weile, ich besorge auch den Regen." Befahl Farao, daß alles Vieh geschlachtet werde und ließ alle Meister versammeln. Die Meister nähten die Häute zu einer großen, großen Plache zusammen. Dann wurde diese große Haut wie ein Sieb mit Spennadeln durchstochen. Hierauf hieß der Kaiser die Haut über ein ganzes Dorf ausspannen und befahl dem Volke aus lebendigen Quellen Wasser auf die Haut zu leiten. Von oben schüttete man das Wasser auf und so erzeugte man einen Regen. Heute wird der Erdboden befeuchtet, morgen klaffen weite Spalten im schwarzen Erdreich. Die Spalten sind so groß, daß jeder, der in eine

Spalte hinein fällt, auch gleich umkommt. Heute wird ein Dorf, morgen ein zweites, übermorgen ein drittes Dorf mit solchem Regen bedacht und so gehts fort der Reihe nach. Farao merkt bald, daß auf diese Weise nichts erreicht wird. Drum spricht er: „Ich will nun bauen eine Burg von der Erde bis zum Himmel hinauf; dann werde ich von oben regieren und werde sein Kaiser im Himmel und auf Erden."

Also fieng er an eine Burg in Asien zu bauen. Die ganze weite Welt wurde befohlen, daß sie den Baumeistern das Baumaterial herschaffe. Sieben Bergeshöhen befanden sich innerhalb der Ringmauer, um sieben Bergeshöhen zog er das Gemäuer. Innerhalb des Ringes zieht sich eine Straße dahin, da bauen die Baumeister, alle Welt drängt und stößt sich da und reicht den Baumeistern Mörtel und Balken. Als sich die Mauer in stattlicher Höhe über den Boden schon erhob, zeigte es sich, daß im Innenraume starkes Dunkel herrschte. Man sah nicht weiter zu arbeiten. Drum befahl der Kaiser, daß eine Abteilung in das Land der Finsternis ziehe und Diamanten von dort hole. Diese Edelsteine gedachte er in der Mauer anzubringen, damit der dunkle Raum von ihnen erhellt werde. Noch jede Abteilung die in das Land der Finsternis auszog', kehrte nimmer wieder zurück.

Dazumal waren die Menschen nicht so kurzlebig als wie heutigen Tages. Der eine lebte siebenhundert, der andere achthundert Jahre, und einer, der Matuzan hieß, der lebte gar neunhundertfünfundfünfzig Jahre und noch etwas darüber. Befahl Farao, daß alle diese Unsterblichen insgesammt umgebracht werden sollen. Da sie durchaus nicht sterben mögen, soll man jedem auf den Kopf eine Schaufel legen, mit einer Axt auf die Schaufel schlagen und so die Leute der Reihe nach maustodt machen. Ein uralter Baumeister

hatte einen rüstigen, einzigen Sohn. Sprach der Sohn zum Vater: „Väterchen! Väterchen! Vom Kaiser kam ein Befehl, daß alle Unsterblichen getödtet werden müssen. Ich habe niemand auf der Welt als dich und du mich. Wie soll ichs übers Herz bringen und dich tödten?“ Der Vater zum Sohne: „Schlag mich nicht tod, sondern verbirg mich insgeheim und bring mir Nahrung zu. Ich werde dir und deinem Kaiser noch von großem Nutzen sein.“ Es verstrich einige Zeit, da erließ Farao einen Befehl, daß alle einzigen Söhne ins Land der Finsternis ausziehen müssen, damit sie Edelsteine heimbringen. Kam der Sohn zum Vater und sprach: „Väterchen, Väterchen! Der Kaiser hat einen Befehl erlassen, daß alle einzigen Söhne ins Land der Finsternis um Edelsteine ausziehen müssen. Du weißt ja selbst, daß noch alle, die dorthin gezogen sind, nimmermehr heimgekehrt.“ Er zu ihm: „Mein Söhnchen! Geh hin und sattle die alte Stute, die dieses Frühjahr ein Füllen geworfen. Auch du wirst ausziehen, doch du wirst, Gott seis gedankt, heil wieder heimkehren. Ehe du ausziehst, melde dich bei mir, ich werde dir Weisungen erteilen und dich segnen.“

Der Sohn wurde zum Anführer der Abteilung, die ins Land der Finsternis auszog. Ehe er auszog, fragte er seinen Vater um Rat und sprach: „Die Zeit zum Ausmarsch ist herangerückt, was fang ich nun an?“ Antwortete ihm der Vater: „Mein Söhnchen: „Wann du ans Tor zum Lande der Finsternis anlangst, wirf das Füllen nieder, schlachte das Füllen, führ die Stute hinzu und laß sie gut zum Füllen riechen. Dann faß die Stute wohl beim Kopf an und zieh getrost in Gottes Namen ein ins Land der Finsternis. Dort sieht man noch den Weg ins Land der Finsternis, doch sobald ihr an einen gewissen Ort angelangt seid, werden euch geflügelte, rote Ameisen überfallen. Wann dies geschieht, da

greife jeder in seinen Reisesack, hole eine Hand voll Stroh heraus, zünde das Stroh an und schwinge das Stroh um sich herum. Die Ameisen werden verbrennen, ihr eueren Weg ruhig fortsetzen. Wann ihr ans Edelgestein kommt, da halt du fest deine Stute, inzwischen sollen deine Gefährten Edelstein brechen, so viel sie tragen können. Sobald ihr aufgeladen habt, häng du der Stute die Zügel um den Hals, halt dich rückwärts fest am Schweifriemen und ruf den Genossen zu: „Halt sich jeder an mir fest an, die Stute wird uns hinausführen.“ Geh denn mein Ernährer! Zieh mit Gott und kehr mir wieder glücklich heim.“

Fortzog die Abteilung um das Edelgestein, und sie taten Alles so, wie der alte Unsterbliche seinem Sohne angeraten. Kaum hatte er der Stute die Zügel um den Hals gehängt, stieß die Stute ein Gewieher aus und schlug augenblicklich den Weg ein, den sie gekommen war. Als sie am Ausgange angelangt waren, siehe da, liegt hier nicht auf dem Boden das Füllen abgeschlachtet. Sogleich erkannten sie daran, daß sie beim rechten Tore herausgekommen.

Sie überbrachten dem Kaiser Farao das Edelgestein. Sein erstes war: „Wer war Anführer und Haupt dieser Abteilung?“ Entgegnete die Mannschaft: „Der und der Mann. Er hat das und das getan: hat ein junges Füllen am Tore niedergeworfen und geschlachtet. Als wir uns im Land der Finsternis befanden, stürmten plötzlich auf uns geflügelte rote Ameisen ein, er aber rief: „Jeder soll aus seinem Reisesack eine Hand voll Gerstenstroh herausziehen, das Stroh anzünden und mit dem Stroh um sich herum schwingen. Da werden sie von uns lassen.“ Wir tuns. Stoßen an das Edelgestein, brechen dasselbe, laden auf und dann führt uns seine Stute wieder ins Freie hinaus.“ Sprach Farao: „Das ist nicht aus seinem Kopfe, wohl ist einer vom alten

Geschlechte übrig geblieben, der hat ihm solche Weisung erteilt." Alsdann drohte er dem Manne: „Dich laß ich köpfen, so du mir nicht gestehst, wer dich unterrichtet hat." Sprach das Weib des Mannes: „Recht so, ganz recht geschieht ihm. Er verdient, daß man ihn köpft. Er hält seinen Vater insgeheim verborgen und füttert ihn noch heutigen Tags." — „Ists wahr, daß dein Vater noch lebt?" fragte Farao. Er: „Von Euch kam der Befehl, daß alle Unsterblichen getödtet werden sollen. Mein Vater sprach zu mir: „Schlag mich nicht todt, mein Sohn, sondern verbirg mich an dem und dem Orte, ich werde dir und deinem Kaiser noch von großen Nutzen sein." Ich beließ ihn am Leben. Wenn er darum seinen Kopf einbüßen muß — da habt Ihr meinen." Darauf erwiderte Farao: „Verflucht sei von derzeit jeglicher, der seinen Vater und Erzeuger ermordet. Vermag dieser auch nichts sonst, so vermag er doch mit seiner Zunge helfen."

Farao setzte den Bau der Burg fort. Inwendig brachte er die Demanten an, so daß man zu arbeiten sah. Es waren der Baumeister siebenundsiebenzig, ja das war die Zahl der Bauleiter. Die Burg steht da, alle Wolken überragt sie hoch. Ein ganzes Jahr lang dauerts bis man einen Balken bis hinauf auf die Spitze schafft. Den Engeln behagte dieses Tun gar nicht. Einer trat vor den Herrn hin mit der Klage: „Herr! o Herr! du mein Gott! Es naht Faraos Macht, man hört schon die Hammerschläge." Antwortete ihm der Herr: „Laß sie nur, laß sie." Als Farao noch höher gestiegen, nahte zum zweitenmal der Engel: „Herr, o Herr! Siehe Faraos Macht. Schon vernimmt man Reden und Hammerschläge." Sprach Gott der Herr: „Laß sie, ihre Reden sollen sich verwirren."

Siebenundsiebenzig Bauleiter waren es, jeder hub an eine andere Sprache zu sprechen. Bis dahin gabs auf der

Welt nur eine Sprache, damals aber hörte man im selben Augenblicke siebenundsiebenzig Sprachen reden. Ich sage: „Reich mir einen Stein," — er reicht mir einen Hammer; sage ich: „Reich mir Mörtel," — reicht er mir einen Baustein. Keiner mehr versteht den anderen, jeder spricht seine eigene Zunge. Da stockte es mit dem Bauen, weiter bauen gehts nicht mehr. Gott ließ es geschehen, drei Blitze fuhren in die Burg mit Donnergetöse nieder, die ganze Burg stürzte zusammen zu einem mächtigen Haufen. Gott zermalmte die Macht Faraos.

Als Farao sah, daß sich weiter nichts machen läßt, gab er die ganze Arbeit vollends auf und verlegte sich auf anderweitige Unternehmungen. Gott aber ließ wieder regnen, doch regnete es nur auf das Land jener, die an ihn glaubten.

Von der Burg ist nur mehr ein kleiner Rumpf noch da, doch ist er noch immer so groß, daß man sieben Tagereisen weit in seinem Schatten reisen kann. Noch heutigen Tags nisten hier Straußvögel und großmächtige Drachen. Nur allda kann man Demanten finden, doch hält es schwer dahin zu gelangen. Wer auch nur ein winzig Stückchen erhaschen will, der nähe eine Ochsenhaut zusammen und fülle sie mit Bausteinen. Ein Strauß fliegt herab, packt die Haut sammt den Bausteinen darinnen, trägt sie hinauf in sein Nest zu seiner Brut und reißt die Haut auf. Sobald er merkt, daß bloß Bausteine darin sind, wirft er die Haut aus dem Nest hinaus. Die Haut kollert die Burg Andomando hinab, und trifft es sich, daß sie gerade über einen Demantstein fährt, so mag sie zuweilen ein Stücklein von ihm abbröckeln. Man kann das Stückchen leicht auf dem Boden finden, denn es leuchtet hell.





88.

Der Findling.

Es lebte einst in einem Walde ein Menschenpaar, Mann und Weib. Hier wirtschafteten sie, und das Weib kam in Hoffnung. Da geschah es einmal, daß zu diesen Leuten ein Fleischhauer kam und sie fragte, ob er bei ihnen ein Nachtlager bekommen könne. Sie antworteten ihm: „Warum denn nicht? Sie können in der hinteren Stube schlafen.“ In der Nacht gebar dieses Weib ein Kind, und in die hintere Stube, wo der Fleischhauer lag, kamen drei weiß gekleidete Frauenzimmer, jede von ihnen hielt in der Hand eine Kerze, das aber waren die Sojenice. Die erste sprach: „Nun was soll aus diesem Kinde werden? Es werde Soldat.“ Die zweite sprach: „Nein Schwesterchen, er soll auf den Galgen kommen.“ Die dritte sagte: „Mir behagt auch das nicht, sondern das Weib des Fleischhauers, der da liegt, hat gerade ein Mädchen, mit dem soll sich dieser arme Bursche vermählen, denn sie ist reich.“ Dann sprachen alle drei zusammen: „Nun so soll es denn so auch geschehen, Schwesterchen!“ Sie zogen ab; der Fleischhauer

aber, der den Ausspruch gehört hatte, gieng in die Vorderstube, nahm das Kind, steckte es in seinen Schnappsack, und entfernte sich. So gieng er und gieng immer weiter und weiter und gelangte in einen großen Wald, wo er das Kind auf einen Baum aufpfählte, aber zum Glück fuhr das Holz zwischen den Windeln hindurch. Er entfernte sich. Früh Morgens kam des Grafen Jäger in den Wald und die Hunde schlugen an. Da dachte er: „Was ist denn das?" Er näherte sich, entlud das Gewehr, traf aber nicht, da trat er noch näher heran und erblickte das Kind. Er nahm es herab und überbrachte es dem Grafen; der Graf gab ihm den Namen Findling (Najdenik), seinen eigenen Sohn aber, benannte er Karl. Die Knaben giengen zusammen sechs Jahre in die Schule, und der Findling überflügelte stets den Grafensohn. Nachher übergab einmal der Graf seine ganze Herrschaft dem Findling, während sein Sohn in eine andere Grafschaft hineinheiratete. Da kam jener Fleischhauer zu ihm, erkannte den Findling, und sagte, er wolle ihm Ochsen abkaufen, die Hälfte wolle er gleich erlegen, die andere Hälfte später, und gab ihm einen Brief und bemerkte, er möge den Brief nur seinem Weibe abgeben, wann er auf die Jagd auszieht. Jener zog auf die Jagd und gab den Brief der Mutter, die Mutter zeigte ihn der Tochter, diese dem Findling; in dem Briefe aber stand, sie sollen den Findling tödten und ihn im Keller unter einem Faß verbergen. Da zeigten sie ihm einen anderen Weg, damit ihm der Fleischhauer nicht begegne. So kehrt er nach Haus zurück, erzählte die Sache dem Grafen, der Graf ließ den Fleischhauer gleich festnehmen und verurteilen. Darauf heiratete er (der Findling) dessen Tochter, veranstaltete eine große Mahlzeit, und auch ich habe dabei gegessen und getrunken und die Zunge ist mir noch immer davon feucht.



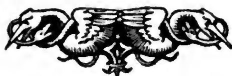


89.

Der Stier.

Es war einmal ein Greis, der besaß nichts als nur einen einzigen Stier, den Stier liebte er aber über alles in der Welt. Eines Tages wurde der Stier so wild, daß er den alten Mann zu sich nicht einmal in die Nähe mehr kommen ließ. Der Alte erriet, was dem Stier fehle, und darum gieng er zu einem Weibe und hielt für seinen Stier um die Hand ihrer Tochter an. Antwortete ihm das Weib: „Mein lieber alter Mann, ich geb dir ohne weiteres meine Tochter; denn dein Stier ist ja auch nicht Gott weiß was; auch ihn hat der liebe Gott erschaffen, sowie die übrigen Geschöpfe.“ Als der Alte das Mädchen dem Stiere zugeführt, fieng der Stier an zu brüllen, das Mädchen schrie ihn aber an: „Schweig, sollst krepiren!“ Kaum hat sie das gesagt, fiel sie todt zu Boden nieder. Der Alte führte nun ein anderes Mädchen als Braut heim, doch auch ihr geschah dasselbe, ganz wie ihrer Vorgängerin. Als aber der Greis ein drittes Mädchen heimgeführt, fieng der Stier wieder mächtig an zu brüllen, doch das Mädchen mochte ihn deshalb nicht schimpfen, sondern

streichelte ihn sanft mit der Hand und sprach: „Mein liebes Öchslein!" Sie hatte noch nicht recht diese Worte ausgesprochen, als da urplötzlich der Stier sich in einen Burschen, hellglänzend, wie die helle Sonne, verwandelte. Er nahm da sein Liebchen bei der Hand, traute sie sich an und zeugte mit ihr eine stattliche Nachkommenschaft.





90.

Die zwei Faulenzer.

Es waren einmal zwei Faulenzer, die legten sich unter einen Birnbaum, auf dem sie noch eine einzige Birne hängen sahen. Einen ganzen Monat lang handelten sie miteinander, wer von ihnen auf den Baum hinaufklettern und die Birne herabholen soll. Mit schwerer Müh und Not ließ sich endlich der Jüngere dazu überreden. Er stieg nun sehr langsam und bedächtig auf den Birnbaum hinauf, um die Birne abzulesen, als da plötzlich die schon überreife Birne herabfiel und gerade vor den Älteren unter den Baum hinkollerte. Rief der Jüngere vom Baume herab: „O Bruder, ich muß dich glücklich und überglücklich preisen! Müh und Plag ist mir jetzt verloren!“ Darauf der Ältere aufseufzend: „Ach Bruder, was beneidest du mich so sehr, nun muß ich ja die Birne auch noch kauen.“

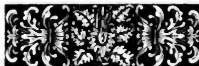


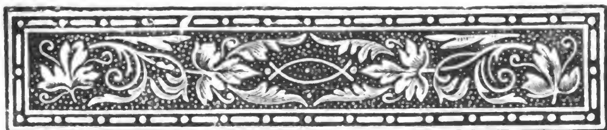


91.

Die Ackersleute und der Fisch.

Einst beackerten zwei Bauern mit vier Ochsen ihr Feld, das am Meeresufer lag. Da schwamm urplötzlich ein Fisch herbei und verschlang die vier Ochsen, den Pflug und die Ackersleute. Nun zerspeidelte der eine von den zwei Bauern den Pflug zu kleinen Spähnen und fachte damit im Fischleibe ein Feuer an. Das war aber dem Fisch gar nicht recht und deshalb spie er die ganze Bescheerung wieder aus. Nun kehrten die zwei Männer nach Haus zurück; denn sie waren bis auf die Haut durchnäßt. Der Fisch aber verendete kläglich im Wasser. Weiter gehts nicht.





92.

Das alte Weib und die Weißbuche.

Einst, so erzählen die Leute, pflegten einem die Bäume von selbst aus dem Walde ins Haus zu kommen. Einst also, wer weiß wann das gewesen, mußten die Leute nicht mit Wagen und Axt in den Wald, Bäume fällen, sägen, spalten und mit schwerer Plag heimführen. Wenn jemand Holz brauchte, gieng er einfach in den Wald, suchte sich eine Esche, Buche, Birke, eine Zerreiche aus, sagte bloß: „Hörst du Esche, du Weißbuche, komm mit mir zu meinem Hause, ich brauch dich!“ und der Baum folgte ihm auf der Stelle.

Damals traf es sich, daß einmal auch ein altes Weib eines Tages in den Wald gieng, um eine schöne Weißbuche als Brennholz heimzuführen. Das Weib kam in den Wald, fand eine schöne Weißbuche und sprach zu ihr: „Hör mal, komm mit mir zu meinem Hause.“ Das alte Weib gieng voraus, die Weißbuche folgte hinterdrein. Nachdem sie so eine Weile gegangen, schaute sich das alte Weib um und sah, wie prächtig die Weißbuche einhergehe, die Äste wiegten sich bis zum Boden hinab. Da dachte sich das alte Weib:

„Bin ich aber dumm, was geh ich nur zu Fuß und wetz mir meine Füß ab, die Weißbuche kann mich ja ganz gut bis nach Haus tragen!“

Das alte Weib bleibt also stehen und sagt zur Weißbuche: „Halt, Weißbuche! Du bist groß und stark, ich alt und schwach, trag mich bis zu meinem Hause! Ich zeig dir schon den Weg.“ Der Baum ist gehorsam und erwidert: „Ohne weiters, Mütterchen, halt dich nur fest an an meine Zweige.“ Das Weib kroch nun, so alt es auch sein mochte, an dem herabhängenden Aste hinan auf die Weißbuche, setzte sich zwischen das Geäst und sagte: „Nun vorwärts, Weißbuche! dorthin rechts längs dem Zaune!“ Die Weißbuche, immer hübsch folgsam, setzte sich wieder in Bewegung und schritt zu einem Hagebuttenstrauch. Eben als ihre Äste über dem Strauche hinzogen; rief Etwas über der Weißbuche mit Donnerstimme aus: „Halt Weißbuche! Keinen Schritt weiter! Nun und nimmermehr werdet ihr Bäume den Menschen folgen, sondern die Menschen werden euch mit schwerer Müh und Not fällen und heimschleppen müssen!“ -

Beim Ruf dieser Donnerstimme erschrak das alte Weib auf der Weißbuche, fiel hinab und kollerte zu ihrem Unglück gerade auf den Hagebuttenstrauch, zerschlug und zerschund sich an den Dornen zum unglücklichen Tage, und leste dann weinend im Walde ein Bündel trockener Reiser auf. Mit diesen kehrte sie nun heim.

So gehts, wenn der Mensch ein Brod, das besser als Fladen anstrebt. „Magst das Gute?“ — „Nein!“ — „Magst das Böse?“ — „Mit beiden Armen!“ Nun blas Trübsal!





93.

Ein böses Weib ist ärger als der Teufel.

Es war einmal ein Mann, der hatte ein böses, böses Weib, die hat eine Zunge gehabt, länger als ein Kuhschwanz ist. Mit der ließ sich weder leben noch sterben. Lange Zeit grübelte der Mann nach, wie er auf gute Art das Übel los werden, und sein Weib aus der Welt schaffen könnte, ohne daß ihre Sippe oder das Gericht etwas davon erfahren tät. Eines Tages jagte ihn sein Weib aus dem Haus, damit er die Schafe weide, und befahl ihm, daß er Abends, wann er heimkehrt ein Bund Holz aus jenem Gebirg mitbringe, das bisher noch von keinem vierfüßigen, geschweige denn von einem zweifüßigen Wesen je betreten worden. Wenn er das nicht tue, so wird sie ihn drei Tage lang bei bloßem Wasser an der Kette halten, an welcher sonst der Haushund angebunden ist. Dieser unglückselige Mensch mußte gehorchen. Als er die Schafe ins Gebirg getrieben, wohin es ihm sein Weib befohlen, ließ er die Schafe weiden, nahm sein Häckchen und schlüpfte auf allen Vieren in ein dichtes Gebüsch, damit er dort Holz fälle.

Er geriet an ein Loch. Er guckte hinab. Das Loch scheint grundlos. Nur grauenhafte Finsternis starrt ihm daraus entgegen. Er hackt um das Loch herum einiges Holz ab, bringt es Abends heim und verschwört sich bei Allem vor seinem Weibe, daß er von dem Orte das Holz her hat, von wo sie ihms geheißen. Wer ihm kein Wort glaubt, ist sein Weib. Früh am nächsten Morgen geht sie mit ihm an jenen Ort, damit sie sich selbst überzeuge. Wie sie hin kommen, beugt sie sich über das Loch und schaut hinab, auf einmal aber packt sie ihr Mann von rückwärts bei den Füßen, hebt sie auf, schleudert das Weib ins Loch hinab und läuft nach Haus, ganz vergnügt, daß er so leichten Kaufs das Übel los geworden.

Als es Abend geworden, ist Niemand da, der ein Nachtessen bereiten soll. Waren vier Kinder im Haus. Fangen die an zu plärren und rufen nach der Mutter. Gleich hats ihn gereut, was er getan und er sagte zu sich selbst: „Schlimm stehts auch ohne die angetraute Gefährtin. Wahr sagen die Leute: „Auch ein böses Weib ist ein gutes Weib.“ Klaubte alle Stricke im Dorfe zusammen und gieng zu jenem Loche hin, damit er sein Weib herausziehe. Schrie er von oben: „He, mein Weib! bind dir den Strick um den Leib, damit ich dich hinaufziehe!“ Kaum hat er das gesagt, fängt etwas im Loche an an dem Seil zu zerren. Er zieht und zieht. Ja, was erschaut er da! Zieht er da nicht sein Weib, sondern einen uralten Teufel heraus! Die Hälfte des Kopfes ist bei ihm weißgrau wie Schafwolle, die andere schwarz, wie schon ein Teufel schwarz zu sein pflegt. Ruft der Mann aus: „Wer bist du? Bist du mein Weib oder was? Red, sonst schmeiß ich dich wieder ins Loch hinab!“ Umfaßt der Teufel mit beiden Armen sein Knie und fleht: „Tus nicht, o Held, bei der höchsten

Höh und bei der tiefsten Tief beschwör ich dich! Hast du mich nur einmal von deinem Weib erlöst, so will ich dich glücklich machen und will dir schenken, was immer dein Herz begehrt. Schau mich nur an, mein Liebster! Seit gestern, daß dein Weib zu mir gekommen, bin ich am halben Kopf ergraut durch die Qual, die ich von ihr auszustehen gehabt. Hättst du mich nicht noch zur rechten Zeit herausgezogen, ich hätt den Mittag nimmer lebendig erlebt. Verlang von mir, was du willst!" Als der Mann dies hörte, sagte er zum Teufel: „Ich will nichts anders, als mein Weib lebendig aus diesem Loch befreien, du sollst mir aber ein Mittel angeben, wie sie vor mir Achtung haben und Alles tun wird, was ich mag." — „Gut," antwortete der Teufel, „da hast du dieses kleine Rütchen; was du mit diesem Rütchen berührst, das muß sich verwandeln, in was immer du sagst."

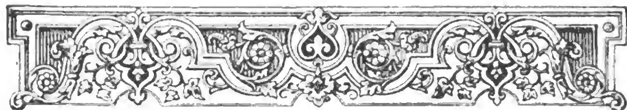
Nachdem ihm der Teufel das Rütchen gegeben, löste der Mann den Teufel vom Strick los, ließ dann den Strick wieder in das Loch hinab und rief sein Weib beim Namen an. Als sie den Strick erwischte, band sie ihn sich um den Gürtel und der Mann fieng an sie hinaufzuziehen. Jetzt nahm sein Leiden einen neuen Anfang, als sein Weib draußen war. Gleich krallte sie ihm ihre Nägel in den Adamsapfel ein und wollte ihn erwürgen. Er aber versetzte ihr mit dem Rütchen einen Schlag über die Hände und sprach: „Deine Hände sollen sich in Füße verwandeln!" Kaum hat sie statt der Hände Füße, drischt sie auf ihn mit den Füßen los. Er: „Sollst dich verwandeln in eine Hündin ärger als du bist!" Sie verwandelt sich in eine Hündin und stürmt auf ihn wie eine Löwin ein. Er gibt ihr wieder einen Schlag und sagte: „Sollst dich in eine Kuh verwandeln?" Kaum verwandelte sie sich in eine Kuh, fuhr sie gegen ihn los, um ihn mit den Hörnern zu durchstechen.

Warf ihn mit den Hörnern in die Höh, doch glücklicherweis fiel er auf ihren Rücken. Er gab ihr einen neuen Schlag und sagte: „Sollst dich in ein Pferd verwandeln und mich nach Haus tragen!“ Augenblicklich verwandelte sie sich in ein Pferd, zog aber nicht heimwärts, sondern ins Gebirg aufs Gestein. Der Mann gerät ganz außer sich und weiß schon nimmer was anfangen und sagt in seiner Verzweiflung: „Sollst dich verwandeln in einen Bock ohne Hörner!“ Augenblicklich ward sie ein Bock und wußte nicht mehr, wie sie ihm trotzen soll, aber auch er wußte nicht, wie er sie an den Strick binden möchte, damit er sie nach Hause führe. Da versetzte er ihr einen Schlag auf den Kopf und sprach: „Sprießt an selbiger Stell Hörner hervor, doch nicht gespitzt, sondern hübsch gut gewunden und rund!“ Sogleich sproßen nach seinem Wunsche Hörner hervor. Er band den Strick an den Hörnern an, doch sie wollte um keinen Preis vor ihm gehen, sondern gieng hinterdrein und sprang ihm jede Weil auf den Rücken und stieß ihn in die Schulter, wie wenn zwei Böcke mit den Köpfen an einander fahren. Der Mann befand sich schon in tausend Ängsten, weil er nimmer ein noch aus wußte, bis ihm etwas einfiel. Versetzte ihr einen Streich mit dem Rütchen und sprach: „Sollst dich verwandeln in einen Hahn und sollst mir bis heim krähen, wie nur ein Hahn krähen kann.“ Ward sie ein Hahn, doch krähte sie nicht wie gewöhnlich ein Hahn kräht, sondern fieng an zu rufen: „Mein — Eh—ge—mahl — ein — Ha—der—lump!“ Der Mann litt das, weil er sie unterm Arm trug und allein nach Hause gieng. Da begegneten ihm des Weges Fuhrleute, die fuhren auf den Markt. Er fürchtete nun, sie könnten den Gesang hören und gab drum dem Hahn einen neuen Schlag und sagte: „Sollst dich augenblicklich in eine Henne verwandeln!“ Kaum

hat sie sich in eine Henne verwandelt, legte sie ihm in die Hand ein Ei ohne Schale und fieng an zu Kokodaken: „Ko—ko—ko—ko! Welches Weib hat wie ich einen Hexenmeister zum Mann?“ Er hielt ihr den Schnabel zu, bis die Fuhrleut vorüber waren, dann später riß er ihr ihn auf, gab ihr einen Strich über die Zunge und sagte: „Will, daß du keine Zunge hast und sollst mir jeden Augenblick ein Ei legen.“

Inzwischen kamen sie schon daheim an. Er setzte sich nieder, ruhte aus und sagte zu ihr: „Ich will dich wieder in ein Weib zurück verwandeln, sag mir aber zuvor, wirst du mir auch folgen und gehorsam sein?“ Weil sie keine Zunge mehr hatte, konnte sie auch nicht antworten. Sie kehrte ihm aber das Bürzel zu und fieng an lauter flüssige Eier ohne Schalen zu legen. Der Mann war schon außer Rand und Band. Auslassen darf er sie nicht, sonst fliegt sie ihm davon. Was tun? Schließlich verwandelte er sie doch wieder in das, was sie einst gewesen. Jetzt fieng sie aber erst recht an zu kreischen und quiecken und rief ihren Kindern zu: „Wo seid ihr Kinder? Helft euerer elenden Mutter, damit wir ihm das Rütchen wegnehmen. Seit in der Früh hat er noch nicht aufgehört, mich damit zu schlagen. Ich sterb!“ Wie die Kinder dies Geschrei hörten, halfen sie ihr insgesammt, sprangen auf den Vater los und entrissen ihm das Rütchen. Kaum ergrappste sie das Rütchen, gab sie ihrem Manne damit einen Hieb über den Kopf und sprach: „Sollst dich verwandeln in einen Esel!“ Im selben Augenblick verwandelte er sich in einen Esel. Sie drauf zu ihm: „Gott soll geben, daß sich jeder Mann in einen Esel verwandle, der nicht im Stand ist seinem Weib zu befehlen, daß sie das tu, was er will, und nicht, was sie will!“





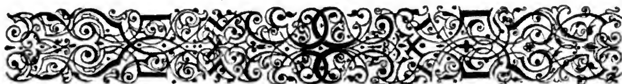
94.

Vom Schneider, der den Tod ins Haus gebracht.

Es war einmal ein Schneider, der gieng in ein Haus nähen, wies schon auf Dörfern Brauch ist, daß die Schneider in die Häuser nähen gehen. Als er an einen Überſteig gelangte, erblickte er den Tod, und der Tod sagte zu ihm, er möge ihn in jenes Haus tragen, wohin er nähen geht und soll ihn dort in einen Winkel legen und soll ja nicht zuerst dem Hausherrn Maß nehmen: „Denn ich werde ihn umbringen, und nachdem ich ihn umgebracht habe, trägst du mich wieder zurück, wo du mich gefunden hast.“ Als der Schneider in das Haus kam, legte er den Tod in einen Winkel. Die Anderen sahen den Tod nicht, nur er allein. Fragte der Schneider: „Na, wer will sich zuerst Maß nehmen lassen?“ Antwortete der Hausherr: „Wohl. Sie können bei mir zuerst anfangen.“ Doch der Schneider sagte: „Für Sie hat es nicht die größte Not, möcht zuerst für die Anderen etwas zusammennähen, dann bleibt der schönere Stoff für Sie übrig.“ Gerade, wie der

Schneider anfieng zu nähen, schrie der Hausherr auf: „Jesus, Maria! Hab einen schrecklichen Stich bekommen!“ Beim dritten Stich war er schon todt. Nachdem der Schneider gesehen, wie der Tod dem Hausherrn drei Stiche versetzt hat, trug er den Tod wieder auf den alten Platz hin.



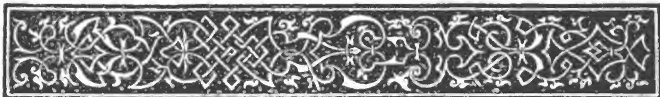


95.

Das Fünklein.

Es war einmal ein reicher Bauer, der besaß recht viele Grundstücke, ackerte aber trotzdem alljährlich seinem Anrainer ein Stück Feld weg. Nach seinem Tode mußte er jedesmal um den Neumond die gestohlene Erde auf das Feld seines Anrainers zurücktragen, bis es endlich seinen Söhnen auffiel, die sich da erinnerten, daß ihnen der Vater jedesmal, wenn er vom Ackern nach Haus kam, zu erzählen pflegte, er habe ein Stück vom Felde des Nachbars sich angeeignet. Nun gaben sie dem Nachbar sein Stück Feld zurück und der Spuck hörte auf. So oft ihr Vater das gestohlene Erdreich zurücktrug, zeigte sich ein Fünklein, das fortwährend von seinem auf des Anrainers Feld hin und her wandelte. Das geschah jedesmal um den Neumond zwischen zwölf und ein Uhr Nachts.





96.

Der Freier ohne Herz.

Es war einmal ein Mann und ein Weib. Nach einiger Zeit starb der Mann. Sein Weib blieb nach ihm schwanger. Sie war aber eine Hexe. Und sie brachte ein allerliebstes Töchterlein zur Welt, doch auch die Tochter war eine Hexe. Als das Mädchen herangewachsen war, kamen aus aller Herren Länder Burschen zu ihr auf die Freite. Doch sie wandte ihre Gunst oder tat wenigstens so, nur einem Burschen zu, der aus demselben Orte, wie sie, war. Eines Abends kam der Bursche noch mit einem Freunde zu ihr auf Besuch. Nachdem sie schon lange Zeit dagesessen, schlief der Freier ein. Sein Freund lehnte sich an die Wand an und tat so, als ob auch er schliefe. Da fiengen das Mädchen und ihre Mutter, denn diese saß auch da, untereinander zu besprechen an, was sie dem Freier antun sollen. Schließlich sagte die Tochter: „Wir reißen ihm das Herz heraus, braten und verspeisen es.“ Gesagt getan. Sie nehmen dem Freier das Herz heraus, schieben es in den Ofen hinein und sagen: „Holen wir uns inzwischen, bis das Herz gebraten wird,

Brod und Wein, und dann haben wir ein schönes zweites Nachtmahl." Bevor sie hinausgiengen, sagte noch die Mutter zur Tochter: „Nun, wenn der sein Herz in drei Bissen wieder aufessen würde, das Herz wüchse ihm wieder nach." Der Freund, der nur so tat als schliefe er, hatte die ganze Unterredung mit angehört, und nahm, sobald die zwei Frauen hinausgegangen waren, das Herz aus dem Ofen und steckte es in die Tasche. Dann gieng er hinaus, nahm einen — ich bitt um Entschuldigung — D . . . . und legte ihn ins Feuer, damit sich der D . . . . statt des Herzens brate. Die zwei kommen zurück, nehmen das Ding vom Feuer und fangen zu essen an. „Mir will es aber stark scheinen," sagte die Mutter zur Tochter, „als äßen wir D . . . . ." „Scheint mir auch so; dieses Herz ist zu gar nichts nütz." Jetzt erwachten die zwei Burschen und giengen heim. Vor dem Hause sagte der Freier zu seinem Freunde: „Du hör mal, mir scheint es, als wär ich ohne Herz. Ich hör gar nichts, als ob etwas da drinnen pochen tät. Halt mich, ich fall um." Da nahm der Andere ein Stück vom Herzen des Freiers aus der Tasche, reichte ihms und sagte: „Geh," iß davon ein Bischen, vielleicht fühlst dich drauf etwas leichter." Der nimmts, ißts auf und antwortet: „Na, jetzt wird mir schon etwas leichter; ich hör schon ein wenig mein Herz klopfen." „Da nimm noch ein Stück, vielleicht fühlst du dich drauf noch etwas leichter." Der ißt auch das zweite Stück hinunter und meint: „Jetzt ists mir noch besser." Der Freund gibt ihm darauf das dritte und letzte Stück. Nachdem er es aufgegessen, sagte er: „Na, jetzt fühl ich, daß ich mein Herz ganz habe und daß es wieder wie früher regelmäßig schlägt." Nun erzählte ihm der Freund haarklein, was er belauscht, wie die zwei Weiber ihm das Herz herausgerissen, in den Ofen gesteckt und darauf gesagt

hätten, wenn er das Herz auf dreimal aufäße, es würde ihm wieder nachwachsen und so sein, wie es früher gewesen. Am drauf folgenden Tag begaben sie sich zum Gericht, und machten davon die Anzeige. Das Gericht lud die zwei Weiber vor und nahm sie ins Kreuzverhör; da leugneten sie zuerst Stein und Bein alles ab, nachher aber bekannten sie doch ihre Untat. Und das Gericht ließ beide aufknüpfen.



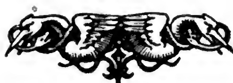


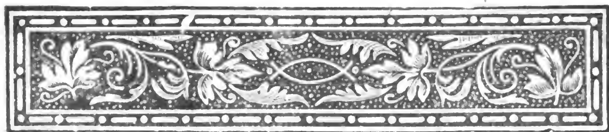
97.

Der heilige Til.

Der heilige Til war in seinen jüngeren Jahren ein mächtiger Zauberer. Er hatte mit dem Teufel einen Pact geschlossen, und dafür gab ihm der Böse die Macht, daß er sich verwandeln konnte, in was immer für eine Sache er nur wollte. Eines Tags gieng er mit dem Bösen auf der Fahrstraße und da begegnete ihnen ein geistlicher Herr, der gieng gerade mit dem heiligen Sacramente, damit er Jemand die letzte Öhlung erteile. Der hl. Til trat bei Seite und verwandelte sich augenblicklich in einen Eichenstrunk, der Teufel aber fieng an sich im Kote herumzuwälzen. Als der Priester schon vorüber war, trat der Böse ganz besudelt von Kot zu Til. Der fieng an zu lachen und sagte: „Bist nicht ein dummer Kerl, daß du dich im Kot herumwälzen magst? Warum hast dich nicht wie ich in einen Baumstrunk verwandelt?“ — Der Böse: „Du hast leicht zu reden, weil du nicht weißt, wer das ist. Vor Dem müssen sich alle Höllengewalten bis in die Erde verstecken.“

Mit der Zeit fühlte Til schweres Bangen um seine Seele, weil er schon in gar so viele Sünden hineingeritten war. Er fragte den Bösen, ob es denn gar keinen Ausweg gäbe, wie er seine Seele dem Verderben entreißen könnte. Antwortete ihm der Böse: „Die Buße ist nicht schwer, doch schwer sind die Leiden, die sie auferlegt. Geh in das Waldesdickicht, dort leg dich unter eine Haselstaude und lieg dort volle sieben Jahre ohne Speise und Trank. Nach Ablauf dieser sieben Jahre wird eine Hindin kommen, die wird dich mit ihrer Milch säugen, und du wirst sodann erlöst sein.“ Til verließ den Bösen und begab sich ins Walddickicht. Dort legte er sich unter eine Haselstaude und harrte der Erlösung. Nach Ablauf von sieben Jahren, nahte ihm eine Hirschkuh, ließ ihn säugen und Til war erlöst.





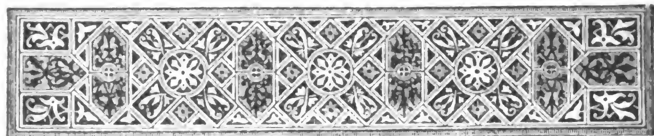
98.

Die Hand aus dem Grabe.

Es war einmal ein Mann und ein Weib, die hatten keine Kinder. Sie beteten immer zu Gott, er soll ihnen doch endlich einmal ein Kind schenken. Und Gott schenkte ihnen einen Sohn. Diesen Sohn nannten sie Mezimec. Als Mezimec vier Jahr alt war, starb sein Vater. Die Mutter war reich, hatte in den Ställen zwanzig Kühe und zwölf Pferde und alle Vorratskammern voll Getreide. Sie wollte nicht mehr heiraten, sondern alles nur für ihren Hausvorstand aufsparen. Sie hat ihn aber zu lieb gehabt, hat ihn nie geschlagen und darum ist Mezimec ein sehr schlimmer Bube geworden. Sei ruhig, Fritz, ich mein dich nicht. Mezimec war noch schlimmer als du. Wie er groß geworden, da hörte er nicht das Mindeste mehr auf die Reden seiner Mutter. Er wurde ein Trinker, ein Kartenspieler und Nachtschwärmer. Vor ihm hat kein Hund auf der Gasse Ruh gehabt. Bald war das ganze Vermögen in fremden Händen. Einmal kam Mezimec betrunken nach Haus und verlangte von seiner Mutter Geld. Sie hatte aber keinen

durchlöcherten Heller mehr und konnte ihm nichts geben. „Ich hab nichts mehr,“ sagte sie zu ihm, und er versetzte ihr drauf eine Ohrfeige. Da hat die Mutter bitterlich geweint und ihm geflucht. Bald darauf ist er gestorben und man hat ihn im Friedhof begraben. Am nächsten Tag gieng ein Bauer an dem Friedhof vorüber, ja, was hat er da gesehen! Aus dem Grabe ragte eine Hand heraus. Der Bauer lief schnell ins Dorf zurück und rief alle Dorfältesten zusammen. Die giengen mit Schaufeln auf den Friedhof und scharrten die Hand wiederum ein. Doch schon am nächsten Tage sah man wieder die Hand. Nun gieng der Priester hinaus, sprach einen Segen über die Hand und ließ sie vergraben. Am dritten Tage war trotzdem die Hand wieder draußen. Da gieng der Priester zu Mezimecs Mutter und sagte zu ihr: „Du hast ihm gewiß geflucht, daß die Erde seinen Leib auswirft.“ — „Freilich, weil er mich mit der Hand geohrfeigt hat.“ Dann giengen sie alle aus dem Dorfe mit der alten Mutter auf den Friedhof hinaus. Die Mutter nahm ihren Fluch zurück und küßte die Hand. In demselben Augenblicke verschwand die Hand von selbst ins Grab. An derselben Stelle aber wuchs eine Haselstaude heraus. Das hat der liebe Gott so wollen, damit die Mütter ihre Kinder mit Haselstöcken schlagen sollen, wenn die Kinder nicht brav sind. — Mutter, ist das auch wahr?“ — „Wärs nicht wahr, so hätt ichs auch nicht von alten Leuten sagen gehört.“





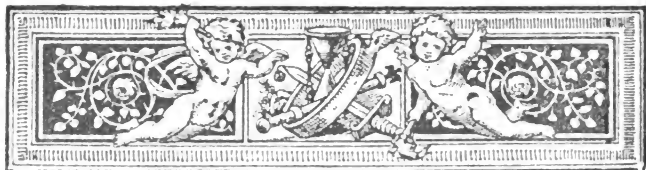
99.

Die Rose ein Wolf.

Es war einmal ein Graf, und sein Weib, die Gräfin gebar ihm einen Sohn, bei dessen Geburt die Sujenice erschienen, um ihm sein Schicksal zu bescheiden. Die erste sagte: „Er soll Officier werden." Die zweite: „Er soll das werden, was sein Vater ist." Die dritte aber sagte: „Ein Wolf soll ihn auffressen." Das alles hörte gerade ein Bettler an, und teilte es dem Grafen mit. Als der Knabe reifer wurde, gaben sie ihn in die Schule und ließen ihn allseitig ausbilden. Als die Ferien anbrachen, ersuchte er seinen Vater, er möge ihm erlauben in einer Karosse in den Wald zu fahren. Der Vater ließ es zu, und so fuhr er in den Wald, in dem lauter schöne wohlriechende Rosen wuchsen. Der Knabe fuhr mit dem Kutscher allein und bat ihn, er möge ihm eine Rose abpflücken. Der Kutscher willfahrte ihm, reichte ihm die Rose, schloß die Wagenthür zu und lenkte wieder um, um nach Hause zu fahren. Als sie heim-

kamen, eilten Vater und Mutter der Kutsche entgegen, um ihr Kind herauszuheben. Sie öffnen den Wagen, und es springt ein Wolf heraus; das war also die Rose, die dem Knaben im Walde so anmutig geschienen. Und so erfüllte sich der Spruch der Sujenice.





100.

Das Kind und der Torwart des Paradieses.

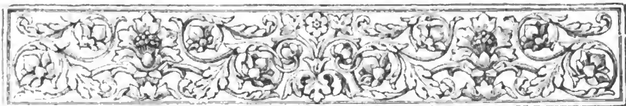
Es war einmal ein kleines Kind, Abends ward es geboren, Mitternachts getauft, Morgens früh starb es. Es kam vor die Tore des Paradieses und sprach zum Torwart des Paradieses: „Du, des Paradieses Torwart, öffne mir die Tore, damit ich mit dir zugleich im Paradiese weile.“ — Antwortete er ihm: „Geh, geh mit Gott, du kleines Kind. Du hast der Mutter Schmerzen um dich, noch nicht verdient; geh in jenes schwarze Gebirg, wo das Bäumchen Knirschebäumchen steht, in diesem verweile dreiunddreißig Jahre, dreiunddreißig Tage, dreiunddreißig Stunden und dreiunddreißig Minuten. — Gleich gieng das kleine Kind in jenes Gebirge. Kamen daher zwei Brüder, Räuber, und wollten fällen den Baum Knirschebaum. Sprach es aus demselben heraus: „O meine zwei Brüder, Räuber! Fällt mir nicht das Bäumlein Knirschebäumlein, denn ich bin zur Buße hieher versetzt auf dreiunddreißig Jahre, dreiunddreißig Tage,

dreiunddreißig Stunden und dreiunddreißig Minuten.“ Fragten sie: „Wie so wärst du unser Bruder?“ Da erzählte es, wie es Abends ward geboren, Mitternachts getauft und wie es Morgens früh gestorben. Da wurden sie sehr traurig im Herzen, denn wenn schon das Kind so furchtbar leiden muß, was mußten sie sich vorstellen, daß ihrer warte, weil sie so große Räuber waren. Nun zogen sie in die Wüste und taten Buße bis sie der Tod erlöste.

Als das kleine Kind seine Bußezeit bestanden, begab es sich wieder vor die Tore des Paradieses und sprach zum Torwarte des Paradieses: „Öffne mir die Tore, damit ich mit dir im Paradiese weilen kann.“ — „Geh, geh mit Gott, du kleines Kind, noch hast du deiner Mutter Schmerzen nicht abgebüßt. Geh hin drum in jenes schwarze Gebirg, an jenen großen Brunnen und hol einen Krug Wasser, damit du die Tore des Paradieses abwäschst.“ Gieng das kleine Kind, brachte einen Krug Wasser, wusch die Tore des Paradieses ab und sprach zum Torwart des Paradieses: „O du Torwart des Paradieses, öffne mir die Thüre, damit ich mit dir im Paradiese weile.“ — „Geh, geh mit Gott, kleines Kind, noch hast du der Mutter Schmerzen nicht abgebüßt. Geh in jenes ebne Feld, sammle ein wenig Röslein und bring sie her vor die Tore des Paradieses.“ Geht das kleine Kind, sammelt Röslein, birgt die Röslein im Busen, aus dem Busen fallen die Röslein heraus. Spricht das Kind: „O Jammer, meine liebe Mutter, die du mich ins Grab getan, hast mich nicht bekreuzigt mit dem Kreuze, hast mich mit dem Gürtel nicht umgürtet, als du mich ins Grab getan!“ Das Kindlein sammelte einige Röslein, soviel als nur sein Schößlein und die beiden Ärmlein fassen mochten, trug sie hin vor die Tore des Paradieses und sprach:

„O du Torwart des Paradieses! Öffne mir nun die Tore, damit ich mit dir im Paradiese weilen mag!“ Nun endlich öffnete er ihm, und das Kindlein zog ein in den ewigen Frieden, in das hellleuchtende Paradies, wies ihm Gott beschieden. Amen.





101.

Was Gott tut, ist wohlgetan.

An jenen Zeiten, als noch die Heiligen zuweilen die Welt besuchten, machten sich einstmals auch der liebe Gott, Christus, der heilige Petrus und der heilige Paulus in Gemeinschaft auf den Weg und kamen auf ihrer Wander zu einem armen alten Manne. Dieser Mann besaß nichts als einen kleinen Weinberg in dem ein Hüttchen stand. Die Heiligen baten den Mann, er möge ihnen Trauben geben, sie wollten gerne welche essen. Der Mann griff sogleich nach dem Handkörbchen und gieng in eine Verzäunung seines Weinberges, wo die besten Trauben wuchsen und fieng an, welche abzulösen. Da rief ihm der liebe Gott aus der Hütte zu: „Von dort mag ich keine. Les mir lieber aus dem anderen Weingarten Trauben ab.“ Der Mann gab ihm zur Antwort: „Nur was recht und billig ist. Das tät ich nicht, so wahr ich lebe!“ Wieder sprach der Herr: „Geh du nur auf meine Verantwortung. Schau, es ist ja Niemand dort. Wer wird dich denn sehen?“ — „Sieht es kein Mensch, so doch Gott. Das tu ich nicht, so lieb mir

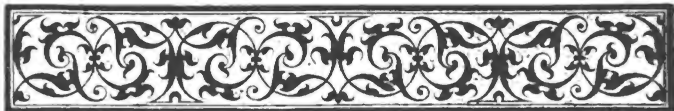
mein Kopf ist. Gebt euch doch mit dem Meinigen zufrieden.“ Da schwiegen die Heiligen, setzten sich, ruhten aus, aßen einige Trauben, erhoben sich dann und baten den Greis, er soll sie bis auf die Landstraße geleiten. Der Greis stand sogleich auf und machte sich bereit, um sie zu geleiten, wie er den Reisenden aber den Rücken kehrte, nahm Gott eine glimmende Kohle und steckte sie ins Schilf. Als der Greis die Wanderer auf den Weg gebracht, verabschiedeten sie sich von ihm und blickten hin auf die kleine Hütte im Weinberge, die stand aber jetzt ganz in Flammen. Der Greis lief da in Verzweiflung nach seinem Weinberg hin, und die Heiligen fragten Gott: „Was für Sünde hat sich denn, o Herr, dieser Arme schuldig gemacht, daß du ihm sogar diesen elenden Unterschlupf von einer Hütte in Asche legen mochtest? Sieh doch, dieser arme Kerl ließ sich nicht einmal von dir zur Sünde verleiten.“ Antwortete ihnen Gott: „Eben darum steckte ich ihm die Hütte in Brand, weil er ein armer Kerl ist und doch ein rechtschaffenes Herz besitzt. Einst hausten in jener Hütte Bösewichte, die verscharrten unter der Hüttenschwelle unermeßliche Schätze. Jene Bösewichte sind längst umgekommen, um die Schätze weiß aber niemand auf der Welt außer mir. Dieser Arme diente brav während seiner ganzen Jugend einem Herrn und erwarb sich mit schwerer Müh und Not kaum diesen Flecken Erde. Er gab sich mit dem kleinen Besitz doch so sehr zufrieden, daß er nie den Platz, auf dem die Hütte stand, umgegraben hätte, jetzt aber muß ers tun, und findet so den Lohn, den er vor Gott verdient hat.“

Als die Heiligen dieß gehört, machten sie Halt, um zu sehen, was nun geschehen wird. Der Mann war indessen in seinen Weingarten zurückgekehrt, sah seine Hütte niedergebrannt, seufzte tief auf und sprach: „Gott sei Lob und

Dank auch für diese Bescheerung! Was Gott tut ist wohlgetan.“ Dann nahm er die Schaufel in die Hand und schaufelte die Asche auseinander. Kaum schlägt er mit der Schaufel auf die Erde, siehe da! schlägt er da nicht auf einen großen Topf, hebt ihn aus und findet darin einen unermeßlichen Schatz. Als er den Schatz erblickte, lachte ihm das Herz im Leib vor Freude, und wieder sprach er wie vorher: „Gott sei Lob und Dank für diese Bescheerung! Was Gott tut ist wolgetan!“

Weil er nun so reich war, ließ er am selben Orte große Wirtschaftsgebäude aufführen und wurde bald das Oberhaupt derjenigen, denen er selbst in seiner Jugend treu und brav gedient Des waren die Heiligen recht froh und wanderten vergnügt ihres Weges weiter.





102.

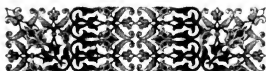
Keiner entgeht seiner Bestimmung.

Ein alter Mann hatte einen einzigen Sohn, diesen Sohn liebte er mehr, als die Augen im Kopfe. Einmal sagte der Alte: „O du lieber Gott! könnt ich doch erfahren, was für einen Todes mein einziger Sohn sterben wird. Nur dies eine möcht ich gern wissen. Einen anderen Wunsch hätt ich auf dieser Welt gar nicht mehr.“ Während er so noch daherredete, kommt dir plötzlich ein unbekannter Mann zu ihm — das war aber Niemand Anderer als der heilige Petrus selbst. Die Zwei fangen nun ein Gespräch an, reden von diesem und jenem, bis auf einmal der heilige Petrus zu dem Alten sagte: „Hab gehört, Alter, daß du diesen deinen Sohn“ — er zeigte mit dem Finger auf ihn, — „besonders gern hast und auf dieser Welt keinen anderen Wunsch hegst, als den einen, zu erfahren, was für Todes wohl dein Sohn sterben wird?“ — „Ja freilich. Du hast recht gehört.“ Drauf der heilige Petrus: „Na merk also auf, guter Alter, wenn du schon gar so neugierig bist:

deinen Sohn wird eine Schlange beißen, dann wird er das Genick brechen und darauf im Wasser ertrinken. Merk dirs, Väterchen.“ Antwortete der Alte: „Ei, Gott seis gedankt, muß er mir keines anderen Todes sterben, damit stehts wohl sehr leicht. Ich sperre einfach meinen Sohn ins Haus ein und erlaub ihm niemals einen Schritt vom Haus fortzugehen. Also kann mein Sohn recht viele, viele Jahre leben. Ich werd es ihm an gar nichts fehlen lassen.“ Entgegnete der heilige Petrus: „Du magst deinen Sohn behüten und bewachen, so gut du kannst, ich sag dir nur, daß dein Sohn an dem und dem Tage sterben wird.“ Sprachs und war auch schon im selben Augenblicke aus dem Hause verschwunden.

Alsdann sperrte der Alte seinen einzigen Sohn sogleich ein und hielt sein Wort. Er ließ es seinem Sohn nicht am Geringsten fehlen. So verstrich lange, lange Zeit. Da geschah es eines Tages, ich weiß nicht wie, daß der Sohn unbemerkt sich aus dem Hause schlich und in den Garten hinterm Hause sich begab. (Der Alte war inzwischen im Hause drinnen.) In dem Garten aber befand sich ein großer Erdhügel. Hart an diesem Hügel floß ein großes und tiefes Wasser. Der Bursche ergieng sich eine Weile im Garten, als er plötzlich den Erdhügel und auf dem Erdhügel ein gewundenes Nest gewahrte. Sprach er zu sich selbst: „Der Teufel auch,“ sagte er, „wenn das keine junge Vogelbrut ist. Muß doch hinaufklettern, will sie herabholen, damit ich doch etwas habe, womit ich mir die Zeit vertreiben kann.“ Wie er sichs in seiner Dummheit ausdenkt, so tut ers auch. Er klettert auf den Hügel hinauf, ist schon oben, greift mit der Hand ins Nest hinein, o weh! beißt ihn eine Schlange — ein Schlangennest wars — in die Hand; er gar erschrocken, fährt zurück,

verliert das Gleichgewicht, kollert den Hügel hinab, bricht sich auf dem Weg das Genick, purzelt halbtodt in den Fluß hinein und ertrinkt jämmerlich. Also erfüllte sich Alles haarklein, wies der heilige Petrus dem Alten vorausgesagt hat. Es entgeht ja keiner seiner Bestimmung.





103.

Die Geistermette.

Es war einmal eine Kirche, darin war es nicht geheuer. Der Kirchendiener bemerkte einmal, daß um Mitternacht in der Kirche die Lichter brennen und Messe gelesen werde. Er benachrichtigte davon den Pfarrer. Der dachte gleich daran, daß Seelen Verstorbener hier umgehen. Er lugte nun mit dem Kirchendiener durchs Schlüsselloch, und schau! sie gewahrten vor dem Hochaltare einen Priester und viele Seelen, die giengen in der Kirche hin und her. Die Zwei wunderten sich aber nicht wenig darüber, daß niemand dem Priester ministrire. Als der Priester am Schluß der Messe den Segen austeilte, war niemand da, der ihm das Buch auf die andere Seite getragen hätte. Plötzlich verschwanden Alle und die Lichter verlöschten. Man sieht rein gar nichts mehr. So beobachteten der Pfarrer und der Messner öfters dieses Treiben. Einmal sagte der Messner: „Ich möchte mich drinnen in der Kirche hinter das Altar verstecken und dem Priester im nötigen Augenblicke beispringen und das Buch hinübertragen.“ — „Das kannst du tun.“

Er versteckte sich, wo ich dir gesagt habe; als der Priester beim Segen hielt, sprang der hervor und trug ihm das Buch auf die andere Seite des Altars. Nun las der Priester endlich einmal die ganze Messe. Nachdem er fertig war, wandte er sich zum Messner um, dankte ihm, daß er ihn erlöst. Jener Priester war nämlich bei Lebzeiten so träge, daß er nicht einmal das Buch auf die andere Seite hinübertragen lassen mochte; das alles nur darum, damit er weniger beten müsse. Gott aber hat ihn dafür so bestraft, daß er so lange als Geist um die Mitternachtsstunde Messe lesen müsse, bis sich einmal ein herzhaftes Menschenkind fände, das das Buch auf die andere Seite hinübertragen tät. Nachdem er dies dem Messner erzählt, verlöschten auf einmal alle Lichter und aus war es. Seit der Zeit spuckte es nimmer in der Kirche.





104.

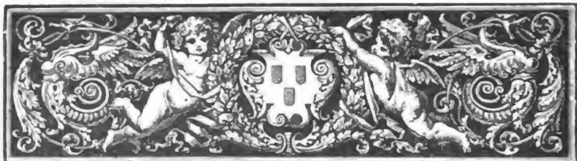
Der Streit der Usude.

Nicht weit von Kalnik lebte einst ein gar armer Holzhauer. Der Mann war schon hochbetagt und verdiente sich mit schwerer Not sein tägliches Stück Brod. Als er einst im Walde Holz fällte, überkam ihn so große Schwäche und Mattigkeit, daß er schon nicht mehr die Axt in der Hand halten konnte. In seiner argen Not fieng er an zu beten: „O Ihr Rojenice, Ihr Sudjenice, erbarmt euch meiner, des Ärmsten! Zwölf Söhne sind mir gestorben und jetzt ist mein Weib wieder in Schwangerschaft. O laßt sie einen Sohn zur Welt bringen, der am Leben bleibt und für seine Mutter auf ihre alten Tage sorgt, wenn ich einmal gestorben bin.“ Kaum hatte er sein Gebet beendet, stiegen am Himmel schwarze Wolken auf, Blitze zuckten von allen Seiten und der arme Holzhauer raffte seine letzten Kräfte zusammen und eilte nach Heim. Als er zu Hause anlangte, fand er sein Weib auf der Erde liegen, schmerzvoll kreißend und sich in Krämpfen windend; und siehe da, sie genas wirklich eines Knäbleins. Während der alte Mann seinem

Weibe nach Kräften beistand, kamen die Rodjenice draußen im Walde hinter einem Graben zusammen und fiengen an Rats zu pflegen, was sie wohl für ein Schicksal dem Kinde bestimmen sollen. Es waren ihrer sieben Schwestern. Die erste sprach: „Das Kind soll glücklich heranwachsen und Soldat werden.“ — Die zweite versetzte: „Das wäre gar nicht gut, denn er müßte als Soldat ins Feld rücken und fände dort seinen Tod.“ — Hierauf bemerkte die dritte: „Er werde ein Graf“, und die vierte meinte: „Ja, er soll ein Graf werden und auf der Jagd einmal seine Mutter tödten.“ Die fünfte sprach: „Mein Wunsch ist, er soll Kaiser werden.“ Die sechste erhob dagegen Einspruch, „denn,“ meinte sie, „er würde als Kaiser allzuviel die Menschheit peinigen.“ Jetzt sprach die siebente: „Er soll das werden, was sein Vater ist.“ Das war aber der ersten wieder nicht recht. Kurz und gut ein Wort gab das andere, die eine wollte dies, die andere jenes, jede wollte Recht behalten, na, du weißt ja wies zugeht, wenn sieben Weiber in Streit geraten. Also beschimpften sie einander recht weidlich und zuletzt wurden sie miteinander handgreiflich. So dauerte die Beratung volle drei Stunden; auf einmal fieng es an furchtbar zu donnern, zu blitzen, sieben Blitze zuckten auf die Rojenice herab, daß diese mit dem Gesicht zu Boden fielen. Dann verhundertfachte sich das Donnergetöse und eine Stimme im Donner, noch schrecklicher als der Donner selbst sprach zu ihnen: „Wie untersteht Ihr euch da zu zanken? Seid Ihr denn verrückt geworden, oder habt Ihr schon vergessen, was Ihr dem armen Holzhauer bei seiner Geburt für ein Schicksal beschieden?“ Diese Stimme war die Stimme der Königin der Usude, die bestimmt höchst selten in selbst eigenster Person einem Menschen sein Schicksal. Da sannen die Rojenice nach und erinnerten sich

richtig ihres damaligen Ausspruches, den sie an der Wiege des alten Holzhauers gefällt. Und so besannen sie sich nach und nach darauf, daß sie beschlossen, es sollen ihm zwölf Söhne sterben, ein dreizehnter aber solle heranwachsen, ein großer Herr werden, Glück und Segen in allem haben, großen Reichtum erlangen, und seine Mutter auf ihre alten Tage bis zu ihrem Ableben reichlich versorgen. Nach dem sie die Sache geschlichtet, trennten sie sich wieder, und wie sie des Kindes Schicksal bestimmt, so traf auch Alles aufs Haar ein. Der Junge wuchs heran, wurde ein großer Herr, heiratete und wenn er noch nicht gestorben ist, so lebt er noch heute.





105.

Der Usude Ende.

Es lebten einmal Mann und Frau allein in ihrem Heime. Dieser Mann hatte oft aus dem Munde alter Leute vernommen, es pflegen bei der Geburt eines Kindes die Usude sich einzustellen, um dem Kinde seine Jahre und Tage, Gesundheit, Freuden und Leiden zu bestimmen, kurz wies ihnen beliebt, sei es etwas Gutes oder Schlechtes; und was sie einmal bestimmen, das treffe auch mit aller Gewißheit ein. Als nun die Frau dieses Mannes in den Geburtswehen lag, schlich er sich heimlich auf den Boden hinauf, um die Ankunft der Usude abzuwarten und zu erhorchen, was für ein Schicksal sie dem Kinde bestimmen würden. Es mochte um die neunte Abendstunde sein, als sich plötzlich die Usude zur Beratung einstellten. Die erste sprach: „Wohlan, Schwestern, laß uns sein Schicksal bestimmen!“ Die zweite versetzte: „Es sei ihm ein langes Leben beschieden.“ Die dritte fiel ihr ins Wort: „Nein, bis zum Morgengrauen soll es zu atmen aufgehört haben!“ Darauf er-

griff wieder die erste das Wort: „Nicht doch also, Schwesterchen, es sterbe wann es seiner Mutter die größte Wonne bereitet, wann es die ersten Worte lallt und zu gehen anfängt.“ Die zweite bemerkte: „Das gefällt mir auch nicht; es sterbe im besten Lebensalter, nachdem es Mühsal aller Art ertragen.“ Die dritte fiel ein: „Auch so soll es nicht geschehen. Er mag in seinem neunten Lebensjahre jählings sterben.“ Da meinte die erste Usuda: „Ach, was sollen wir da viele Worte verschwenden; es werde ihm das Schicksal zu Teil, das ich ihm bestimme, erklärt euch nur damit einverstanden; das Kind wachse heran zu einem schönen, schmucken Jünglinge und führe den Namen: „Schön Ivo.“ Wann er aber heiratet, so lege er sich frisch und gesund ins Bett und todt finde ihn das Morgenrot. Alle Hochzeitsleute sollen ihm das Geleite zum Grabe geben!“ Damit fand die Beratung der Usude ihren Abschluß.

Der Mann stieg nach einer Weile vom Boden, verriet aber mit keiner Silbe seinem Weibe, was er soeben mit angehört, und dem Kinde gab er wirklich den Namen: „Schön Ivo.“ Dabei blieb es bis Schön Ivo herangereift, um ein Mädchen heimzuführen. Nie kam dem Vater ein Wort über die Lippen, womit er der Mutter Schön Ivos Schicksal auch nur angedeutet hätte. Er dachte sich: „Was sollt ich zum Überfluß mein Weib in Gram und Kummer stürzen, kann doch weder ich noch sie den Beschluß der Usude rückgängig machen; Bestimmung bleibt Bestimmung.“ Nun drang aber einmal ernstlich die Frau in den Mann: „Mensch Gottes, raff dich doch endlich auf, damit wir unser Kind, Schön Ivo, verheiraten!“ — „Laß fahren solche Mucken, Weib,“ erwiederte er ihr, „wozu sollen wir ihn zur Heirat drängen; du kannst ja nicht wissen, was für eine Schnur du ins Haus dir einwirtschaftest, zu dem ist der Bursche

noch jung, er kann ja noch warten. Kommt Zeit, kommt Rat!" So sprach er nur, um sie zu beruhigen, in seinem Herzen aber wußte er, es müßte der Usnde Beschluß in Erfüllung gehen, wenn Schön Ivo heiratete. Indessen dachte Schön Ivo selbst auch nicht ans Heiraten. Zwar fehlte er nie im Reigen und in den Spinnstuben, doch kein Mädchen fand in seinen Augen Gefallen, ein jedes aber hätte „ja" gesagt, sobald er sich ihr nur genähert hätte, denn er war wie kein Bursche mehr, so nett und schmuck, wie zum Küssen geschaffen; im ganzen Lande weit und breit fand sich nicht seines Gleichen. Und Gott weiß, wann Schön Ivo selbst auf den Gedanken gekommen wäre zu heiraten, wenn ihn seine Kameraden nicht fortwährend wegen seines Junggesellentums gehänselt und ihm zugeredet hätten, er soll doch endlich heiraten. Und was tut der Mensch nicht alles Freunden und seiner Umgebung zu Liebe? Also entschloß sich auch Schön Ivo zu heiraten. Als er nun seinen Entschluß Vater und Mutter mitteilte, war niemand auf der Welt glücklicher als die Mutter. Doch sein Vater wollte um keinen Preis davon hören, und weil er wohl wußte, daß Ivo von seinen Freunden und Bekannten zum Heiraten gedrängt werde, untersagte er ihm weiterhin in Gesellschaften zu gehen. Ein Wort gab das andere, der Vater will so, die Mutter so, und zu guter Letzt gabs fortwährend Streit und Hader im Hause, bis Schön Ivo den Entschluß faßte, der Mißhelligkeit die Spitze abzubrechen, in dem er seinen Eltern erklärte, er wolle in die Welt ziehen und sein Glück, das er im Vaterhause nicht finden kann, anderswo suchen. Dazu gab der Vater wiewohl mit schwerem Herzen, doch lieber seine Einwilligung als zum Heiraten.

Also schied Schön Ivo von Vater und Mutter, sagte sein „Behüt euch Gott!" und zog weit hinaus in die

unbekannte Welt. So wanderte er die längste Zeit durch die weite Welt, als er eines Tages, nachdem er einen dicken Wald durchschritten zu einer Hütte kam, die war von einem uralten, schon ganz gebückt einherwankendem Mütterchen bewohnt. Sie erkannte den Schön Ivo sogleich und redete ihn an: „Woher des Weges, Schön Ivo, Gott steh dir bei!" Er klagte ihr sein ganzes Leid offen und ehrlich und fragte sie schließlich, ob er nicht eine Zeit lang bei ihr verbleiben könnte, bis er einen bestimmten Entschluß gefaßt, was er tun und wohin er sich wenden soll. „Ohne weiteres, mein Schön Ivo!" entgegnete das Mütterchen, „große Arbeit hast du bei mir nicht, du brauchst mir nur meine Schafe zu hüten; ich besitze ihrer dreihundert Stück; du darfst sie aber nur auf den ersten und zweiten Berg auf die Weide treiben, doch auf den dritten um keinen Preis."

Ivo willigte ein und zog gleich am nächsten Tage mit den Schafen auf den ersten Berg. Weil aber die Schafe auf dem kahlen Gestein nicht mehr Nahrung als Bienen auf einem Schleifsteine fanden, so trieb sie Schön Ivo am anderen Tage auf den zweiten Berg in der Hoffnung dort eine bessere Weide zu haben. Hier war freilich die Weide besser und die Schafe gaben sich damit zufrieden, doch nicht so Schön Ivo, unwiderstehliche Sehnsucht zog ihn zum dritten, zum verbotenen Berge hin. Am dritten Tage, bevor er noch die Schafe austrieben, ermahnte ihn das Mütterchen noch einmal: „Ivo, mein Sohn, begnüg dich mit den Weideplätzen auf den ersten zwei Bergen; such den dritten nicht auf, so lieb dir deine Schönheit ist; denn es wird dir schlimm ergehen." Ihre Worte gehen Schön Ivo zu einem Ohre herein, zum anderen heraus und er denkt sich: „Ah, bah, Gott hat keine alten Weiber erschaffen, wer wird auf Altweibergewäsch achten." Sobald er die

Schafe aus der Hürde herausgetrieben, schlug er geraden Wegs die Richtung zum dritten Berg ein, ohne nur den Schein einer Rücksicht für die Alte zu wahren!“ Als er dort anlangte, fand er eine gar herrliche Weide, üppiges Gras bis zu den Knieen! Doch noch etwas schöneres gewahrte sein Auge daselbst, etwas schöneres als die schönste Weide, eine herrliche Augen- und Herzensweide, einen schönen Reigen wunderherrlicher Mädchen. Im ersten Augenblicke deuchte es ihm, die göttlichen Vile aus dem Berge tanzen da ihren Reigen, doch als er näher herankam, sah er, daß es in Wirklichkeit nur ein Reigen irdischer Mädchen sei. Ohne sich lange zu besinnen, schloß er sich der Gesellschaft an und vergaß im froher Lust, auf die Alte und ihre Heerde. Erst als die Sonne sich zum Untergange neigte, fielen ihm seine Schafe ein und daß es an der Zeit sei, mit ihnen nach Haus zurückzukehren. Er nahm also Abschied von den lieben, neuerworbenen Freundinnen, trieb seine Schafe zusammen und trat wohlgemut den Heimweg an.

Das alte Mütterlein wußte recht wohl, daß Schön Ivo gegen ihren Befehl gehandelt und empfieng ihn finster die Stirne gerunzelt, wie eine Katze wanns donnert, und hielt ihm eine derbe Strafpredigt, weil es gewagt, auf den dritten Berg zu gehen. Schließlich schärfte sie ihm unter Drohworten ein, es bei Leibe nicht mehr zu wagen, dorthin zu ziehen. Schön Ivo schwieg Mäuschenstille, dachte sich aber aller Wahrscheinlichkeit nach im Inneren: „Brumm nur, brumm, alte Baßgeige, hast eh nichts anderes zu tun!“ und so trieb er am folgenden Tage wiederum die Heerde auf den dritten Berg und vertändelte mit dem Mädchen kosend und schäckernd den ganzen Tag, ohne sich das Geringste um seine Schafe zu bekümmern. Abends empfieng ihn die Alte, wild und fuchtig, wie eine Hexe, und drohte ihm, er werde es mit

seinem Kopfe büßen müssen, wenn er sein Treiben nicht aufgebe. Doch Schön Ivo hörte nicht auf ihre Scheltworte und schloß sich am dritten Tage wieder dem Reigen der Mädchen an. Es währte nicht lange, als da plötzlich wie aus den Wolken, eine prachtvolle Kutsche daher gefahren kam, vor dem Reigen anhielt, und es erhob sich im Wagen ein wundersam schönes Mädchen, das auf Schön Ivo einen goldenen Apfel warf und zugleich die verhängnisvollen Worte sprach: „Wozu führst du Ivo den Reigen an und vergendest toller Weise deine Zeit? Sei verflucht, bis es dir gelingt des Königs Rogač Burg zu finden!“ Sprachs und die Kutsche entschwand blitzschnell, gleichsam als führten Vile und nicht Pferde den Wagen. Freude und Lust entschwand zugleich aus Schön Ivos Herz, als wäre sein ganzes Lebensglück ins Meer versenkt. Er fühlte Überdruß am Reigen und an seinen Vergnügungen, und zeitlicher als sonst trieb er seine Schafe nach Hause, um vom alten Mütterlein Rat und Hilfe sich zu erbitten.

Das Mütterchen wußte schon, was vorgefallen, doch hörte sie geduldig Schön Ivo an, und als er ihr Alles mitgeteilt und in lautes Jammern ausbrach, weil er nicht wußte, was anzufangen, da sagte sie: „Mein Kind, wie du den Faden gesponnen, so mußt du ihn auch zu verweben verstehen! Ich habe dir schön geraten, und schöne Worte an einen Unwürdigen verschwendet. Jetzt, wo du nicht gehorcht hast, mag dir Gott und seine göttliche Hand beistehen! — ich kann dir nicht helfen. Von einem König Rogač hab ich mein Lebtag nichts vernommen, noch kann ich dir welche Auskunft über ihn geben. Wenn irgend Jemand über ihn einen Bescheid weiß, so ists die Sonnenmutter, denn ihr Sohn durchwandert die ganze Welt, du mußt sie also auf jeden Fall aufsuchen, kannst wohl durch sie etwas erfahren!“

Schwer lastet ein Mädchenfluch, und daher nahm auch Schön Ivo den Weg in die Hand und machte sich auf, die Sonnenmutter aufzusuchen. Lange, lange Zeit irrte er planlos in der Welt herum, bis es ihm endlich glückte sie zu finden. Er trat an sie heran und begrüßte sie mit den Worten: „Gott zum Gruße, liebe Sonnenmutter!“ Und sie antwortete ihm: „Dank schön, Gottes Huld sei mit dir, Schön Ivo, wie kommst du denn daher?“ „Ach, frag mich gar nicht, woher; ins Unglück bin ich dir hineingeraten; ich soll zur Burg des Königs Rogač gelangen; ja, aber Gott weiß, wo die ist?“ Hierauf erzählte er ihr haarklein den ganzen Hergang und schloß mit der Bitte, sie möge ihm angeben, in welcher Weltgegend die Burg zu finden sei. „Meiner Seel, ich habe davon keine Ahnung, doch wart ein Weilchen, es wird gleich mein Sohn heimkommen, erkundig dich mal bei ihm, der wird dir gewiß die nötige Auskunft erteilen; nur mußt du dich irgendwo verbergen, sonst versengt er dich.“ Sie waren noch so im Gespräch begriffen, als da schon der Sonnenmann herangerückt kam, so das Schön Ivo kaum noch Zeit fand der Strahlenglut aus dem Wege zu gehen; und der Sonnenmann redete sogleich den Ivo an: „Was drückt dich für Kummer, Schön Ivo?“ „Was für Kummer?“, versetzte Ivo, „Frag mich gar nicht, sondern sag mir kurzweg, wo liegt die Burg des Königs Rogač?“ Sodann teilte er dem Sonnenmanne sein ganzes Leid mit. „O mein lieber Bruder, Schön Ivo!“ entgegnete der Sonnenmann, „ich hab mein Lebelang nie davon gehört, noch die Burg gesehen; ich rat dir aber zur Mondmutter zu gehen, ihr Sohn umkreist bei Tag und bei Nacht die Welt, und er dürfte dir am ehesten etwas Gewisses sagen können.“ Schön Ivo machte sich auf den Weg, um die Mondmutter aufzusuchen, traf bei ihr auch

glücklich ein und befragte den Mond, erfuhr aber eben so= viel Neues, als beim Sonnenmanne. Indes riet ihm der Mond, er möge sich zur Windsmutter und zum Winde be= geben. „Der Wind streift in der ganzen Welt herum,“ sagte der Mond, „er lugt in jede Höhle, in jedes Lücklein, weiß irgend einer etwas vom König Rogač, so ists der Wind.“

Also blieb Schön Ivo nichts anderes übrig, als den Wanderstab von neuem zu ergreifen, um die Windsmutter aufzusuchen. Und wirklich fand er zu ihr hin und er= zählte ihr schön der Reihe nach, wie die Sache steht und was sein Begehren. Und sie sprach: „Geh, liebes Kind, versteck dich schnell, mein Sohn dürfte jeden Augenblick nach Haus kommen. Da ist er dir immer wild und fuchtig, weil er Jahr aus Jahr ein herumstreichen muß und nie dazu kommt sich recht auszurasten.“ Sie hatte noch nicht recht den Satz ausgesprochen, da nahte auch schon tosend und brausend der Wind, beinahe hätte er das Haus fort= geblasen. „Mutter, hier riech ich eine Menschenseele!“ fuhr er seine Mutter an, „was will sie von mir?“ Die Mutter besänftigte ihn und erzählte, Schön Ivo sei da und wolle wissen, wo sich die Burg des Königs Rogač befinde. „Beim goldmähnigen Rosse!“ murmelte der Wind und sauste schon wieder fort hinaus in die weite, breite Welt. Als sich der Wind entfernt hatte, legte seine Mutter sogleich für Schön Ivo zwölf Pfund Kerzen bereit und sagte zu ihm, er müsse einen finsteren, einen gar sehr finsteren Gang durchwandeln, bis er an eine Flur gelangt, auf welcher der bezeichnete Renner weidet. Sagte es und führte Schön Ivo zum Ein= gange dieses Ganges. Als er in den finsteren Gang trat, nahm er von der Windsmutter Abschied, zündete sich eine Kerze an und begann seine Wanderung. Sobald die eine Kerze niedergebrannt war, zündete er eine zweite an, dann

eine dritte und vierte, so lange eben auch nur eine von den zwölf Pfund Kerzen übrig war. Und gerade als ihm das letzte Stümpchen von der letzten Kerze ausgieng, trat er hinaus in ein wunderliebliches Gefielde, in dessen Mitte ergieng sich der goldmähnige Renner, prächtig gesattelt und so stattlich anzusehen, daß sich der Mensch nicht satt an ihm sehen konnte. Sachte schlich sich Schön Ivo nach der Weisung der Windsmutter an den Renner heran, klatschte ihm plötzlich mit der flachen Hand auf den Schenkel und begrüßte ihn: „Sei mir frisch und gesund mein liebes, schmuckes Goldpferdchen!“ „Das walte Gott, Schön Ivo! Ja, was führt dich denn hieher?“, fragte erstaunt der Renner. Ivo teilte ihm offen und unverhohlen der Reihe nach alle seine Erlebnisse mit, um was es sich hier handle und fragte ihn schließlich, wo die Burg des Königs Rogač sei. „O, das ist gar weit!“ erwiederte der stattliche Renner, „doch wenn du durchaus Lust hast hinzukommen, so steig auf mich herauf, mußt dich aber fest mit irgend etwas im Sattel festbinden, damit du nicht herabfällst.“

Zu seinem größten Glück hatte Schön Ivo ein noch ganz neues, starkes Gürtelband, das wickelte er ab, bestieg den Renner und schnallte sich fest an. Noch einmal forderte ihn der Renner auf, er möge sich festhalten, dann aber gieng es im Fluge über Triften und Bergeshalden, daß Roß und Reiter im Nu dem Aug entschwanden. Hunderte und abermals hunderte von Meilen legten sie zurück und dies alles in einem einzigen Augenblicke. Also währte es nicht lange und sie befanden sich vor einer herrlichen Burg, die lag inmitten eines reizenden Gartens. „Wohlan, wir befinden uns beim König Rogač,“ sagte der Renner zu Schön Ivo, „man wird dir jetzt einen gar lieben Empfang bereiten, aber du laß dich nicht überreden, in der Burg zu übernachten,

sondern komm zu mir herab, sonst ists um dich junges Blut geschehen." Und siehe da! wirklich kaum war Schön Ivo aus dem Sattel gestiegen, so kam schon zahlreiche Dienerschaft aus dem Schloße herbei geeilt, die einen führten den Renner in den Marstall, die anderen geleiteten Schön Ivo in die Burg hinauf. In der Burg wurde ihm ein außerordentlich liebenswürdiger Empfang zu Teil, man bewirtete ihn aufs köstlichste, einem König könnte man nicht mehr Aufmerksamkeit schenken. Wohl sagte dies Schön Ivo gar sehr zu, nur wunderte er sich höchlich, daß er nirgends eine Spur von dem Mädchen, das den goldenen Apfel auf ihn geworfen, entdecken konnte. Man hielt sie geflißentlich vor ihm verborgen, denn man sah sogleich, er sei der, den ihr das Schicksal zum Manne bestimmt.

Als der Abend anbrach, richtete man für Schön Ivo ein Zimmer her, wo er übernachten sollte, er aber wollte um keinen Preis darauf eingehen, indem er sich ausredete, er habe das Gelübde getan auf Reisen niemals in einem Zimmer zu übernachten, und so gieng er endlich zu seinem Pferde in den Stall hinab. Als er hinabkam, sprach zu ihm der Renner: „Du hast daran sehr wohlgetan, daß du zu mir hinabgekommen; denn des Königs Rogač drei Töchter — die Usude — sammt ihrer Mutter trachten dir nach dem Leben. Sie wollen es durchaus verhindern, daß du die vierte Tochter des Königs, die sie vor dir sorgfältig verbergen, entführst, weil ihnen geweissagt worden, es werde ein böses Verhängnis über sie hereinbrechen, wenn dies geschieht. Sei nur getrost und fürchte nichts, ich will dich zu einem Haar meiner Mähne verwandeln und dich so erretten; all ihr Suchen nach dir soll so vereitelt werden." Und Ivo verwandelte sich in ein Haar in der Mähne seines Renners, nicht dicker und nicht dünner, nicht

länger und nicht kürzer als die übrigen Haare, nur Gott allein hätte ihn herausgefunden, ein Menschenauge nun und nimmermehr. Um die zehnte Nachtstunde kamen richtig die Usude mit ihrer Mutter in den Stall, um Schön Ivo zu ermorden. Zuerst durchsuchten sie den ganzen Stall, durchstöberten jeden Winkel, konnten ihn aber nirgends finden. Endlich forderten sie ihre Mutter auf, sie möge selbst suchen. Und die Mutter gieng ohneweiteres zum Renner hin und fieng an in der Mähne herumzusuchen. Da wäre es wohl um Schön Ivo geschehen gewesen, wenn nicht zu seinem großen Glücke im letzten Augenblicke der Hahn gekräht hätte. Daher konnten die Usude dem Schön Ivo für heute nichts mehr anhaben. Also ward Schön Ivo die erste Nacht vor dem bösen Anschlag der Usude gerettet.

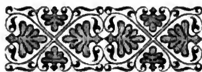
Den nächsten Tag verlebte er nicht minder gut, als den vorhergehenden, doch es glückte ihm nicht einmal den Schatten des geliebten Mädchens zu erblicken. Als der Abend anbrach, wollte man ihn wiederum mit aller Gewalt dazu bringen, er soll in seiner Stube übernachten, er ließ sich aber nicht bewegen sondern gieng in den Stall zu seinem Renner; der verwandelte ihn in eine goldene Fliege in seiner Mähne, um ihn so vor dem grimmen Zorne der Usude zu bewahren. Um die zehnte Stunde erschienen sie wiederum mit ihrer Mutter und fahndeten nach Schön Ivo, um ihm das Lebenslicht auszublasen. Konnten ihn nirgends auffinden, und so ließen sie denn ihre Mutter suchen. Kaum aber trat diese ans Pferd heran, um seine Mähne zu durchsuchen, krähte wiederum der Hahn und sie mußten zum zweitenmale unverrichteter Dings abziehen. Am dritten Tage bewirteten sie Schön Ivo gleichfalls aufs Prächtigste, ließen aber in ihrem Zorne alle Hähne in der Burg und in der ganzen Gegend herum umbringen, weil ihnen jedesmal ein Hahn

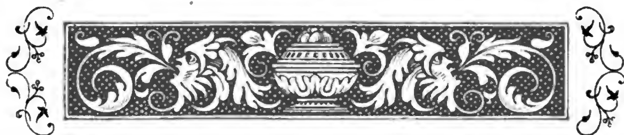
ihren Plan vereitelte. Doch der Renner wußte wohl was geschehen wird und schärfte schon in aller Frühe Schön Ivo ein, er soll um jeden Preis, müßte ers selbst stehlen, ein Ei sich zu verschaffen suchen, und ihm, dem Renner, unter den Sattel legen. Ivo tat so, wie ihm geheißen, er verschaffte sich ein Ei, und legte es unter den Sattel; das Ei wurde bis Mittag ausgebrütet, bis zum Abendanbruch war der Hahn schon ganz herangewachsen und hatte sichs auf einer Stange oberhalb dem Kopfe des Pferdes bequem gemacht. Als es Abend wurde, kam Schön Ivo wieder zu seinem Rosse, um bei ihm zu übernachten, das Roß verwandelte ihn in einen goldenen Bißen und verbarg ihn im Maul. Um zehn Uhr waren auch schon die Usude zur Stelle, in der sicheren Hoffnung, diesmal werde ihnen Schön Ivo nicht entrinnen können. Sie konnten ihn aber nicht finden und deshalb baten sie ihre Mutter, sie soll selbst suchen; und wirklich wußte sie, wo Schön Ivo stecke. Kaum aber trat sie an den Renner heran, um ihm das Maul aufzusperren, krähte der Hahn aus allen Kräften oben auf der Stange. Die Usude meinten schier die Erde müsse sie verschlingen, so erbittert waren sie; denn ihre Macht über Ivo hatte somit aufgehört und sie mußten zum drittenmal abziehen, ohne ihren sehnlichsten Wunsch erfüllt zu sehen.

Die Usude und ihre Mutter waren nun überzeugt, Schön Ivo habe einen so guten und zuverlässigen Beschützer, daß es nicht möglich sei in der Burg ihm den Garaus zu machen. Beschlossen, ihm das Mädchen wohl herauszugeben, und dann wieder ihr Glück zu versuchen, wann er sich einmal von seinem Pferde getrennt haben wird. Am nächsten Tage bat Schön Ivo, überdrüßig weiterer Bewirtung, den König um die Hand des Mädchens, deren Fluch auf ihm laste, solange er nicht die Burg des Königs Rogač aufgesucht.

Der König willigte ein, das Mädchen wurde sogleich Schön Ivo vorgeführt und die Trauung fand noch am selben Tage statt. Sodann machte sich Schön Ivo ohne weiteres auf den Rückweg, denn er wollte, auf Anraten seines Renners um keinen Preis länger an des Königs Hofe verweilen. Der König gab ihm unzählige Schätze, eine ganz mit Gold beschlagene Kutsche und vier herrliche Eisenschimmel, wahre vier Vilenpferde, und entließ Schön Ivo mit seiner jungen Frau, damit sie den Heimweg antreten. Schön Ivo spannte seinen Renner vor die vier Eisenschimmelein, verabschiedete sich vom König und dessen Gefolge und zog frohgemut von dannen. Mit Windesschnelle war er angelangt, mit Blitzeseile den Augen der Zurückbleibenden entschwunden. In einem Nu befand er sich in der Aue, auf welcher er seinen Renner eingefangen, in noch einem Augenblicke war er durch den finsteren Gang hindurch, bis zu welchen ihn die Windesmutter geführt. Dort trennte er sich von seinem Renner. Der gab ihm ein Haar aus seiner Mähne, damit er ihn durch dasselbe zur Hilfe herbeirufen kann, wann er in Drang und Not hineingerät. Als Schön Ivo nach Hause kam, empfiengen ihn mit größter Freude Vater und Mutter. Ihre Verwunderung und Erstaunen waren grenzenlos, als sie erfuhren, durch welch ein Glück ihr Sohn beglückt worden. Und desto größer war des Vaters Freude, weil er dachte, jetzt sei der Beschluß der Usude zu nichte geworden. Das war indessen noch nicht der Fall, doch sollte es geschehen. Die Königstochter liebte ihren heldenmütigen Gatten von ganzem Herzen und deshalb beklemmten sie fortwährend böse Ahnungen, ihre Schwestern dürften alle Hebel in Bewegung setzen, um ihr böses Vorhaben auszuführen, denn noch niemand gelang es ungestraft ihrem Beschlusse sich zu entziehen. Also entschloß sie sich ununterbrochen auf der Hut zu sein

und gieng auch aus diesem Grunde in der ersten Nacht nicht zu Bette, sondern saß da und wartete, ob nicht etwa die Usude kommen. Ivo schlief fest, denn er war von der langen Reise, und der übergroßen Anstrengung sehr müde. Es mochte um die zehnte Nachtstunde sein, als plötzlich die Usude mit gezückten Schwertern in die Schlafstube des schönen Ivo drangen, willens ihn in Stücke zu hauen, und sie hätten ihn wirklich umgebracht, wenn sich seine junge Frau nicht zu seiner Verteidigung vor ihn gestellt hätte. Sie sprang auf die Usude los. Die Liebe verdoppelte ihre Kraft, und nach hartnäckigem Kampfe überwältigte sie die Usude, die mußten ihren Versuch mit dem Leben büßen. Also wandte sich zum Guten der Schicksalsbeschluß, der über Schön Ivo verhängt gewesen. Er lebte aber nachher noch viele Jahre, zeugte einen wackeren Nachwuchs, sich zur Lust, dem Volk zum Stolz. Den Usude war dieses das letztemal, daß sie Jemandem sein Schicksal bestimmten; denn seit dieser Zeit verschwanden sie spurlos. Das Volk kennt nur mehr ihren Namen noch und erzählt, daß sie einst das menschliche Schicksal zu bestimmen hatten.





106.

Die Mutter und ihr dummer Sohn.

Es war einmal eine Mutter, die hatte einen rechten Dummbartel von einem Sohn. An einem Sonntag sagte sie zu ihm: „Mein lieber Sohn, ich gehe in die Kirche. Du bleibst zu Hause und gibst acht, daß die Suppe aus dem Topfe nicht überläuft.“ Hierauf gieng die Mutter in die Kirche und er blieb zu Hause. Als die Suppe aus dem Topfe zu überlaufen anfieng, rannte er zur Kirche, stellte sich am Haupttore auf und schrie aus voller Brust: „Mütterchen, die Suppe läuft über!“ Als die Mutter nach Haus kam, sagte sie zu ihm: „Du bist mein Sohn, ein dummer Kerl. Wann sich ein andermal dergleichen zuträgt, kommst du sachte an mich heran und wispelst mirs ins Ohr.“ Am nächsten Sonntag schärfte sie ihm ein: „Gib acht mein Kind, daß Niemand den Speck fortträgt; denn wenn der Winter kommt, der wird schon selbst aufräumen.“ Kaum war die Mutter fort, kam ein kranker Bettler ins Haus betteln. Dummbartel dachte, das sei der Winter, stieg gleich auf den Hausboden, nahm den ganzen

Speckvorrat und schenkte ihn dem Bettler, der machte sich wohlgemut mit der reichen Gabe aus dem Staube. Sobald die Mutter heimgekehrt, fieng Dummbartel an zu schreien: „Mütterchen, der Winter war hier und hat den ganzen Speck fortgetragen.“ Erzürnt darüber versetzte die Mutter: „Wenn du dich noch einmal als einen solchen Dummrian zeigst, jag ich dich aus dem Hause!“ Am nächsten Sonntag gieng die Mutter wiederum in die Kirche und sagte zu ihrem Sohne: „Während meiner Abwesenheit geh in den Keller hinab, und fülle Wein ein, damit wir uns zu Mittag gütlich tun, vergiß aber nicht den Zapfen zuzudrehen, sonst rinnt der Wein aus.“ Nach ihrem Fortgehen stieg er in den Keller hinab, füllte zwei Maßflaschen mit Wein und ließ den Zapfen aufgedreht. Nach einer halben Stunde fiel es ihm erst ein, daß er vergessen, den Zapfen zuzudrehen. Er eilte schnell wieder in den Keller hinab, doch der Wein war schon ausgeronnen. Bei der Thüre stand ein Sack Mehl, schnell nahm er den Sack und streute das Mehl in den Wein, daraus entstand ein Gebräu, so daß der ganze Keller voll Teigknödel war. Die Mutter kommt nach Haus, sieht den angerichteten Schaden und streicht ihrem braven Sohne mit einem hagebuchenen Pinsel den Rücken blau. Infolge dessen lag der Junge lange Zeit krank, bis er sich endlich wiederum halb und halb erholte. Es kamen die Ostern ins Land, Dummrian durfte noch nicht in die Kirche, sondern die Mutter gieng allein. Zuvor aber sagte sie ihm noch, er soll acht geben, damit in ihrer Abwesenheit kein Mirakel geschieht. Kaum war sie fort, geriet das Häuschen in Brand. So krank wie er war, lief Dummrian in Hemd und Unterhose zur Mutter in die Kirche und wispelte ihr ins Ohr: „Mütterchen, unser Haus brennt!“ Antwortete ihm die Mutter: „Jetzt solltest du aus voller Lunge schreien

und nicht wispeln!" — Jetzt, wo ihnen ihr Häuschen niedergebrannt war, gieng die Mutter in Miete, denn ein Paar Groschen waren ihr noch geblieben, den Sohn aber jagte sie von sich fort und schickte ihn zu den Leuten betteln. Einmal brachte er ihr einen Fladen nach Haus, weil er ihn aber so getragen, daß es jedermann sah, sagte die Mutter zu ihm: „Bekommst du ein andermal dergleichen, so steck es in die Tasche." Er gieng wieder betteln und bekam von einem Wirte eine Halbe Wein, die goß er in die Tasche. Nach Haus gekommen, sagte er zur Mutter: „Mütterchen, ich habe eine Halbe Wein bekommen." — „Wo hast du sie denn?" — „Wo? was frägst denn? in der Tasche." Ärgerlich erwiderte die Mutter: „Bist du aber dumm; wenn du ein andermal dergleichen bekommst, so gibst es in eine Flasche hinein." Er gieng wieder betteln und bekam einen Laib Brod. Das Brod zerstückelte er und stopfte es in eine Flasche, bis das ganze Brod zerbröselt war und die Flasche in Stücke gieng. Nun kam er nach Haus und klagte der Mutter sein Mißgeschick, und sie schärfte ihm ein: „Wenn du ein andermal dergleichen bekommst, so steckst es in deinen Ranzen. Er bettelte wiederum und erhielt ein Kalb geschenkt. Das Kalb konnte er nicht in den Ranzen stecken, deshalb riß er ihm die Beine und den Kopf ab, worauf das Kalb hin wurde. Er warf es da weg. Wie er nach Haus kam, sagte die Mutter zu ihm: „Wenn du ein andermal dergleichen bekommst, mußt du es an einer Schnur hinter dir nachziehen." Da gieng er wiederum betteln und bekam ein großes Stück Butter. Er band sie an eine Schnur und schleifte sie hinter sich einher. Weil aber die Sonne heiß brannte, zerschmolz die Butter und Dummrian behielt den Strick allein in der Hand. Als er nach Haus kam, sagte die Mutter zu ihm: „Wenn du ein andermal

dergleichen bekommst, so wickelst es hübsch in ein Papier ein und bringst es so heim.“ Diesmal erbettelte er zehn Stück Truthühnereier, die wickelte er hübsch fein in Papier ein und steckte sie in seinen Ranzen. Die Eier zerquetschten sich im Ranzen. Dummrian sagte zur Mutter zu Hause: „Mütterchen, ich will heiraten.“ Die Mutter lachte ihn aus und sagte, er müsse vorerst trachten gescheidt zu werden, ehe er ans heiraten denke, dann fügte sie hinzu: „Wenn du wieder einmal dergleichen bekommst, gib es in ein Körbchen hinein.“ Er bettelte lange herum und bekam endlich ein Körbchen Trauben, die brachte er glücklich nach Haus. Jetzt sagte die Mutter: „Nun bist du genug gescheidt, du kannst ohne weiteres heiraten. Geh schön in die Kirche, wirf die Augen nach allen Seiten und auf welche dein Auge fällt, die nimmst du dir zum Weib.“ Dummbartel begab sich sofort zu einem Fleischhauer, und kaufte sich ein Paar großer Ochsenaugen. Mit diesen Augen gieng er in die Kirche und warf ein Auge aufs Geratwohl hin. Es fiel auf einen Heiligen am Hochaltare. Der Heilige verlor das Gleichgewicht, stürzte auf einen Mann hinab, und verwundete ihn. Rasch warf Dummbartel das zweite Auge und es fiel auf eine Zigeunerin. Er trat sogleich an sie heran, führte sie aus der Kirche und erzählte ihr, was ihm am Herzen liege. Dann trat er mit der Zigeunerin vor seine Mutter und sagte: „Diese da wird mein Weib sein, auf sie fiel das Auge.“ Die Mutter wurde darüber böse und jagte ihn aus dem Haus. Er machte sich aber nichts draus und heiratete die Zigeunerin.

Bei der Hochzeit gieng es zu in Saus und Braus,
Leeren Magens zogen all die Gäst nach Haus.





107.

Pavluha.

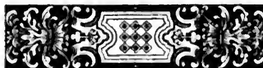
In einem Dorfe lebte einst eine Mutter mit ihrem einzigen Sohne Namens Pavluha. Sie war ihm in großer Liebe zugetan, denn sie dachte, sie werde in ihm eine Stütze auf ihre alten Tage finden. Noch als Kind zeigte Pavluha Eigenschaften, die in ihm den guten dummen Jungen verrieten. Als er erwachsen war, stand er der Mutter in der Wirtschaft hilfreich bei, und die Mutter pflegte ihn namentlich kleine Gänge außer Hause besorgen lassen. Einmal mußte er in die Stadt einen Einkauf machen und sollte unter anderem auch eine Nadel kaufen. Er machte sich in die Stadt auf, kaufte die Nadel und trat den Heimweg an. Auf der Fahrstraße begegnete er einem Fuhrmanne, der einen Wagen Heu fuhr. Dachte sich Pavluha: „Dieser Fuhrmann fährt ja ohnehin vor meiner Mutter Haus vorüber, was soll ich da diese Last mit mir schleppen," und steckte die Nadel ins Heu. Vor seinem Haus angelangt, sucht er die Nadel, kann sie aber nicht finden und so geht er denn zur Mutter hinein

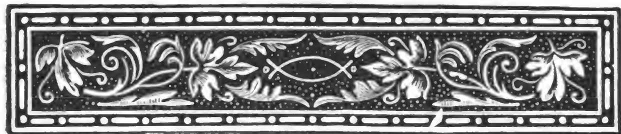
und erzählt ihr was er angestellt. Die Mutter schalt ihn aus: „Du bist ein Einfaltspinsel, wenn du ein andermal dergleichen kaufst, so mußt dus an den Hut stecken.“ Er prägte sich ihre Worte fest ins Gedächtnis ein. Bald darauf traf es sich, daß ihn die Muttter in die Stadt schickte ein Pflugeisen kaufen. Er kaufte es, steckte es an seinen Hut und kehrte so heim. Als ihn die Mutter erblickte, lachte sie ihn aus und sagte: „Du bist doch ein Esel; wenn du ein andermal dergleichen kaufst, so nimmst du einen Korb und trägst es im Korb nach Haus.“ Ein andermal gieng er auf den Markt und kaufte ein Pferd; das gab er in einen großen Korb und schleppte es heim. Bei diesem Anblick rief ihm die Mutter scheltend zu: „Einen solchen Narren hab ich mein Lebtag nicht gesehen. Wenn du ein andermal dergleichen kaufst, so mußt du es hinter dir einherziehen.“ Ein viertesmal kaufte Pavluha in der Stadt eine Speckseite, zog ein Loch durch, band einen Strick daran und schleifte den Speck durch Staub und Kot nach Hause. Bei diesem Anblick fuhr ihn die Mutter zornig an: „Dir etwas erklären, heißt soviel, als wenn man in einen Weidenbaum hineinredete. Von nun an, mußt du mir das Haus hüten, weil du gar so trottelhaft bist.“ Am nächsten Sonntag macht sie sich auf, um in die Kirche zu gehen, und trägt ihrem Pavluha auf, zu Hause das Kohl mit Speck zu bespicken, damit man es zu Mittag essen kann. Kaum ist die Mutter fort, nimmt Pavluha eine Speckseite, zerschneidet sie zu kleinen Stücken und wirft die Stücke auf die Kohlbeete im Garten. Die Mutter kommt nach Haus und frägt ihn, ob er pünktlich ihren Auftrag ausgeführt. „Freilich, freilich,“ entgegnete er, „schauen Sie nur hin, liebe Mutter, wie die Hunde den Speck beschnuppern, ich tät ihn freilich nit essen.“ Es waren nämlich alle Hunde aus dem Dorfe in den

Garten gekommen, weil sie irgendwie die unerwartete Bescheerung aufgespürt. Da wurde die Mutter ganz fuchtig und sagte zu ihm: „Du Einfaltspinsel geh mir aus dem Haus und meng dich unter die Leute, damit du endlich lernst, was sich schickt und was nicht; ich weiß dir nicht mehr zu raten und nicht zu helfen, du bist ein unverbesserlicher Demel.“

Wie konnte er sich dagegen helfen? Die Mutter blieb taub für alle seine Bitten und Versprechungen, er mußte das Haus verlassen. Er war schon einen Tag weit gereist, als es ihm einfiel, er habe seine Mutter vergessen zu fragen, was er zu sagen hat, wenn er einem begegnet; also kehrte er schleunigst um und befragte sie darum. Sprach die Mutter: „Gott läßt viele Narren wachsen, doch wenige mehr von dieser Art.“ Damit entfernte sich Pavluha. Nachdem er längere Zeit gewandert, kam er an einen Bach, wo ein Fischer mit Fischfang beschäftigt war; er näherte sich dem Manne und rief ihm zu: „Gott läßt viele Narren wachsen, doch wenige mehr von dieser Art!“ Wütend sprang der Fischer auf, bläute Pavluha tüchtig durch und gab ihm die Lehre: „Wenn du ein andermal etwas derartiges wo siehst, so sollst du ausrufen: „Gib Gott Glück!“ Hierauf setzte Pavluha seine Wander fort und traf in ein Dorf ein, wo die Bauern eben einem Todten auf den Gottesacker das letzte Geleite gaben. Wie er in ihrer Nähe war, rief er aus: „Gib Gott Glück!“ Da prügelten ihn die Bauern weidlich durch, daß er gerade genug daran zu tragen hatte, und gaben ihm die Lehre: „Wenn du etwas ähnliches wieder einmal siehst, mußt du sagen: „Gott sei seiner armen Seele gnädig.“ Nach einer Weile begegnete er etwas weiter im Dorfe einem Burschen, der ein Aas auf den Schindanger führte. Da seufzte er tief auf und sagte: „Gott sei seiner armen Seele gnädig.“ Der Bursche verstand keinen Spaß,

sprang rasch vom Wagen herab und keilte unseren Pavluha durch, was nurs Zeug halten wollte, daß sich der arme Mensch nur mühsam weiter schleppte. Zerschlagen und zerschunden kam er in eine Stadt und sah auf der Straße einen Herrn, der gieng mit seiner Frau am Arme aus. Da sagte Pavluha: „O, wie der Mensch ein Aas mit sich schleppt!" Diese Worte nahm der Herr gar übel auf und bearbeitete mit seinem Stocke tüchtig den Rücken Pavluhas, dann gab er ihm den Rat: „Wenn du ein andermal so etwas siehst, mußt du sagen: „Wenn ich so etwas sehe, lacht mirs Herz." Hierauf lenkte Pavluha in eine andere Gasse ein und kam dazu als man einen Soldaten über die Bank zog und ihm fünfundzwanzig Stockstreiche aufzählte. „Wenn ich so etwas sehe, lacht mirs Herz!" rief Pavluha aus. Nicht sobald waren diese Worte über seine Lippen, als ihn die Kameraden des Gezüchtigten umringten und ihn solange schlugen, bis er bewußtlos zusammensank. Kurze Zeit darauf starb er in Folge der erlittenen Mißhandlung, ohne daß er auch nur einmal noch seine Mutter gesehen. Das tat ihm mehr weh, als alle Schläge.





108.

Stanko und die Vila.

Es war einmal ein Hirte, der verstand es so ausgezeichnet auf der einfachen und doppelten Hirtenflöte zu spielen, wie kein Zweiter nah und fern. Eines Abends, als es zu dämmern anfieng, gieng er seiner Heerde voran nach Haus. Er flötete so süß und mild, so hoch und so tief auf seiner kleinen Flöte, wie ein Schwälblein in Lenzessonne nur singen kann. Eben tönte aus dem Dorfe das Ave Maria-Geläute zu ihm herüber, doch Stanko — so hieß der Ärmste — betete nicht mit, sondern blies auf seiner Flöte das Ave Maria-Gebet her. Gerade als er damit fertig geworden, erreichte er auch den Zaunsteg vor dem Dorfe, und siehe da! Auf dem Zaune sitzt da nicht ein Frauenzimmer ganz in Weiß gehüllt — eine Vila. Stanko nähert sich dem Zaunstege, die Vila stößt einen feinen, markdurchdringenden Schrei aus, ganz nach Vilenart, und fährt auf in die Höhe. Ein heißer Windhauch umweht Stanko, er sinkt auf die Erde nieder, das Trittbrett auf dem Stege springt entzwei. Er rafft sich auf, eilt nach Hause, die Vila

immer hinterdrein, er setzt sich zu Tische, um zu nachtmahlen, die Vila setzt sich an seiner Seite neben seinem Knie nieder, er ins Bett, die Vila zu ihm ins Bett, er aus dem Bett, sie gleichfalls, er zur Arbeit, sie folgt ihm auf Schritt und Tritt.

Als nun Stanko merkte, daß die Vila durchaus von ihm nicht weichen will, beklagte er sich bei seinen Hausleuten und der ganzen Sippe. Berief man Zauberer und Zaubererinnen, Beschwörerinnen und Wahrsagerinnen — alle Mühe verloren, die Vila läßt von Stanko nicht ab, der war überdies auch kein Recke, sondern ein schwächliches Männchen. So währte dies volle drei Jahre, und während dieser Zeit trübte sich allmälig Stankos Geist, er wurde verrückt. Oft brach er in ein Geschrei und Gejammer, in ein wüstes Lärmen und Toben aus, als ob ihm jemand die Haut zu einem Weinschlauche abzöge; er warf mit sich auf die Erde, als schleuderte ihn jemand zu Boden, und gleich darauf zeigten sich auf seinem Körper blaue Striemen, als hätte ihn Einer mit einem Stock durchgebläut. Fragte man ihn: „Was ist Dir, Stanko?“, so antwortete er, daß ihn Vile deshalb prügeln, weil er sich weigere, mit ihnen durch die Welt zu ziehen. Oft fand man ihn in der Früh gefesselt, kreuzweis mit Bastwinden gebunden, und wieder erzählte er, daß es die Vile getan, weil er sich ihnen nicht füge und ihre Worte nicht beachten mag. Eines Morgens erblickte man Stanko auf dem Wipfel einer Weißpappel in der Nähe seines Meierhofes. Keine lebende Seele vermochte ohne außerordentliche Zurüstungen auf den himmelanragenden Stamm der Pappel hinaufgelangen. „Wer hat Dich, Stanko, auf die Pappel hinaufgeschafft?“ fragte man ihn, und er rief hinab: „Die Vile.“ Leute sahen sich genötigt, lange Nägel in den Stamm hineinzuschlagen, und

so klommen sie zu Stanko hinauf, der oben an der Spitze im Geäste mit Lindenbast angebunden war. Mit Müh und Not hat man ihn losgelöst, denn so fest war er angebunden; dann ließ man ihn auf einem Seil herab.

Mehr als fünfzehn Jahre lang ertrug Stanko derartige Qualen durch die Vile, bis man ihn schließlich eines Morgens in der Nähe der Hütte in einer Grube fand, in der war er im Kote erstickt.







109.

Der durchtriebene Diener.

Es war einmal ein Vater, der hatte einen einzigen Sohn. Der Sohn war schon herangewachsen und entschloß sich einen Dienst zu suchen. Als er mit seinem Vater auf dem Wege war, kam ihnen ein Herr entgegen; dieser Herr war niemand anderer, als der Teufel selbst. Der sprach zum Vater: „Laß ihn bei mir in Dienst treten, und komm nach einem Jahre wieder an diesen Ort ihn abholen.“ Auf dem Wege sagte der Teufel zu dem Burschen: „Wenn du mir in Allem genau gehorchen, und Alles das tun wirst, was ich dir befehle, so wirst du eine Menge gar nützlicher Dinge von mir lernen.“ Nach einem Jahre kam der Vater an den bezeichneten Ort. Da traf er schon seinen Sohn an, der war dem Teufel vorausgeeilt, weil er wohl wußte, was dieser im Schilde führe. Er sagte zu seinem Vater: „Der Teufel wird dir eine ganze Schaar Raben zeigen, darunter auch mich, und wird dich fragen: „welches ist dein Sohn?“ — du brauchst nichts anderes zu tun, als den zu bezeichnen, der am meisten mit den Flügeln herum-

schlagen und am ärgsten krächzen wird, das werd ich nämlich sein.“ Dann entfernte sich der Sohn schleunigst.

Als der Teufel mit den Raben kam, fragte er den Vater: „Welcher ist dein Sohn? Errätst du welches er ist, so darfst du ihn ohne weiteres mitnehmen; errätst dus aber nicht, so muß er noch ein Jahr bei mir dienen.“ Der Vater wußte selbstverständlich, was er sagen soll, da ihn vorher der Sohn von dem was kommen wird unterrichtet, und bedeutete ohne Umschweife: „Der dort, der am meisten krächzt!“ Nun sprach der Teufel: „Du hasts getroffen; du kannst ihn jetzt mit nach Hause führen, doch wenns dir beliebt, so will ich ihn weiter in meinen Diensten behalten.“ Der Vater gab dazu seine Einwilligung, und der Sohn blieb noch ein Jahr bei dem Teufel in der Lehre. Nach Ablauf dieses zweiten Jahres stellte sich der Vater wieder dort ein, traf schon seinen Sohn an und dieser sagte zu ihm: „Er wird dich uns diesmal als Pferde vorführen, und ich bin dann dasjenige, das am meisten wiehert und scharrt.“ Als der Teufel mit den Pferden erschien, fragte er den Vater: „Welches ist dein Sohn?“ und der Vater antwortete: „Dies da, das am meisten scharrt und wiehert.“ Hierauf übergab ihm der Teufel den Sohn und eine Menge Geldes, nur verwandelte er den Sohn nicht in einen Menschen, sondern beließ ihm die Pferdegestalt. Der Vater führte das Pferd fort, und es sagte auf dem Wege zu ihm: „Väterchen, führ mich auf den Markt zum Verkauf. Der Teufel wird mich um teueres Geld kaufen, nur mußt du wohl acht geben, daß du mir den Zaum abnimmst, sobald der Handel abgeschlossen ist, denn sonst bekommst du mich nimmermehr zu sehen.“ Gut. Der Vater führte seinen Sohn auf den Markt, der Teufel stellte sich sogleich als Käufer ein und erstand um hohes Geld das Pferd. Schnell

wollte der Bauer, sobald der Handel abgeschlossen war, den Zaum abnehmen. Doch schneller war der Teufel, der im Nu mit dem Zaum in der Hand sich aufsetzte und wegritt. Nach einem anstrengenden und weiten Ritt, kamen sie vor eine Schenke, wo der Teufel einkehrte, nachdem er das Pferd zuvor vor dem Wirtshause an einen Baum gebunden.

Während der Teufel drinnen trank, kam ein altes Weib daher und wollte das Pferd bei Seite schaffen. Wie sie es hin und her zerrte, fiel ihm der Zaum ab, und da er vom Teufel im Laufe seiner Dienstzeit zu hexen gelernt, verwandelte er sich in ein kleines Vöglein und flog flugs davon. Kaum gewahrte dies der Teufel, so verwandelte er sich in einen Geier und setzte dem Vöglein nach. Schon war er ihm ziemlich nahe gekommen, als sie in eine Stadt gelangten, wo eine Prinzessin sich befand. Als das Vöglein sich in äußerster Gefahr sah, flog es der Prinzessin in den Busen, und da hörte des Teufels Gewalt übers Vöglein auf. Die Prinzessin liebte ihr Vöglein gar sehr und wollte es dem Teufel um keinen Preis ausliefern, selbst dann nicht, als sie ihr Vater dazu aufforderte. Einmal nun sagte das Vöglein zur Prinzessin, sie möge es ohne weiteres dem Teufel ausliefern, nur soll sie es im Zimmer auslassen und der Teufel mag es selbst fangen. So tat sies auch. Kaum war das Vöglein frei, so verwandelte sich der Teufel in eine Katze, das Vöglein aber in einen Wolf. Im Nu verwandelte sich der Teufel in Hirsekörnlein, das Vöglein dagegen verwandelte sich in eine Gluck und pickte die Hirse ganz auf. Bald darauf feierte dieser durchtriebene Diener mit der Prinzessin seine Hochzeit.





110.

Immer dümmer.

Es war einmal ein Bauer, der gieng auf sein Feld hinaus, um zu ackern, sagte aber zuvor zu seinem Weibe, sie soll ihm das Mittagsessen aufs Feld hinausbringen. Das Weib schickte ihr Töchterchen mit dem Essen fort aufs Feld, und das Mädchen machte sich auf den Weg. Als sie so etwa auf dem halben Wege war, sah sie eine Weide und setzte sich in ihren Schatten, um ein Weilchen auszurasten. Während sie so da saß, verfiel sie in Nachdenken, wie die Mutter damit umgehe, sie zu verheiraten, wie sie dann ein Knäblein gebären, dem Kinde in der Taufe den Namen Stojan geben werde, und Stojan bald darauf sterben dürfte. „O, wie werd ich dann um das Kind jammern, wenn es stirbt!“ Vom Gram überwältigt brach sie in Klagen aus: „Muttersöhnchen, Stojan! O, mein Söhnchen Stojan!“ So vertrieb sie sich die Zeit. Weil sie aber gar zu lang ausblieb, kam die Mutter sie suchen. Sie fand die Tochter ganz verweint unter jener Weide sitzen und fragte sie, was denn los sei und womit sie sich verweile? Nun erzählte

die Tochter, sie hätte sich da niedergesetzt, und nachgedacht, wie sie jammern möchte, wenn sie einen Sohn bekäme und der Sohn dann stürbe. Da brach auch die Mutter in Thränen aus und jammerte: „O Großmütterleins Stojanchen! O weh, Großmütterleins Augentrost!“

Als es dämmerte, machte sich der Bauer auf den Heimweg und traf die Zwei dort unter der Weide, wo sie klagten und sich abhärmten. Er fragte sie: „Ja, warum habt Ihr mir mein Mittagsessen nicht gebracht?“ Nun erzählten sie ihm wie und warum sie den ganzen lieben Tag da jammerten. „Ich dachte darüber nach,“ sagte das Weib, „wenn ich dieses, mein Mädchen, verheirate, sie dann ein Kind zur Welt bringt und das Kind bald darauf stirbt, und darum sind wir so ganz in Klagen zerfloßen.“ Er entgegnete ihnen: „Morgen will ich mich mal in fremden Dörfern umsehen, ob es auch anderswo solcher Tolpatsche gibt, wie Ihr seid.“ So wars auch. Auf seiner Wander kam er in ein Dorf und fand dort Leute, die bauten eben ein Haus. Es war ihnen aber ein Balken zu kurz und drum zerrten die Einen auf der einen, die Anderen auf der anderen Seite am Balken, und meinten, sie würden ihn so ausdehnen. Fragte sie nun der Bauer: „Was treibt Ihr denn da?“ und sie gaben ihm Auskunft. Dann sagte er wieder: „Was krieg ich von Euch, wenn ich Euch sage, wie man den Balken am ehesten länger machen kann?“ und man antwortete ihm: „Was immer du verlangst.“ Darauf nahm der Mann einen zweiten Balken und fugte ihn in den ersten ein; so war der Balken verlängert und hielt fest. Er aber bekam soviel Geld als er nur wollte.

Jetzt wanderte er weiter und gelangte in ein zweites Dorf, wo er Leute antraf, die ein Haus ohne Fenster gebaut hatten, und weil die Sonne ins Haus nicht hinein-

schien, in einer Kiste das Sonnenlicht ins Haus hineintrugen. Der Bauer verwunderte sich über ihr sonderbares Tun und fragte sie: „Was treibt Ihr denn da?“ und sie erzählten ihm ihre liebe Not mit dem dunklen Hause. Da brachte er ihnen am Hause Fenster an, und so konnte die Sonne ins Haus hineinscheinen. Dafür erhielt er gar viel Geld.

Er zog nun in ein drittes Dorf und sah dort einen Mann, der hatte sich ein neues Paar Hosen machen lassen, und war jetzt auf einen Baum hinaufgeklettert, und wollte in die Hosen hineinspringen, weil er sonst nicht wußte, wie man Hosen anzieht. Der Bauer zeigte ihm aber, wie man viel leichter Hosen anzieht und bekam dafür wieder recht viel Geld. In einem vierten Dorfe ließ ihn der Zufall einem Mütterchen begegnen, die war in die Nachbarschaft gegangen, um eine Hand voll Salz auszuborgen, als sie aber die Hand in die Salzbüchse gesteckt und die Hand voll hatte, konnte sie die geballte Faust nicht mehr aus der Büchse herausziehen. Das ganze Dorf war herbeigelaufen, Kinder, Männer und Weiber. Alle schrieen und jammerten, weil das Weib jetzt in der Klemme stak. Unser Bauer aber versetzte der Vettel einen Hieb über die Hand, da ließ die Alte das Salz aus der Hand und war gerettet. Auch dort bekam der Mensch Geld. In dem nächsten Dorfe stieß er auf einen Hochzeitszug; die Braut war bis an die Thür gekommen, konnte aber nicht ins Haus hinein, weil die Thüre zu niedrig war. Man schrie schon, wie toll, durcheinander, die Braut soll lieber ins Elternhaus zurück. Der Bauer gab ihr nun einen Tritt in die Kniebeuge, die Braut rumpelte in die Stube hinein, und er wurde wieder reich beschenkt.

Im nächsten Dorfe, in das er gelangte, traf er zwei Schwägerinnen, die wuschen Wäsche. Bei ihnen in der Nähe befand sich ein Ferkel, das lief so hin und her. Rief der

Mann den Weibern zu: „Helf Euch Gott.“ — „Bescheer er uns Alles Gute!“ — „Nun . . . . wißt Ihr, liebe Töchterchen, was mich hieher führt?“ — „Was denn, Väterchen?“ — „Ich komme her, damit ich dieses Ferkel da zur Hochzeit führe; denn sein Bruder heiratet.“ — „Heisa! Väterchen, sollst leben und gesund sein, was du da sagst!“ Nun tummelten sie sich um die Ausstattung. Schrie die Eine: „Hurtig, gib das Seidentuch her, ich geb mein Umhängtuch,“ und die Andere: „Du aber gib das Schnurwerk her, ich geb mein Korallenhalsband,“ u. s. w. So schmückten sie denn das Ferkelchen aufs Beste aus und übergaben es dem Bauer, damit ers zur Hochzeit führen soll. Kaum war er aus dem Dorfe draußen, so nahm er schon die Sachen vom Ferkel herab und ließ das Ferkel ins Feld laufen. Inzwischen kamen die Männer jener Weiber nach Haus, und die Weiber erzählten ihnen vergnügt, wie schön sie das Ferkelchen zur Hochzeit ausgestattet. Da riefen die Männer aus: „Schnell ihm nach, den Kerl müssen wir einholen.“ Der Eine schwang sich rasch aufs Pferd und jagte unserem Bäuerlein nach, holte ihn ein und fragte ihn: „Hast du nicht einen Menschen da vorbei gehen gesehen, der ein Ferkel vor sich trieb?“ — „Ja freilich. Gerade zuvor bog er dort ins Feld ein. Schau hin! . . . Gib mir das Pferd, ich halts, du lauf aber ins Feld, damit du den noch erwischst!“ Gibt der richtig das Pferd her und läuft querfeldein, unser Bauer aber setzt sich aufs Pferd, reitet nach Haus und sagt zu seinem Weib und dem Töchterlein: „Hätt ich nicht Leute gefunden, die noch immer dümmer sind, als Ihr Zwei, ich hätt euch wirklich braun und blau geschlagen!“





111.

Ein altes Weib ist ärger als der Teufel.

Zur selben Zeit, als ich in die Mühle kam, um mein Mehl abzuholen, waren dort der Teufel und ein altes Weib eingetroffen. Diese Zwei unterhielten sich längere Zeit, es kam zwischen ihnen zu einer Meinungsverschiedenheit, die artete schließlich in bitteren Streit aus. Da sagte die Alte zum Teufel: „Wir wollen uns gegenseitig durchbläuen.“ Entgegnete der Teufel: „Was? — du willst dich mit mir prügeln?“ — „Gut, gut, du wirst schon sehen, wie die Geschichte noch enden wird.“ Der Teufel nahm eine große Stange zur Hand, die Vettel zog einen Ziegenhainer unter der Schürze hervor. Gleich beim ersten Ausholen blieb die Stange des Teufels im Deckengebälk stecken, und so konnte er die Alte nicht prügeln, während sie ihn mit einem Hagel wohlgezielter Knüttelhiebe überschüttete. Endlich sagte der Teufel: „Hör mal, Strunsel, so klappt mirs nicht, laß uns ins Freie hinausgehen.“ — „Gut, wir gehen hinaus,“ erwiderte die Alte, „doch gib du mir die Stange, da hast du meinen Knüttel.“ Der Teufel ahnte nicht im

Entferntesten, wie sich die Geschichte weiter entwickeln wird. Er gab ihr die Stange in die Hand und nahm den Knüttel. Im Freien sagte die Alte: „Es ist nicht gut, wenn wir so nahe aneinanderstehen, der Zwischenraum muß ein größerer sein.“ Der Teufel willigte ein, und die Alte ließ einen Streich nach dem anderen auf seinen Kopf fallen, während er mit dem kurzen Knüttel in der Hand, sich im Kreise drehte, und zudem mit der anderen Hand die Augen sich zuhielt, weil er sie vor den Schlägen schützen wollte. So konnte er nicht ein einzigesmal die Alte treffen, weil sie ja außer dem Bereiche des Knüttels sich befand, und dann sah er sie auch gar nicht.

Ich habe mit dem Müller die längste Zeit dieser köstlichen Hetze zugeschaut und beide schrieen wir: „Hau drein du Teufel auf den Satan.“ — Nachdem die Alte den Teufel schon windelweich geprügelt, fragte sie ihn: „Hast noch Lust dich mit mir zu prügeln?“ Antwortete der Teufel: „Laß mich, Strunsel, in Ruh, du bist noch ärger als ich!“

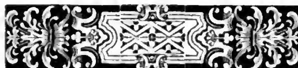


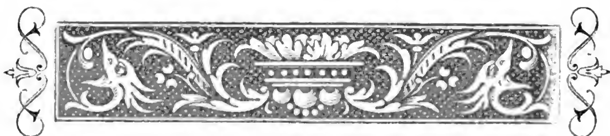


112.
Müller und Kaiser.

Es war einmal ein Müller, der ließ in großen Buchstaben auf sein Haus schreiben: „Ich lebe ohne Sorgen." Nun traf es sich einmal, daß der Kaiser an dieser Mühle vorüberzog und diese Aufschrift bemerkte. Da läßt er den Müller herausrufen: „Wie kannst du dich unterstehen, in die Welt zu posaunen, daß du ohne Sorgen lebst? Ich bin Kaiser und kann es von mir nicht sagen, wie kommst du dazu!" Antwortete der Müller: „Nun ja, ich bin halt ein reicher Mann und kann leicht ohne Sorgen leben." „Gut," entgegnete der Kaiser, „weil du gar ohne jede Sorge lebst, so will ich dich lehren, was Kopfzerbrechen ist," und gab ihm folgende drei Fragen, die müsse er binnen Jahr und Tag lösen. Erstens: „Wie weit ist es bis zum Himmel?" Zweitens: „Wie hoch schätztst du mich?" Drittens: „Was denke ich in diesem Augenblicke?" Das war für den Müller eine harte Nuß zu knacken, er ließ den Kopf hängen und schlich seit der Zeit traurig einher. Fragte man ihn um den Grund seiner Traurigkeit, so gab er keine Ant-

wort. Schon gieng das Jahr zur Neige und er wußte noch immer keine Antwort auf die gestellten Fragen. In seiner Bedrängnis klagte er sein Leid seinem jüngeren Bruder, der war bei ihm Schafhirte, und der Bruder sagte zu ihm: „Gib du mir dein Gewand und ich will für dich vor den Kaiser treten, ich hoffe die Sache auszutragen.“ Zur bestimmten Frist stellte er sich dem Kaiser vor, und der Kaiser fragte ihn: „Wie weit ists bis zum Himmel?“ Antwortete der Hirte: „Eine Tagereise; denn als Jesus am Kreuze hieng, wandte er sich zu dem Manne rechts mit den Worten: „Heute wirst du noch mit mir im Paradiese sein.“ — „Wie hoch schätzst du mich?“ — „Jesus, unser Gott, wurde um dreißig Silberlinge verschachert. Du bist der erste nach Gott und bist wohl nicht mehr als neunundzwanzig Silberlinge wert.“ — „Was denke ich in diesem Augenblicke?“ — „Du denkst, ich sei der Müller, doch ich bins nicht; ich bin sein Bruder.“ Der Kaiser fand die Antworten zutreffend und beschenkte ihn reichlich. Und der Hirte lebte weiter mit seinem Bruder, dem Müller, in Glück und Frieden.





113.

Fliehe Teufel, das Weib kommt.

Es war einmal ein Mann, der hatte ein Haus voll Kinder, war aber so arm, daß es ihm oft an dem Nötigen fehlte, um seinen Kindern Brod zu kaufen. Von Verzweiflung ergriffen, gieng er in den Wald in der Absicht sich zu erhängen. Da trat ihm ein fremder Herr, es war der Teufel, entgegen und fragte ihn: „Was möchtest du dir am liebsten wünschen?“ Der Mann antwortete: „Am liebsten wünscht ich mir einen Sack voll Geld.“ Und der Fremde versetzte: „Wenn du mir deine Seele nach deinem Ableben zu eigen gibst, will ich dich immer mit Geld in Hülle und Fülle versehen.“ „Und warum soll ich denn nicht darauf eingehen,“ erwiderte der Mann, „bin ich einmal gestorben, weiß ich ja ohnehin nicht was mit mir geschieht; topp, ich schlage ein!“ Der Fremde reichte ihm nun einen Sack voll Geld mit den Worten: „In zwanzig Jahren hol ich mir deine Seele ab.“ Der Mann gieng nach Haus und lebte einige Jahre in großer Zufriedenheit, aber in letzterer Zeit überschlich ihn öfters tiefe Traurigkeit und verschlossen suchte er die

Einsamkeit auf. Das fiel seinem Weibe auf und sie fragte ihn: „Was fehlt dir, lieber Mann, daß du so niedergeschlagen bist?“ Entgegnete er: „Wie sollt ich nicht niedergeschlagen sein, der ich meine Seele dem Teufel verschrieben habe; die Frist ist bald verstrichen, wo er sie abholen kommt.“ Versetzte das Weib: „Hat er dir auch den Tag seiner Ankunft angegeben?“ „Freilich, hat ers.“ „Nun, so brauchst keine Furcht zu haben.“

Als der bestimmte Tag herangenaht war, hieß das Weib ihren Mann sich in die Mitte der Stube setzen, sie selbst aber stellte sich zum Fenster, in der Hand eine Flasche mit einem Stöpsel. Sobald sie des Teufels ansichtig wurde, rief sie ihm zu: „Der Weg in die Stube führt durch dieses Fläschchen.“ Ahnungslos schlüpfte der Teufel hinein, und rasch verkorkte das Weib die Flasche. Bei diesem Anblick war der Mann voll Freuden, das Weib aber hieng das Fläschchen mit dem gefangenen Teufel über den Ofen, in dem brannte ein starkes Feuer. Als die Leute im Dorfe davon erfuhren, bemächtigte sich ihrer große Angst und sie übersiedelten allmählig in eine andere Gegend. Nach vielen Jahren kam einmal ein Soldat in dieses Dorf und quartierte sich in dem nunmehr verlassenen Hause ein, denn Mann und Weib waren schon lange todt. Er trat in das bekannte Zimmer ein und der Teufel fieng ihn an zu bitten, er möge ihn frei lassen. Der Soldat sieht sich überall um und sieht keinen Rufer. Zornig wie er war, wollte er schon das Zimmer verlassen, als sein Blick auf die Flasche über dem Ofen fiel, und der Teufel rief ihm wieder zu: „Ich rufe dich, der ich in diese Flasche von einem Weibe eingeschlossen wurde, gib mich frei, ich will dich glücklich machen. Zwei Grafen werden dir je die Hälfte ihrer Güter und jeder ein Schloß schenken. Ich will nämlich bei ihnen so-

lange hausen, bis du mich vertreibst, und sie werden dir so ihre Erkenntlichkeit dafür ausdrücken. Doch bei dem dritten Grafen, sollst du das Austreiben fein bleiben lassen, denn vertreibst du mich nicht, verfällst du mir mit Haut und Haaren, vertreibst du mich, bist du auch weiterhin mein Herr."

Der Soldat ließ ihn frei und der Teufel begab sich zu einem Grafen, wo er nächtlicher Weile entsetzlich zu poltern anhub. Lange wußte der Graf nicht, wie er sich des schlimmen Gastes entledigen werde, als man ihm die Nachricht brachte, jener Soldat verstehe sich aufs Teufelaustreiben. Er ließ ihn also rufen. Der Soldat kam, und der Graf sagte zu ihm: „Wenn du ihn austreibst, schenk ich dir die Hälfte meiner Güter und ein Schloß dazu." Der Soldat vertrieb den Teufel und erhielt den zugesagten Lohn. Der Teufel hatte sich indessen bei einem anderen Grafen eingenistet und ließ sich gleichfalls, von dem Soldaten vertreiben, der wurde wiederum so wie von dem ersten Grafen beschenkt. Jetzt suchte der Teufel den dritten Grafen heim. Dieser ließ den Soldaten bitten, er soll auch hier die Austreibung vornehmen, doch der Soldat weigerte sich, weil ers nicht mehr dürfe. Endlich ließ er sich dennoch bestimmen und kam zu jenem Grafen, wie aber der Teufel seiner ansichtig wurde, rief er ihm zu: „Du bist mir verfallen!" Antwortete der Soldat: „Ich bin ja nicht gekommen dich austreiben, bei Gott nein, ich wollte dir nur etwas mitteilen, aber wenn dem so ist, so geh ich." Der Teufel war neugierig und wollte die Neuigkeit wissen. Da sagte der Soldat: „Flieh Teufel, das Weib kommt mit dem Fläschchen, es ist um dich geschehen." Da packte den Teufel Entsetzen und schleunigst ergriff er die Flucht. Zum Lohne erhielt der Soldat von dem Grafen die Hälfte seiner Besitzung und dessen Tochter zur Frau. Jetzt

lebte der Soldat frohe und glückliche Tage und bekam zahlreiche Nachkommenschaft. Bei der Taufe seines Erstgeborenen war ich mit eingeladen und ließ mir den trefflichen Wein gut schmecken. Zum Andenken aber an diese Begebenheit pflegt man noch heutigen Tags zu sagen: Fliehe Teufel, das Weib kommt!“



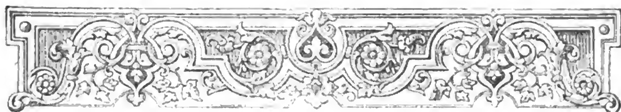


114.
Der Flaschenkürbis.

Vor Zeiten, wo man hier zu Lande die Flaschenkürbisse noch nicht kannte, fand einmal ein Bauer auf einem Hügel in der Nähe seines Dorfes einen Flaschenkürbis, und dachte, er habe Gott weiß, was für einen Fund gemacht. Tief besorgt suchte er den Dorfrichter auf und fragte ihn, was das für ein Ding sei, doch auch der konnte ihm keine Auskunft geben; deshalb berief er alle Ältesten des Dorfes zur Beratung, in der Hoffnung, von einem unter ihnen einen Aufschluß über das sonderbare Ding zu erhalten. Alle standen ratlos da, bis endlich einer aufstand und sagte: „Es kann nicht anders sein, es ist ein Stutenei, denn dort herum pflegen die Stuten am liebsten zu weiden.“ Einstimmig billigten die Bauern diese Erklärung, doch jetzt entstand eine neue Schwierigkeit, weil man nicht wußte, wie man eine Stute auf dieses Ei ansetzen soll, und so beschloß man endlich, jedes Haus müsse abwechselnd einen Mann stellen, der das Geschäft des Ausbrütens versehen wird. Als der Kürbis schon gelb sich zu färben anfieng, sagten sie: „Nun wird das

Füllen bald herauskriechen." So kam die Reihe zu brüten an einen Schliffel von einem Burschen, der rutschte fortwährend auf dem Kürbis hin und her, und da geschah es, daß der Kürbis unter seiner Last mürbe wurde, nachgab, in den Graben hinunterkollerte und ins Gebüsch hineingeriet, wo gerade ein Häslein sein Nachmittagsschläfchen hielt. Der Hase sprang entsetzt auf und ergriff die Flucht, während ihm die Bauern nachliefen und nachschrieen: „Hör doch mal, hör doch mal!" Aber hör hin, hör her, der Hase hört nicht, sondern rennt in wilden Sätzen dem Walde zu. Nun kehrten die Bauern zurück, und wollten sehen, wie der Hase aus dem Ei herausgeschlüpft und sahen eine Menge Kürbiskerne. Jetzt erst besann sich der eine und der andere von ihnen, es dürfte dies überhaupt kein Ei sein, sondern etwas ganz anderes, und der Dorfrichter verteilte die Kerne an die Häuser im Dorfe, mit dem Auftrage man soll sie anbauen. Im nächsten Sommer erkannte man die eigentliche Art des geheimnisvollen Dinges und pflanzte seitdem alle Jahre Flaschenkürbisse. Jenen ersten Kern aus welchem der erste Kürbis gewachsen, muß wohl ein Wandervogel aus fremden Landen in unsere Gegend gebracht und hier fallen gelassen haben, und so wuchs an der betreffenden Stelle der Kürbis.





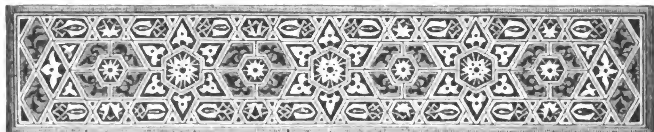
115.

Wer seinem Nächsten etwas raubt, soll es vor seinem Tode zurückgeben.

Waren mal zwei Gevattersleute, deren Grundstücke grenzten aneinander. Einmal ackerte der eine Gevatter und wie er ackerte, ackerte er auch ein großes Stück Feldes ab, das seinem Gevatter gehörte, er schob nämlich die Grenzmarke weiter hinaus. Doch als dieser Mann gestorben war, kam er jeden Tag, sobald die Dämmerung hereinbrach, auf jenes Feld und jammerte: „Wehe mir, ach wehe mir, wie drückt es mir das Herze ab!“ Nun traf es sich einmal, daß der andere Gevatter gegen Abend aufs Feld hinausgieng und dort von der anbrechenden Nacht überrascht wurde. Auf einmal drangen aus der Ferne laute Wehrufe an sein Ohr, die näherten sich immer mehr und doch sah er niemand auf dem ganzen Felde. Ganz entsetzt eilte er nach Haus. Diese Rufe hörte er zu öfterenmalen und so teilte er es endlich auch dem Pfarrer mit. Der Pfarrer fragte ihn: „Wem hat der Acker gehört, der an den deinigen

angrenzt?" — „Meinem Gevatter." Und der Pfarrer antwortete: „Der Mann hat wohl den Rain weiter hinausgerückt, und jetzt muß er die Erde zurücktragen. Doch du kannst ihm leicht Erlösung bringen. Wann du ihn jammern hörst, so ruf ihm zu: „Wo dus genommen, gibs wieder zurück, und dir wird leichter werden." Der Mann befolgte den Rat und die Stimme dankte ihm dafür, und seit jener Zeit gieng es nicht mehr auf dem Felde um. Der Rain aber blieb fortab an seinem alten Orte.





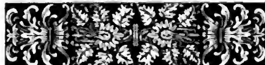
116.

Der Wolfshirte.

Es war einmal ein alter Wolfshirte, der war schon altersschwach und krank, und die Wölfe hatten nichts zu essen und weilten stets an seinem Hofe; die Sache verhält sich nämlich so: Geht ihr Hirte nicht mit ihnen, so kann sie jeder Mensch sehen und ohne weiteres tödten. Deshalb haben Wölfe, Hasen und Füchse ihren Hirten, und wenn der mit ihnen auszieht, so sind diese Tiere unsichtbar und der Jäger mag hart an dem Wolf vorübergehen, er sieht ihn nicht, es mögen ihn hundert Hunde begleiten. — Einst stellte ein Bursche ein Fangeisen für Wölfe auf und bestieg einen Baum in der Nähe, damit Niemand das Eisen fortstiehlt. Da kam eine Wölfin und geriet in die Falle. Der Bursche stieg vom Baume, warf über die Wölfin eine Kotze und trug sie nach Hause. Er trat in die Stube wo sein Schwiegervater krank im Bette darniederlag und sprach zu ihm: „Sehen Sie, ich habe doch eine Wölfin eingefangen; Sie haben aber

immer gesagt, so lange Sie leben, werde es mir nie glücken eines Wolfes habhaft zu werden.“ Hierauf entgegnete ihm der Schwiegervater: „Geh, setz mal die Wölfin nieder und gib mir die Peitsche her, die zu meinen Füßen liegt.“ Der Bursche reichte dem alten Manne die Peitsche, dieser ließ sie einmal durch die Luft sausen und die Wölfin war spurlos verschwunden. Der Bursche fragte verwundert den alten Mann, wohin denn die Wölfin plötzlich gekommen sei. Doch der Alte verweigerte beharrlich jede Auskunft, litt schwere Todespein und konnte keine Erlösung von seinen Qualen finden. Endlich sagte er zu seinem Schwiegersohne: „Nimm die Peitsche, geh in den Hof hinaus und laß sie einmal knallen, du wirst einen herrlichen Anblick genießen.“ Er tat so, wie er es ihm geheißen. Auf einmal kam er in die große Stube hineingerannt mit dem Ausruf: „Kommt heraus Leute, die Menge Wölfe anschauen!“ Die Leute liefen hinaus, doch keiner sah außer ihn allein die Wölfe. Nun gieng er zu seinem Schwiegervater und erzählte ihm, niemand sähe Wölfe, außer er allein. Hierauf antwortete ihm der Kranke: „Wenn dir Einer auf den rechten Fuß tritt, so wird er ebenfalls die Wölfe sehen können.“ Seit diesem Augenblicke war dieser Bursche Wolfshirte. Einmal kam er zu meinem Schwager auf die Feldarbeit und da sagte er im Vertrauen zum Ispan, er wollte ihm etwas besonderes zeigen, wenn er nicht erschrecken wird. Dann sagte er zu ihm: „Treten Sie mir auf den rechten Fuß.“ Er trat ihm auf den Fuß und sah sich ringsum von unzähligen Wölfen umgeben. Derselbe Hirte erzählte mir und beteuerte es bei Gott und Seligkeit, er habe zwei Steierer gesehen, die dort im Walde meines Schwiegervaters soviel Hasen und Füchse vor sich hertrieben, daß sich die Tiere drängten und stießen; mir aber sagte er, ich soll ihn im

Gebirge besuchen, er werde mir alle Wölfe zu zeigen, ich müsse ihm nur auf den rechten Fuchs treten; ich hab mir vorgenommen bei der ersten Gelegenheit seiner Einladung zu folgen. Jener alte Wolfshirte ist vor zwei Jahren gestorben.





117.

Der geprügelte Hirte.

Einen Hirten darf man nie prügeln, wenn irgend etwas im Hause zu Grunde geht, am allerwenigsten aber darf man einen Hirten prügeln, wenn ein Stück der ihm anvertrauten Heerde umkommt, weil sich der Schaden nur vergrößern würde. Es traf sich einmal, daß ein Wolf einem Hirten ein kleines Ferkel raubte. Als der Hirte nach Haus kam, wurde er weidlich durchgeprügelt; er entgegnete auf die Vorwürfe nichts sondern weinte bitterlich. Während er weinte, trat an ihn der Wolfshirte heran und tröstete ihn: „Hab keine Furcht deshalb und sei unbesorgt; laß du dich nur morgen um nichts auf der Welt bewegen, die Heerde auszutreiben, der soll gehen, der dich durchgeprügelt hat.“

Der Junge tat so, wie ihm geraten worden, und so gieng der Herr selbst mit den Schweinen aufs Feld. Dort angelangt zündete der Herr ein Feuer an; inzwischen schlichen sich zwei Wölfe heran und trugen ihm je ein Schwein fort. Als der Herr Abends nach Haus kam, schwieg alles still, keiner getraute sich über den Vorfall zu sprechen. Nun

beschloß der Herr alle seine fetten Schweine, eines nach dem anderen abzustechen. Nach einigen Tagen stach er ein Schwein ab. Der Wolfshirte stellte sich ein und bat den Herrn um ein Stück Fleisch, doch der Herr fuhr ihn barsch an: „Mir haben heuer," sagte er, „die Wölfe genug Fleisch aufgefressen, da soll ich noch den Rest an die Leute verteilen. Das fehlt mir noch zum Ganzen!" Ohne ein Wort darauf zu erwidern, wandte ihm der Wolfshirte den Rücken, gieng in den Hof hinaus, blies in sein Horn und im Nu waren soviel Wölfe da, als es Blätter im Walde und Halme in der Aue gibt, fraßen alle Schweine auf und überdies auch das schon zerlegte Fleisch, das der Herr im Hause hatte. Hierauf gab der Wolfshirte jenem Hirten eine Peitsche, mit der brauchte dieser nur zu knallen, um soviel Wölfe vor sich zu haben, als es Blätter und Gräser auf der Welt gibt. Mit der Peitsche in der Hand, zog der Hirte fort in die Welt.





118.

Kerzenträger.

Es gibt Bienenzüchter die am Feste aller Heiligen das heilige Brod, das sie beim Abendmahle empfangen im Munde behalten und es zu Hause ins Bienenhaus legen, damit die Bienen nicht absterben, oder auswandern sondern besser schwärmen. Zur Strafe für diesen Frevel müssen solche Leute nach ihrem Ableben ohne Kopf, mit einer brennenden Kerze in der Hand nächtlicher Weile umgehen. Man heißt sie Kerzenträger.





119.

Die wilde Moga.

Es gieng einmal ein Bauer bei anbrechender Dunkelheit von der Arbeit nach Hause. Auf der Mitte des Weges stand ein alter Baum, unter welchem sich ein großes Loch befand. Als der Mann zu diesem Baume kam, stürzte aus dem Loche eine feurige Sau heraus und verfolgte den Mann bis zu seinem Hause. Mit genauer Not gelang es dem armen Manne der Gefahr zu entrinnen und sich glücklich ins Haus hineinzuflüchten. Vor Schreck hatte er für eine Zeit lang die Sprache verloren; als er allmählig zur Besinnung kam, erzählte er den Seinigen, es wär dies eine feurige Sau gewesen, und man sagte ihm, es habe ihn eine wilde Moga verfolgt. Der Wald, in welchem der bewußte Baum stand, befand sich an der Grenze von Šalovec und Hum.





120.

Fünfzig Katzen.

Gieng mal ein Zigeunerlein ins Gebirge, um Holz zu fällen, konnte aber keines fällen, denn er erschrak über irgend etwas und lief davon. Als er nach Haus kam, fragte ihn die Zigeunerin: „Mann, wo bleibt das Holz?“ und er entgegnete ganz außer sich vor Entsetzen: Waaaaib, schauderrrhaft, grauuunvoll! Ich sah an fünfzig Katzen auf mich losstürzen und rannte davon!“ — „Nicht aufschneiden, Männchen, nicht aufschneiden!“ sagte die Zigeunerin. „Nun ja, Weib, warens vielleicht auch nicht gerade fünfzig, ihrer zwanzig waren es gewiß!“ — „Nicht aufschneiden, Männchen, nicht aufschneiden!“ — „Fünf waren es auf jeden Fall!“ — „Nicht aufschneiden, Mann, nicht aufschneiden!“ — „Ei was, Weib, es war freilich nur eine, aber das war eine, ungeheuer groß, so groß wie das Haus da!“ — „Nicht aufschneiden, Mann, nicht aufschneiden!“ — „Ich weiß eigentlich nicht recht, was es war, so ein dumpfes Waldesrauschen, ein Geisterschauern, da aber rannte ich!“





121.

Die gnädige Frau Schwiegertochter.

Es war einmal ein Vater, der hatte ein verwöhntes Muttersöhnchen. Der Herzensjunge tat, was ihm beliebte, und der Vater ließ ihm alles hingehen und sah ihm alles Ungemach nach. So wuchs der saubere Bursche auf, wurde eigensinnig, trotzköpfig, frech und spielte den Stutzer. Wenn gleich er nicht vom Adel war, verschaute er sich in ein adeliges Fräulein und wollte sie heiraten. Sein Vater war ja ein reicher Mann.

Geld ist beredter, als der größte Redner. Das Mädchen hätte gegen den reichen Freier nichts einzuwenden, wäre er nur von Adel.

Der Sohn bestürmte seinen Vater, sich einen Adelsbrief zu kaufen, er solle kein Geld sparen, es liege ja ohnehin in Fülle unnütz da. Was bleibt dem gutmütigen Vater übrig, er muß den Adel sich kaufen.

Doch auch dies genügte dem edelgeborenem Fräulein nicht; sie stellt eine neue Forderung, der Schwiegervater soll

sein ganzes bewegliches und unbewegliches Gut auf den Sohn und auf sie grundbücherlich übertragen lassen, d. h. Wiesen, Felder, Weingärten, Fruchtgärten, Haus und Hof, kurz die ganze Habe, ihnen verschreiben.

Der einfältige Vater geht ihr auf den Leim und tritt sein ganzes Vermögen dem Sohn der Schnur ab. Also kam das adelige Fräulein ins Haus. Eine Adelige hatte somit einen Adligen geheiratet. Sie erteilt wie eine Wütende im Hause ihres Schwiegervaters Befehle. Sie ist der Herr, und der Schwäher ist das fünfte Rad am Wagen. Es währte nicht lange und sie wollte es um keinen Preis dulden, daß ihr Schwiegervater beim Mittag- und Abendessen mit ihr an einem Tische sitze, denn er ist ihr zu gemein, zu ungehobelt, von niedriger Gesinnung, er hüstelt zuviel, ist eine Schlafmütze und hat stets Triefaugen. Welcher Mensch würde so etwas lange ertragen wollen? Der Schwäher muß seinen eigenen Tisch bekommen, er muß aus dem Herrenzimmer hinab in die Gesindestube. Dort soll er essen und trinken, schlafen kann er in dem Kämmerchen, das an den Pferdestall stößt. Dort mußte der greise Vater seine Tage verbringen, dort beweinte er sein grimmes Leid und Elend. Sein Sohn und die Schnur behandelten ihn, wie einen gemeinen Hausknecht.

Anfangs war diese Behandlungsweise dem Sohne unangenehm und zuwider; doch sein Weib setzte ihm Tag für Tag zu und quälte ihn solange, bis er endlich zur Überzeugung gelangte, er könne sie nicht eines Besseren belehren und so ließ er ihr ihren Willen.

Der alte Vater ertrug mehrere Jahre diese üble Behandlung, war schon ganz verkommen und hatte schon längst auf jede Pflege und Wartung Verzicht zu leisten gelernt.

Aus Scham und Scheu klagte er niemand mehr sein Leid außer Gott allein und fügte sich ins Unabänderliche.

Nun gebar seine gnädige Frau Schwiegertochter zwei Söhne. Der ältere Knabe hatte seinen Großvater von Herzen lieb, suchte sich Tag für Tag bei ihm mehr einzuschmeicheln, tummelte sich um ihn herum und spielte mit ihm. Das sah die Mutter mit scheelem Augen an und deshalb war sie dem jüngeren Sohne viel gewogener.

Die Schnur lebte als Hausfrau auf gar hohem Fuße und die Folge davon war Abnahme des Wohlstandes. Allmählig drängte sich ihr die Überzeugung auf, es müsse gespart werden. Und sie fieng wirklich an sparsamer zu werden. Den Anfang machte sie mit dem Schwäher, der ihr im Verhältnis zu der Arbeit die er verrichtete, viel zu viel zu essen und zu trinken schien. Von nun an zählte sie ihm sozusagen jeden Bissen in den Mund. Schließlich entzog sie ihm auch sein noch immer halbwegs anständiges Bett. Der Greis gierte schon nach einem etwas besseren Essen. Oft verfluchte er den hochadeligen Stammbaum seiner Schnur, das Nest, aus dem sie ausgeflogen, die Wiege, in der sie gewiegt, die Brust, von der sie genährt worden und den Schoß, der sie getragen.

Das brachte die Schnur außer Rand und Band vor Ingrimm. Du hättest sie sehen sollen, wie sie im Hause herumraste, sie spie Feuer und Flammen vor Galle, wie eine giftige Natter im Kloben, und tobte gegen ihren Mann, er soll ihr den Schwäher aus dem Haus schaffen, sonst werde sie es auf Nimmerwiedersehen verlassen.

Ihr Mann sucht sie zu besänftigen, beschwört sie sie soll sich ruhig verhalten, gibt ihr guten Rat, alles in den Wind gepredigt, das Weib läßt sich nicht mit eisernen Zangen im Zaume halten, an ihr ist Hopfen und Malz verloren. End-

lich begibt sich der Sohn zum Vater und gesteht ihm offen und unumwunden, wie es im Hause zugeht. Der Vater bricht in Thränen aus und spricht: „Mein Sohn! Laß mich wenigstens unter meinem Dache sterben, damit ich nicht unter einem fremden Zaune elend verschmachte! Was fang ich alter, entnervter und gebrochener Mensch an?“

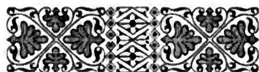
Inzwischen hört man das ungeberdige Gekeif der Schnur aus dem Hause. „O mein Sohn!“ fährt der Greis fort „gib mir irgend eine Decke oder Kotze; in meiner Kammer ists bei dieser Kälte kalt, wie in einem Hundestall, ich halts, sonst nimmer aus. Die Schnur gibt nichts her.“ Der Sohn schickt sogleich seinen älteren Jungen in den Pferdestall um eine Pferdedecke für den Großvater zum Zudecken.

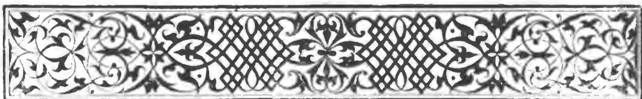
Der Knabe gieng auf der Stelle in den Stall, nahm eine gestreifte Pferdedecke, zog sein Taschenmesser aus dem Sack, und trennte der Nat nach die Decke in zwei Teile und brachte die eine Hälfte zum Vater und Großvater in die Kammer. Zugleich mit ihm trat auch seine Mutter, die gnädige Frau Schwiegertochter hinein in die Kammer.

Es sieht der Greis seinen Enkel mit der halben Decke kommen und bricht in jammervolle Klage aus: „Auch du mein Kind scharrst glühende Kohlen auf das Haupt deines Großvaters? Von dem Wenigen reißt du mir noch die Hälfte ab?“ „Wo ist die andere Hälfte der Decke?“ fragte der Vater erregt seinen Sohn und der Knabe antwortete: „Die andere Hälfte hab ich für dich, Papa, zurückgelegt, damit du dich womit zuzudecken hast, wenn du einmal so alt wie der Großvater wirst.“

Bei diesen Worten ward dem Vater, als wenn ihn eine Natter gestochen. Er fiel vor seinem greisen Vater auf die Kniee und flehte: „Vergib mir, teuerer Vater, o vergib!

Die Augen sind mir geöffnet worden. Ich habe gesündigt! Gott erbarme sich meiner! Vergib, ich will wieder Alles gut machen.“ Dann wandte er sich zu seinem Weibe: „Du Weib! Gib acht! Ich befehle dir meinen greisen Vater, als den Herrn dieses Hauses hoch in Ehren zu halten, ihn aufs Sorgfältigste zu hegen und zu pflegen, wenn dirs nicht recht ist, so geh mir aus den Augen und ziehe, wohin du willst.“ Dabei blieb es. Die Frau besserte sich und nahm Vernunft an, und von dieser Zeit ab wandte sich Alles im Hause zum Besseren. In Allem sah man Gedeihen und Gottes Segen. So geht es ja überall, wo der Jüngere den Älteren ehrt und seinen Rat hoch achtet.





122.

Die drei klugen Brüder.

Es waren einmal in alter Zeit drei Brüder, die hatten eine schöne Stute. Eines Tages stahl ihnen jemand die Stute. Als die Brüder ihren Verlust bemerkten, sprachen sie zu einander: „Laßt uns raten, wer die Stute fortgeführt; muß ein groß gewachsener Mensch sein.“ „Wenn er groß ist, so ist er auch blond,“ versetzte der Mittlere; darauf der Jüngste: „Wenn er blond ist, so trägt er einen recht stattlichen Schnurrbart. Verfolgen wir ihn.“

Gesagt getan. Sie liefen die Ebene entlang und erreichten auf dem Wege einen Mann, auf den paßte die aufgestellte Beschreibung vollkommen gut. Er war großgewachsen, blond und trug einen großen Schnurrbart, nur die Stute war nirgends zu sehen. Sie überfielen ihn gleich giftigen Hornissen und drangen auf ihn ein: „Wo ist unsere Stute? Augenblicklich gibst du Sie zurück oder bezahlst sie. Eines von Beiden.“ Als der Mann sah, daß er trotz Gottes Gerechtigkeit hier schlimm fahren kann, suchte er sich von ihnen frei zu machen, bat und beschwor sie, sie möchten ihn

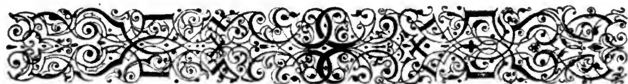
doch in Ruh lassen, er habe ihre Stute gar nicht gesehen, geschweige denn gestohlen. Doch die Brüder blieben bei ihrer Anschuldigung: „Her mit unserer Stute, du hast sie uns gestohlen!“ Und als sie ihn verstockt sahen, stießen sie ihn selbdritt vor sich her, und fort giengs zum Kadi nach Travnik.

Der Kadi: „Was wollt Ihr?“ Die drei Brüder, wie aus einer Kehle: „Der Kerl da hat uns unsere Stute gestohlen, und drum sind wir vor dich gekommen, damit du sie uns bezahlt machst.“ „Ja, woher wißt Ihrs denn, daß gerade er euch die Stute gestohlen?“ Darauf die Brüder: „Sollst gnädig sein, herziger Efendi, wir rieten und wissens ganz bestimmt, daß er und niemand sonst der Dieb sein kann.“ Nachdem der Kadi ihre Rede zu Ende gehört, begab er sich ins Nebenzimmer, wickelte eine Lemone ein in ein großes Tuch, steckte sie so eingewickelt in einen Sack hinein, brachte den Sack vor die Brüder hin und sagte: „Wenn Ihr ratet und erratet, was in diesem Sack hier eingewickelt ist, bezahl ich euch die Stute, erratet Ihrs aber nicht, so laß ich euch jedem hundert Stockstreiche auf die Fußsohlen aufzählen.“ Drauf der älteste Bruder: „Es sei was immer, rund ists.“ Der Jüngere: „Ists rund, so ists gelb.“ Der Jüngste schloß: „Ists gelb, so ists eine Lemone.“ Als man das Tuch aufgewickelt, fand man richtig die Lemone.

Der Kadi war aber noch immer nicht ganz überzeugt, sondern behielt zur weiteren Probe die Brüder bei sich über Nacht. Zum Nachtmahl, befahl der Kadi, soll man ihnen sein Hündchen abschlachten und zubereiten. Als sichs die Brüder Abends gut schmecken ließen, sagte der Kadi zu ihnen: „Wenn ihr erratet, was das für ein Fleisch ist, bezahl ich euch die Stute, erratet Ihrs nicht, so laß ich jedem von euch hundert Stockstreiche auf die Fußsohlen aufzählen.“

Drauf sprach der älteste Bruder: „Es sei was immer, es lief herum.“ Der Mittlere: „Wenns herumlief, so hat es auch herumgeschnüffelt,“ und der Jüngste schloß: „Wenns herumschnüffelte, so wars ein Hündchen.“ Da sprang der Kadi auf und rief aus: „Erraten, ich bezahl die Stute!“ und hat sie ihnen wirklich bezahlt . . .



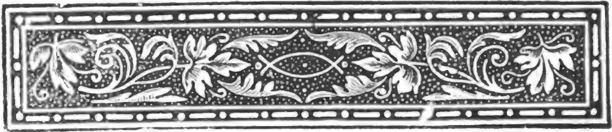


123.

Der Steinträger.

Es war einmal ein Mann der pflegte jedesmal, wann er ackerte, die Steine von seinem Felde auf das Feld des Nachbars zu werfen. Nach seinem Ableben aber kam er jede Nacht ins Haus Steine tragen, und unsichtbar für Jedermann, sprach er: „Wohin soll ich sie legen?“ Doch Niemand traute sich vor Entsetzen ihm zu antworten. Nun geschah es einmal, daß ein Soldat zu den Leuten kam und sie um eine Nachtherberge bat. Die Leute meinten, sie wären gerne bereit ihm ein Nachtquartier zu geben, doch könnten sie es mit gutem Gewissen nicht tun, weil allnächtlich ein Gespenst das Haus heimsuche. Der Soldat antworte ihnen, um derlei Zeug kümmere er sich nicht. Also wiesen sie ihm ein Zimmer an. Um Mitternacht erschien das Gespenst und fragte mit Geisterstimme: „Wohin soll ich sie legen?“ Der Soldat richtete sich auf seinem Lager auf und fuhr ihn an: „Himmelkreuzdonnerwettermordspektakelelement! leg sie hier nieder!“ Das Gespenst entfernte sich und kehrte nimmermehr in dieses Haus zurück.





124.

Er kommt niesen.

Es war einmal ein Mann, der wollte niemals Niesenden „Helf Gott“ zurufen. Nun geschah es, daß er nach seinem Ableben jeden Abend in sein Haus zurückkehrte und in die Asche nieste. So gieng es die längste Zeit. Als es wieder einmal niesen kam, sprach ihn das Mädchen an: „Helf dir Gott! Um Gotteswillen, was kommst du denn so lange Zeit immer her niesen?“ Von diesem Augenblicke ab zeigte er sich nimmer im Hause.





125.

Der Schmied.

Es lebte einst ein Schmied, der war schon so alt, daß Gott auf ihn ganz vergessen hatte. Einmal erinnerte er sich aber doch seiner, und schickte den Tod, er soll ihn holen. Der Tod machte sich auf den Weg und sprach beim Schmied angekommen: „Gott hat mir befohlen, ich soll dich vor ihn führen, denn du hast schon fürwahr genug lange gelebt.“ Antwortete der Schmied: „Gut, ich gehe mit dir, doch vorher wollen wir das Fäßchen Wein dort austrinken, denn da geht es sich leichter, und auf der Reise werden wir uns noch genug abplacken.“ Sprach der Tod: „Gut, ich krieche ins Faß hinein, damit ich mehr trinken kann.“ Der Schmied: „Mir auch recht.“ Also schlüpfte der Tod ins Faß hinein und flugs verkorkte der Schmied das Faß und hielt den Tod gefangen. Erst nach hundert Jahren ließ er den Tod frei und da lief dieser mit Windeseile zu Gott und beklagte sich über den Unbill, den er erfahren mußte. Gott wunderte sich gar sehr, wie es dem Schmied gelungen den Tod zu bemeistern, als der Teufel aber davon Kunde erhielt, sprach er:

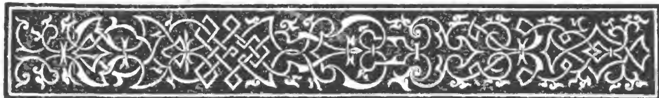
„Da wollen wir doch mal sehen, ob er auch meiner Meister wird“ und machte sich auf den Mann zu holen.

Sprach der Teufel: „Du mußt jetzt mit mir, denn Gott hat es so befohlen!“ „Einverstanden,“ antwortete der Schmied, „ich folge dir, aber vorher wollen wir uns mit Birnen für die Reise versorgen. Dort im Garten habe ich einen Birnbaum, den wollen wir abbeuteln und dann gehen wir sofort.“ „Gut“, sagte der Teufel. Hierauf begaben sie sich in den Garten Birnen abbeuteln. Der Schmied kletterte auf den Baum hinauf, der Teufel hielt unten den Sack auf. Weil aber der Schmied bald müde wurde, sagte der Teufel zu ihm: „Geh, komm du den Sack halten und ich werde beuteln.“ „Mir auch recht“, antwortete der Schmied, stieg vom Baume herab und hielt den Sack, der Teufel auf dem Baume aber beutelte so stark, daß der Ast unter ihm entzweibrach und so rumpelte der Teufel in den Sack hinein. Schnell band ihn der Schmied im Sacke fest, legte ihn auf den Ambos und rief seinen Gesellen zu: „Schlagt drauf los, was das Zeug hält!“ Die Gesellen ließen sich das nicht zweimal sagen und hämmerten aus Leibeskräften darauf los. Der Teufel brüllte: „Haltet ein! haltet ein! laßt mich los, ich komme nimmermehr um ihn, laßt mich nur los.“ Doch sie achteten nicht auf sein Geschrei und schlugen noch stärker drein, bis sie ihm alle Glieder zermalmt, dann erst ließen sie ihn frei. Mit zerschlagenen Gliedern gieng der Teufel zu Gott und klagte ihm sein Ungemach. Gott lachte darüber herzlich und sprach: „So laßt ihn denn leben, so langs ihm beliebt.“

Der Schmied lebte noch zweihundert Jahre, dann gieng er aber selbst in den Himmel, pochte an die Himmelspforte und bat den heiligen Petrus um Einlaß. Doch Petrus wollte ihn nicht einlassen. Hierauf begab er sich

zur Hölle, klopfte an die Höllenthüre an und rief hinein: „Laßt mich hinein, ich bins, der alte Schmied!" Wie dies jener lahm geschlagene Teufel hörte, rief er aus: „Jungen haltet die Thüre zu, so gut ihr nur könnt! Das ist derselbe Mann, der mich beinahe zu Brei gestoßen." Und da hielten die Teufel die Thür so fest zu, daß ihre Krallen durch die Thür drangen, er aber nahm seinen Hammer aus der Reisetasche und nagelte ihre Krallen an die Thüre fest an. Hierauf gieng er wieder in den Himmel und pochte an. Petrus öffnete ein wenig die Thür und fragte: „Wer da?" Der Schmied aber warf flink seine Reisetasche in den Himmel hinein, sprang ihr nach, setzte sich darauf und sagte: „Ich sitze auf meinem Eigentum, nicht auf dem eueren," und ließ sich nicht mehr fortschaffen, und so sitzt er noch heutigen Tags oben.





126.

Vember der Schmied.

War einmal ein Schmied, Namens Vember der Schmied, der war ein Künstler, wie man seines gleichen weit und breit keinen anderen fand. Er war schon hochbetagt worden, und hatte seine Seele dem Teufel verschrieben. Als schon die Zeit da war, wo der Teufel um ihn kommen sollte, gab der Herr der Teufel einem Unterteufel den Auftrag er soll unseren Schmied abholen. Der Teufel kam und sprach: „Dein Stündlein hat geschlagen, du mußt mir jetzt folgen.“ Hierauf entgegnete ihm Vember der Schmied: „Wenn dem so ist, so geduld dich nur noch ein Weilchen, bis ich dieses Werk da zu Stande bringe, das habe ich zu vollenden versprochen.“ Und der Teufel versetzte: „Gut, ich will auf dich warten.“ Der Schmied aber bemerkte: „Weißt du was, damit du da nicht müssig herumlungerst, hilf mir blasen, so werd ich eher fertig.“ Der Teufel erklärte sich dazu bereit, und so hieß er ihn, in den Blasebalg hineinkriechen. Der Teufel bläst und bläst, der Atem bleibt ihm schon aus und schließlich ruft er voll

Ungeduld aus dem Balge heraus: „Na, wirds noch lange dauern?“ Antwortete der Schmied: „Ach, ich habe noch gar viel dran zu arbeiten.“ Indessen gieng den Teufeln in der Hölle die Geduld aus und so schickten sie einen anderen ab, damit er sehe, wo die zwei blieben. Doch mit diesem machte es der Schmied ebenso wie mit dem ersten und später ergieng es einem dritten auch nicht besser. Wie nun diese drei im Blasebalge drinnen waren, wurde ihnen endlich die Zeit zu lange und sie drängten, er möge sie hinauslassen, aber er wollte davon gar nicht hören. Da drohten sie werden den Balg zerreißen, wenn er sie nicht gutwillig freilasse, und da ergriff er den großen Hammer und forderte sie auf, einer soll nach dem anderen herauskommen. So wie sich aber einer durchs Blaserohr zwängte, versetzte er ihm einen wuchtigen Schlag mit dem Hammer auf den Kopf. So machte er allen dreien den Garaus.

Nachdem man schon lange in der Hölle auf drei Teufel des Schmiedes vergeblich gewartet, wurde ein vierter abgeschickt, doch wie entsetzte sich dieser, als er vor die Schmiede kam und daselbst seiner drei Genossen als Leichname liegen sah! Wie mit Peitschen gejagt rannte der Teufel in die Hölle zurück und berichtete was vorgefallen, da trieben sie ihn aus der Hölle fort, so daß sich um unseren Schmied zuletzt weder Gott noch Teufel mehr kümmerten. Als ihn nun das Alter schon gar sehr drückte, da dachte er, was mögen die wohl treiben, daß weder Tod noch Teufel ihn holen kommen. Einmal aber, als er gerade in den Weingarten mit einem Fäßchen um Wein gieng, traf es sich, daß er dem Teufel begegnete, der eben aus war ihn abzuholen, und dieser fragte ihn wohin er gehe und wie er heiße. „Ich heiße Vember der Schmied.“ antwortete er, „und wie heißt du?“ „Ich bin der Teufel und komme, um dich mitzunehmen.“ „Ah!“

rief der Schmied aus, „das trifft sich herrlich, wart ein Weilchen, wir gehen zusammen.“ Als sie nun zu Hause ankamen, bat er den Teufel, er soll sich einen Augenblick gedulden, er wolle noch einige Kleinigkeiten mit dem Sohne in Ordnung bringen. „Hör mal, mein lieber Sohn,“ sprach der Alte zu seinem Sohne, nachdem er ihn abseits geführt, „wenn ich innerhalb vierundzwanzig Stunden noch nicht zurück bin, komm mich abholen, du nimmst aber mit einen Schiebkarren, Mörtel, Kelle, Hammer und Ziegel und wann du bei der ersten Wache anlangst, so erzähle, wohin du gehst, bei der neunten Wache aber dort ist die Hölle und du trachte mich loszubitten. Sollten sie mich aber nicht freilassen wollen, fang du an eine Kirche zu bauen.“ Nach dieser Unterredung entfernte er sich mit dem Teufel. Als nun der Sohn sah, daß der Vater nicht zurückkehre, brach er auf, um ihn abzuholen. Nach langer Wanderung gelangte er zur neunten Wache und sagte: „Heda! laßt mir Vember den Schmied frei.“ Doch sie wollten ihn nicht herausgeben; Nun fieng er an zu bauen, und wie er das Kreuz vor der Thüre gemacht hatte, fiengen die Teufel an zu schreien, er soll den Bau einstellen, sie wollen ihm zu Willen tun. Also ließen sie den Schmied frei, der lebte noch weiter zweihundert Jahre lang, bis ihn endlich der Tod dahinraffte. Es geht die Sage, er habe den Tod zweihundert Jahre lang in einem Faße gefangen halten, das er auf einem Nußbaume aufgehängt hatte und ihn erst dann freigelassen, als ihm, dem Schmied, das Leben nimmer behagte. Im ganzen lebte er seine fünfhundert Jahre. Andere erzählen, der Tod habe ihn gar nicht umbringen können, sondern lebend in den Himmel fortgetragen. Man erzählte auch noch dies, daß Vember derjenige gewesen, der die Schmiedekunst erfunden.





127.
Movje.

An einem Herbstabende weidete ein Bauernjunge auf einer Wiesenflur die Pferde und schürte ein Feuer an. Die Dunkelheit brach allmählig an und er stand am Feuer, da drang auf einmal ein Wimmern an sein Ohr. Er schaut nach rechts, schaut nach links, sieht aber nichts, nur leise Tritte waren vernehmbar. Hierauf giengen ihm die Pferde in ein fremdes Feld und er mußte fortgehen, damit er sie heraustreibe. Wie er nun das Feuer verließ, hörte er wiederum von einer anderen Seite das Gewimmer, und in seinem Übermute fieng er an das Wimmern nachzuäffen. Als er aber zum Feuer zurückkehrte, erblickte er dort ihm noch ganz unbekannte Vögel in der Größe von Gänsen, die sprangen um das Feuer herum und schürten es auseinander. Er klatschte in die Hände, um sie zu verscheuchen, wie er aber näher kam, fielen die Vögel über ihn her, schlugen ihn auf den Kopf und zerrissen seinen Hut. Nach Haus gekommen, erzählte er, was ihm geschehen. Eben war an diesem Abend auch des Nachbars Großmütterchen bei ihnen, sie machte

ihm darüber Vorwürfe und sagte: „Weißt du denn nicht, daß man nächtlicher Weile nicht wimmern darf, die Movje können es nicht leiden; weißt du denn nicht, daß dies Kinder sind, die ohne Taufe gestorben und nun Erlösung suchen? Wenn du einen dieser Vögel fangen würdest, du könntest leicht eine kleine Seele erlösen.“ Einige Tage später, weidete er die Pferde am selben Orte und hörte wiederum dieselben Laute. Er blieb aber beim Feuer und fieng an zu wimmern. Die Movje flogen herbei und schürrten das Feuer auseinander. Er hatte aber gar keine Furcht, sondern fieng entschlossen einen von den Vögeln ab und trug ihn nach Haus zu dem alten Mütterlein. Der Vogel war so groß, wie eine Gans und von schillernd schwarzer Farbe. Am Morgen trug er mit der alten Frau die Gans zum Meßner in die Kirche, und so wie der Meßner den Vogel mit Weihwasser besprengt und das Gebet ausgesprochen hatte, verwandelte sich die Gans in ein Täubchen und flog gen Himmel auf. Dann giengen sie zur Feuerstätte, wo die Movje das Feuer auseinandergeschürrt hatten und sahen dort Fußtapfen von lauter kleinen Kindern.





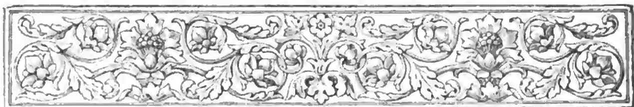
128.

Gott und der heilige Elias.

Einmal bat der heilige Elias den lieben Gott: „Geh, lieber Gott," sagte er, „laß mich auch einmal Alles sehen, was du siehst!" Und Gott willfahrte seinem Wunsche. Nun traf es sich, daß gerade zur selben Zeit zwei Männer zur Wassermühle giengen. Der eine von ihnen fuhr einen Sack Weizen auf einem zweirädrigem Wagen, der andere trug über die Schulter einen Schnappsack voll Maiskörner. Als sie an einen Morast kamen, bat jener, der den Schnappsack über die Schulter trug, den Mann, der auf dem zweirädrigen Wagen fuhr, er möge ihm erlauben, den Schnappsack auf den Wagen zu legen, indessen er selbst den Morast durchwate. Sprach: „Die Last fürs Pferd wäre zu groß, wenn ich mich auch auf den Wagen setzen tät." Der Andere nimmt den Schnappsack, während jener zu Fuß einen Seitenweg einschlägt, um eine Brücke zu finden. Kaum war der Arme, dem der Schnappsack gehörte, hinterm Gebüsch ver-

schwunden, löste der zu Wagen seinen Sack und die Tasche des Armen auf und fieng an den Inhalt des Schnappsackes in den großen Sack zu überleeren. Blitz und Donner schleudert auf ihn hinab der heilige Elias. Drauf schnell Gott: „Halt ein, genug! was tätst du erst, wenn du wirklich alles sehen möchtest, was ich sehe“





129.

Des Kaisers Eidam und das geflügelte alte Weib.

Ein Vater und eine Mutter hatten einen Sohn, dem träumte es, er wäre des Kaisers Eidam geworden. Als er in der Früh erwachte, sagte er zu Vater und Mutter, er habe einen wunderschönen Traum gehabt. Die Eltern fragten ihn neugierig gemacht, was ihm denn geträumt, er aber antwortete: „Bei Gott, das sag ich euch nicht." Da prügelten ihn Vater und Mutter tüchtig durch, hießen ihn einen Starrkopf und jagten ihn aus dem Hause. Was fängt nun der Ärmste an? Wohin, als auf die Hauptstraße? So stand er dort lange Zeit weinend, als ein kaiserlicher Tartar nahte und ihm zurief: „Grüß dich Gott, mein Kind," und der Angeredete antwortete: „Gott sei mit dir! Wie gehts dir? Was treibst du?" „Gesund bin ich, Gott sei Dank; wie gehts dir? ja, was weinst du denn?" Antwortete der Junge: „O mein Bruder, ich habe etwas geträumt und Vater und Mutter drangen in mich, ich soll ihnen den Traum mitteilen, ich aber wollte nicht, deshalb prügelten sie mich durch, schalten mich einen Starrkopf und jagten mich aus

dem Hause.“ „Wohlan, er ist gut,“ versetzte der Tartar, „hast du ihn ihnen nicht mitteilen wollen, so kannst du ihn mir erzählen, ich bin ein kaiserlicher Diener, und ists etwas Gutes, so bericht ichs dem Kaiser, und es dürfte auch dir schönen Vorteil bringen.“ Aber er antwortete: „Und wärst du der Kaiser selbst, ich verriete dir den Traum nicht.“

Der Tartar zog ab, und sobald er vor den Kaiser trat, erzählte er ihm, wie er einen Knaben auf der Straße angetroffen und was er mit ihm gesprochen. Hierauf schickte der Kaiser einen anderen Mann aus, der suchte jenes Heldenmännchen auf und führte es vor den Kaiser. Jetzt fragte ihn der Kaiser, was ihm geträumt habe, doch er antwortete: „Ich mags nicht sagen.“ Worauf der Kaiser: „Weißt du auch mit wem dus zu tun hast? Ich bin der Kaiser, und wenn du mirs nicht sagst, laß ich dich auf den Galgen hängen.“ Doch der Heldenjüngling erwiderte: „Bei Gott, wenn du auch Kaiser bist, ich erzähle dir den Traum doch nicht.“ Auf diese Antwort ließ ihn der Kaiser in ein Zimmer sperren, das an ein anderes großes stieß, in welchem die Kaiserstochter in einem Käfig sich befand.

Nun hatte der arme Jüngling Muße über seine traurige Lage nachzudenken und nachzusinnen, wie er sich befreien könnte; inzwischen brach der Abend an, du lieber Bruder! da hättest du hören sollen das Klirren der Gabeln und Messer beim Festmahle, unser Held aber forschte nach wo die Wand am schwächsten sei, um sie zu durchbrechen, und zu sehen, was im anstoßenden Gemache vorgehe und wovon das Geklirre herrühre. Als er dir, mein lieber Bruder, die Wand durchbrochen, erblickte er die Kaiserstochter schlafend, zu ihren Häupten befand sich eine farbige Kerze, zu ihren Füßen eine weiße, ringsherum lagen die Dienerinnen, auf dem Tisch, aber gab es Speisen in Hülle und Fülle, Nun kroch er

leise durch die Wand, stahl sich zu dem Tische hin, putzte und trank Alles was darauf war rein weg, dann stellte er die farbige Kerze zu ihren Füßen, die weiße aber zu ihren Häupten und entfernte sich ebenso leise, wie er gekommen. Darauf vermauerte er die Öffnung wiederum so, daß man nicht im Geringsten wahrnahm, daß die Wand durchbrochen sei. Als die Kaiserstochter in der Früh erwachte, bemerkte sie, daß die Kerzen umgestellt und die Tafel aufgeräumt worden und schalt die Dienerinnen, sie hätten dies getan. Diese verschworen sich hoch und teuer, daß sie es nicht getan, aber die Kaiserstochter schenkte ihnen keinen Glauben. Indessen ließ sie ihrem Vater sagen, jemand komme nächtlicher Weile ins Schloß und esse alle Torten und die übrigen Speisen vom Tische weg, dann bat sie ihn, er möge den Dienerinnen strenger verbieten, daß sie fürderhin die Kerzen umstellen. Der Kaiser erfüllte ihre Bitte. Trotzdem aber beargwohnte die Prinzessin ihre Dienerinnen. Damit sie während des Schlafes Alles sehen und den ertappen kann, der Alles von der Tafel wegißt und wegtrinkt und noch dazu die Lichter umstellt, bestrich sie sich die Augen mit einem Kraute, das die Kraft hat, daß es den der es gebraucht, auch im Schlafe Alles erkennen läßt, was um ihn herum vorgeht; und so legte sie sich nach dem Nachtmahl nieder und schlief ein. Es mochten zwei oder drei Nachtstunden verronnen sein, da durchbrach unser Held wiederum die Wand, betrat das Zimmer, aß und trank alles was auf dem Tische war, stellte die farbige Kerze vom Kopfe zu ihren Füßen und die weiße von den Füßen zum Kopfe und wollte sich dann entfernen. Im selben Augenblicke ergriff ihn die Prinzessin bei der Hand, doch als sie sah, welch ein wundervoll schmucker Jüngling er sei, und woher er komme und wieso und weshalb er in das Gefängnis geworfen

worden, und als er ihr alles gestanden, da hieß sie ihn wiederum in seine Stube zurückkehren. Sobald der Tag anbrach, ließ die Kaiserstochter ihren Vater bitten, er möge noch einmal soviel Speise und Trank hersenden, indem sie ihm klar darlegte ihre Dienerinnen seien gar so hungrig. Der Kaiser tat ihr den Willen und so nährte sich der Held köstlich und ward des Mädchens ungestört froh, bis der Kaiser einen Erlaß kund machte, seine Tochter sei jetzt volljährig und er wolle sie nunmehr an den Mann bringen.

Als die Tochter dies vernahm, schrieb sie ihrem Vater und ließ ihn wissen, sie wolle nur einen Helden, der im Stande ist, seinen Wurfstab über die Zinnen der Stadt hinüber zu schleudern. Nachdem der Kaiser ihren Wunsch erfahren, berief er alle die Großen des Reiches, die Wezire und Paschas und befahl ihnen, jeder soll am kommenden Freitag seinen Sohn mit sich bringen. Als es Tag wurde und jene mit ihren Söhnen zur Stelle waren, führte der Kaiser seine Tochter sammt den Jünglingen vor die Stadt und sagte, wer den Wurfstab, den er mitgenommen, über die Zinnen der Stadtmauer schleudert, der werde seine Tochter als Preis erhalten. Alle versuchten nach einander ihr Glück, aber vergebens, keiner konnte ihn auch nur bis zur halben Mauerhöhe hinauf werfen. Wie dies die Kaiserstocher sah, bat sie ihren Vater, er möge jenen Sclaven holen lassen, den er vor drei Jahren ins Gefängnis gesetzt. Sie habe ihn öfters durch die Wand athmen und die Wände rütteln gehört, der dürfte also wohl ein wackerer Held sein. Bei ihren Worten geriet der Kaiser in große Verwunderung und meinte, er habe auf den Sclaven, den er vor drei Jahren einsperren ließ, vergessen und gedacht, der wäre schon längst im Kerker verwest. Sodann ließ er gleich den Sclaven auf freien Fuß setzen und erstaunte nicht wenig beim Anblick

des schmucken Jünglings, der gefiel ihm sogleich ausnehmend. Er gewann ihn sogleich lieb. Nun händigte er ihm den Wurfstab ein, und befahl ihm, er soll den Versuch machen und über die Stadtmauer den Stab schleudern. Die übrigen Magnaten und ihre Söhne lachten darüber und verhöhnten ihn: „Ha! ha! dieser armselige Wicht will den Wurfstab über die Stadtmauer werfen, nicht einmal Muhameds Söhne vermochten das!“ Doch Spott wich tiefer Betrübnis, da sie sahen, daß unser Held den Wurfstab dreißig Ellen über die höchsten Mauerzinnen warf und ihn noch bis zur Hälfte in einen Marmorblock hineintrieb. Wie nun der Kaiser in ihm einen so bewährten Helden erblickte, achtete er gar nicht, daß es blos ein Sclave und von niedriger Abkunft war, vielmehr begrüßte er ihn als Ritter und gab ihm seine wunderschöne Tochter zur Gemahlin, außerdem beschenkte er ihn mit reichen Schätzen.

Als dies die Söhne der Wezire sahen, fühlten sie sich schwer gekränkt und Neid erfüllte sie gegen ihn. Um nun dem Helden die Kaiserstochter abzugewinnen, beschlossen sie mit ihm eine Wette einzugehen; sie luden nämlich den neuen Eidam des Kaisers für den kommenden Freitag ein und sagten ihm, er soll nebst seiner Gemahlin tausend Begleiter als Gäste mitbringen, und falls seine Begleitung nicht alle die Speisen aufzehrt, welche bereitet sein werden, so müsse er ihnen, den Söhnen der Wezire, nicht nur seine Gemahlin, sondern auch die Begleiter überlassen. Beide Parteien giengen auf diesen Vorschlag ein, und zum Überfluß verpflichtete man sich strenge zur Einhaltung desselben. Als der Zeitpunkt zum Aufbruch herankam, trafen nicht mehr als neunhundert und fünfundneunzig Mann ein. Der kaiserliche Eidam stellte sich mit seiner Gemahlin an die Spitze dieser Leute und brach auf. Auf dem Wege traf er einen Mann, der mit einem Ohr zur Erde geneigt

in horchender Stellung dastand. Des Kaisers Eidam rief ihm zu: „Grüß dich Gott! ja, was treibst du denn da?“ „Bei Gott gar nichts, ich habe eben nichts zu tun und höre zu, wie das Gras wächst.“ Als des Kaisers Eidam dies vernahm, fragte er ihn: „Wärst du, lieber Bruder gewillt, dich meiner Gesellschaft anzuschließen? Es luden mich die Söhne der Wezire zu einem Gastmahle ein, komm mit, es soll dir gut ergehen.“ Der Mann willigte ohne weiteres ein und so bestand das Geleite des kaiserlichen Eidams aus neunhundert und sechsundneunzig Mann. Er setzte nun den Weg fort und traf auf einen Mann, der stand auf dem Wege steif da und schaute sich nach allen Seiten um. Fragte ihn des Kaisers Eidam, was er da mache und auf wen er warte, und der Mann antwortete, er habe mit einem Vogel gewettet, ob der Vogel schneller fliegt als er läuft, „und nun warte ich,“ sagte er, „schon gute drei Stunden an dieser Stelle, der Vogel ist aber noch immer nicht da.“

Des Kaisers Eidam erstaunte über diese Schnellfüßigkeit und fragte ihn: „Wärst du, lieber Bruder gewillt dich meiner Gesellschaft anzuschließen? Es luden mich die Söhne der Wezire zu einem Gastmahle ein, komm mit, es soll dir gut ergehen.“ Der Mann willigte ohne weiteres ein, und so zählte das Geleite des kaiserlichen Eidams neunhundert und siebenundneunzig Mann. Auf der weiteren Reise bemerkte er einen dritten Mann; der starrte unverwandten Auges gen Himmel; fragte er ihn warum er denn fortwährend gen Himmel schaue und was er da erspähen wolle, und dieser antwortete, er habe einen Wurfspieß gegen den Himmel geschleudert, „und nun warte ich schon,“ sagte er, „gute drei Stunden, daß er herabfällt, aber er kommt noch immer nicht herab.“ Des Kaisers Eidam bat auch diesen, er soll sich dem Geleite anschließen, das tat auch der Mann, und so bestand

das Geleite aus neunhundert und achtundneunzig Genossen. Nachdem er mit der Gesellschaft eine Stunde weiter gewandert, bemerkte er wiederum auf dem Wege einen Mann, der hatte in einem dreihundertmaßhältigen Kessel Kukuruzbrei gekocht, aber es reichte ihm der Imbis nicht aus und er kratzte mit dem Kochlöffel den angebackenen Rest ab. Dem rief er zu: „Gott sei mit dir; ja, was treibst du?“ „Bei Gott,“ antwortete er, „gar nichts, ich habe mir einen kleinen Imbis bereitet, wärs nur mehr gewesen, ich hätt es wohl vertragen können.“

Auch diesen lud er ein mitzuziehen, und dieser gesellte sich ihnen mit Freuden zu, und so erzählte des Kaisers Eidam neunhundert neunundneunzig Genossen. Nun zog er mit seiner Gesellschaft weiter und stieß auf dem Wege auf einen Mann, der hatte einen vollen See ausgetrunken und schaute nun in dessen Mitte stehend zu, wie die Fische herumzappelten. Er bot ihm Gott zum Gruße an und fragte ihn: „Was treibst du da?“ „Bei Gott es ist nicht der Rede wert,“ antwortete der Mann, „habe heute früh ein wenig gefrühstückt und dann gieng ich zu diesem Wässerlein, trank ein wenig und schaue jetzt zu, wie diese Würmchen ohne Wasser herumzappeln.“ Auch diesen bat er, er möge sich zu ihnen gesellen, das tat der Mann mit großer Freude, und so hatte des Kaisers Eidam die volle Zahl von tausend Begleitern und zog mit ihnen in den Ort ein. Angelangt, stiegen sie von den Pferden ab, um ein wenig auszurasten; die Söhne der Wezire aber hatten ein Nachtmahl bereitet, wo es Speise und Trank in Hülle und Fülle gab, viertausend Menschen hätten nicht Alles aufzehren können. Da schickte des Kaisers Eidam den Mann ab, dem dreihundert Maß Kukuruzbrei als Frühstück nicht genügten, damit er die Speisen und das Getränke verkoste. Der Mann gieng hin, nahm einen Kochlöffel zur Hand und gieng von Becken zu Kessel und von

Kessel zu Becken, hier verkostend, dort schlürfend, bis er alles weggeputzt, worauf er auch alle Getränke austrank und zu des Kaisers Eidam zurückkehrte, um ihm zu sagen, er habe schon das ganze Nachtmahl aufgegessen, und verspüre erst recht Lust zum Essen. Als dies des Kaisers Eidam sah, rief er die Söhne der Wezire zusammen und forderte sie auf, sie sollen ihm ihre Frauen ausliefern. Nun bestürmten sie ihn mit Bitten, er möge ihnen zu Folge des Vertrages die Frauen nicht nehmen, sondern noch eine Wette eingehen, und falls er auch diese gewinnt, so wollen sie ihm ihre drei Frauen und ihr ganzes Vermögen abtreten. Darauf gieng des Kaisers Eidam ein und so kamen sie überein, daß man einen Schmelzofen in Gluthitze setze, in den soll einer von den Leuten des kaiserlichen Eidams steigen, verbrennt der Mann nicht, so überlassen sie dem Eidam des Kaisers ihre drei Frauen und ihr ganzes Vermögen; verbrennt er aber, so ist ihnen seine ganze Begleitung sammt der Kaiserstochter verfallen.

Nachdem der Ofen erhitzt war, befahl des Kaisers Eidam dem, der den See ausgetrunken, er soll hineinspringen; dieser sprang sogleich in den Ofen, spie die ungeheuere Menge Wasser aus, löschte die Glut aus, und fieng an zu singen: „Nun wird des Kaisers Eidam der Frauen vier haben! Unser ist die Wette! unser ist der Sieg!“ Da die Söhne der Wezire sahen, daß sie auch diesmal die Wette verloren haben, erschraken sie gewaltig und baten den Eidam des Kaisers, er möge sie noch zu einer Wette zulassen; er willfahrte ihnen auch darin, und nun sagten sie ihm, ihnen diene ein geflügeltes altes Weib. Er möge nun einem schnellfüßigen Manne aus seinem Geleite befehlen, um den Preis zu Fuß zu laufen, während die Alte fliegen wird, wer nun von den Zweien aus dem und dem Hochgebirge eher Wasser bringt, dessen Herr hat die Wette gewonnen. Hierauf sagte des

Kaisers Eidam: „Geht, führt mir aus dem Geleite den Mann her, welcher mit dem Vogel gewettet und drei Stunden früher als der Vogel ans Ziel gelangt ist.“ Als der Mann erschien, gaben ihm die Söhne der Wezire einen irdenen Wasserkrug, der Vettel aber eine kleine Kürbisflasche. Die Vettel fliegt auf, der Mann nimmt einen Anlauf, kommt vor ihr an und füllt den Krug mit Wasser. Eben hatte er den Krug angefüllt, als die Alte herangeflogen kam, sie nahm ihm hinterlistigerweise den vollen Krug ab, steckte ihm dafür die leere Kürbisflasche in die Hand und trat dann schleunigst den Rückweg an. Während der Mann die Flasche füllte, gewann sie ihm einen mächtigen Vorsprung ab; inzwischen vernahm aber jener, der das Gras wachsen hörte, aus weiter Ferne das Rauschen ihrer Flügel, rannte schnell zu des Kaisers Eidam und sagte: „Die Vettel hat unseren Braven betrogen, sie hat ihm den vollen Krug abgenommen und die leere Kürbisflasche in die Hand geschmugelt, während er diese jetzt anfüllt, hat ihm die Vettel einen Vorsprung abgewonnen und wird im Augenblicke da sein; ich vernehme schon deutlich das Rauschen ihrer Flügel.“ Da rief des Kaisers Eidam jenen Mann vor sich, der eine Lanze himmelwärts geschleudert und drei Stunden vergeblich auf ihre Rückkehr gewartet, dieser gewahrte die Vettel, schleuderte gegen sie einen Speer hoch in die Wolken, traf sie in die Brust und sie fiel todt auf die Erde nieder, indessen langte jener mit der vollen Kürbisflasche an. Nun nahm des Kaisers Eidam den drei Söhnen der Wezire ihre Frauen und all ihre Schätze, und kehrte mit seiner Gemahlin heim, und kam gesund und frisch an seinem Hofe an, allwo er in Zufriedenheit bis an sein glückseliges Ende lebte.





130.

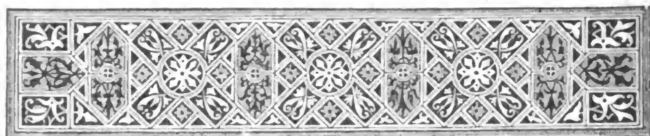
Mittel gegen Behexungen.

Ein Kaiser hatte einen einzigen Sohn, der war schon erwachsen und kriegstüchtig. Als er eines Tages im Garten sich ergieng, schritt er über Behexungen und in Folge dessen erlahmten und verkrummten ihm Hände und Füße. Der Kaiser liebte den Sohn mehr als sein eigenes Ich, ließ alle Ärzte von der ganzen Welt herbeiholen und versprach die Hälfte seines Reiches dem als Belohnung, der ihm den Sohn heilen würde, doch Alles verlorne Müh; bis ihm endlich einmal Nachts im Traume eine Mädchengestalt erschien, die sprach zu ihm: „Du, wackerer Kaiser, umsonst opferst du so viel um deines Sohnes willen, vergeblich ist es, daß du die Hälfte deines Reiches demjenigen zusagst, der ihn gesund macht, denn meine Mutter hat ihn behext; ich rate dir aber, verschaffe dir die Augen eines Lindwurmes, das Herz eines Drachen, und eine geflügelte Schlange, die man am Jungfrauentage eingefangen, dies Alles laß in einem noch ungebrauchten Topfe in unberührtem Wasser an einem von selbst entfachtem Feuer von einem Waisenmädchen abkochen und

dein Sohn soll in drei aufeinanderfolgenden Morgen auf nüchternen Magen aus einem Opferkelche davon trinken, dann wird er genesen und mich heiraten.“ Der Kaiser fuhr aus dem Traume auf, und erwartete mit Pein den Tagesanbruch, doch Niemand meldete sich, der ihm die bewußten Dinge herbeigeschafft hätte, obwohl er die Hälfte seines Reiches als Preis für den Überbringer aussetzte. Endlich fand sich ein Jüngling, der versprach ihm das Gewünschte herbeizuschaffen, wenn er ihm seine Tochter als Geliebte überlassen wolle; ohne Widerrede erklärte sich der Kaiser damit einverstanden. Dieser Jüngling besaß einen Zauberring, mit dem zog er aus in die Welt und traf den Drachen. Als sie einander gewahrten, stürzte dieser auf den Jüngling los, um ihn zu verschlingen, dieser aber auf den Drachen, um sich seiner zu bemächtigen. Als sie aneinander gerieten (es war eben stockfinstere Nacht) zog der Jüngling seinen Ring hervor, der See und das Gebirge erglänzten im hellsten Strahlenglanze und blendeten das Ungetüm, da sprang der Jüngling kühn auf den Drachen los, schlachtete ihn und riß ihm das Herz heraus. Nunmehr befand er sich erst in rechter Verlegenheit, da er nicht wußte, wo er einen Lindwurm antrifft. Nun hörte er irgendwo, ihr Aufenthalt wären die höchsten Gipfel der Berge und daß sie unter den Wolken flögen, wann aber die Sonne untergeht, da ließen sich auch sie nieder und ruhen auf den Bergeswipfeln aus. Also begab er sich auch dorthin und wartete bis die Sonne allmählich im Westen untergieng. Plötzlich flog ein Lindwurm heran und ließ sich auf einem Wald nieder, da schlich sich der Jüngling sachte an ihn heran, ließ aus dem Ringe eine bläuliche Flamme herausfahren, versenkte damit dem Lindwurm die Flügel und blendete ihm die Augen, dann sprang er schleunigst auf ihn zu und stach ihm die Augen aus. Nach diesem Abenteuer zog er aus

die geflügelte Schlange suchen. Man sagte ihm, sie sei gar nicht schwer zu fangen, wenn man sie in dem Augenblicke erhascht, wann die Sonne hinter den Bergen auftaucht, denn sie habe ihren Blick auf die Sonne gerichtet, und sei mit Blindheit geschlagen, bis die Sonne um einen guten Lanzenwurf höher gestiegen. Also gab er vor Sonnenaufgang wohl acht und zu seinem Glücke erblickte er gerade eine solche Schlange, fieng sie, schlachtete sie ab, steckte sie in das Reisetäschchen, sattelte des Schusters Rappen und kehrte schnurstracks zum Kaiser heim. Der Kaiser war hocherfreut, verschaffte sich einen ungebrauchten Topf, unberührtes Wasser und ein Waisenmädchen, doch es fehlte an selbstangefachtem Feuer. Da fuhr der Jüngling dreimal mit dem Ringe, um die Feuerstatt und es entfachte sich von selbst ein Feuer, an dem kochte das Waisenmädchen in dem ungebrauchten Topfe die Lindwurmaugen, das Drachenherz und die geflügelte Schlange ab. Von dem Absud erhielt der Kaisersohn drei Morgen hintereinander aus einem Opferkelche zu trinken, in Folge dessen überstand er die Krankheit und genas. Der Kaiser gab nun jenem Jüngling seine Tochter als Gemahlin und verheiratete noch an demselben Tage seinen Sohn mit jenem Mädchen, das ihm im Traume erschienen und sich bei ihm gemeldet sobald der Sohn genesen war. Also erlangte der Kaiser zur gleichen Zeit Sohn, Schnur und Eidam und lobte Gott den Herrn, der da kann, so er will.





131.

Die Kaiserstochter und der Schweinhalterbub.

Es war einmal ein Kaiser, der hatte eine Tochter, die besaß drei Malzeichen am Körper: auf der Stirne einen Stern, am Busen eine Sonne, und auf dem Knie einen Mond. Als sie das heiratsfähige Alter erreichte, sagte sie zum Vater, daß sie nur den heiraten will, der ihre Malzeichen errät, und mag es der ärmste Mann von der Welt oder gar ein Bettler sein, errät er ihre Malzeichen, so soll er ihr Gatte werden. Nachdem sich die Kunde davon in der ganzen Welt verbreitet, freiten um sie viele Kaiser und Könige, doch sie mochte keinen nehmen, denn keiner erriet ihre Malzeichen. Eines Tages machte sie mit ihren Hoffräulein einen Spaziergang ins Freie hinaus und traf auf dem Felde einen ganz armen Burschen als Hüter einer Sau mit drei Ferkeln, die eben die Sau säugte. Beim Anblick der niedlichen Ferkel, trennte sich die Kaiserstochter von den übrigen Mädchen, trat zu dem Schweinhalterbuben hin, der stand etwas abseits von der Sau und fragte

ihn: „Möchtest du mir wohl eins von den Ferkelchen unter deiner Sau überlassen?“ „Ich verlange weiter Nichts, als daß du den Schleier vom Gesicht etwas lüftest, damit ich dein Gesicht sehe.“ Arglos enthüllte die Kaiserstochter ihr Gesicht, er merkte sich wohl ihr Malzeichen auf der Stirne, fieng ein Ferkel ab und reichte es ihr dar, worauf sie mit demselben hocherfreut in Gesellschaft der übrigen Mädchen heimkehrte. Als der Bursche Abends die Sau mit den zwei Ferkeln nach Haus getrieben, fiel sein Vater mit Scheltworten über ihn her: „Wo bleibt das Ferkel, Gott soll dich verdammen! Während ich mich abrackere um zu erwerben, suchst dus durchzuklopfen.“ Der Junge wollte nicht gestehen, wem er das Ferkel gegeben, sondern sagte, er habe ein Schläfchen gemacht, inzwischen sei das Ferkel verschwunden.

Die Kaiserstochter wiederum zeigte sofort als sie nach Haus kam Vater und Mutter das Ferkel, das gewannen beide sogleich lieb, denn es war gar so herzig; und sie sagten zur Tochter, es wäre ganz gut, wenn sie noch eines bekommen könnte, und sie antwortete, der Junge habe noch zwei. Also gieng sie am folgenden Tage wiederum mit den Hoffräulein ins Freie, suchte den Schweinhalterbuben auf und verlangte noch ein Ferkelchen. Der Bursche erklärte sich bereit eines herzugeben, falls sie ihn ihren Busen sehen läßt. Sie löste sogleich das Mieder auf, und nachdem er das Malzeichen auf ihrem Busen gesehen, gab er ihr auch ein zweites Ferkel. Die Kaiserstochter nahm hocherfreut das Ferkelchen und eilte heim, ebenso der Junge mit der Sau und dem einen Ferkel zu seinem Hause. Der Vater hielt ihm wegen des zweiten Ferkelchens eine noch derbere Zuchtrede. Am dritten Tage kam die Kaiserstochter wiederum aufs Feld und bat den Schweinehalterbuben um das dritte Ferkelchen. Er sicherte es ihr zu, wenn sie sich bis zu dem

Knie aufdeckt, damit er ihre Kniee sehe. Sie tats, und als er das Malzeichen gesehen, gab er ihr das dritte Ferkel. Also gieng sie mit dem Ferkel zu ihrem, der Schweinehalterbub mit der Sau zu seinem Hause. Nun gerieten seine Eltern noch mehr in Zorn, und schimpften ihn, was Zeug hält und wenig fehlte, sie hätten ihn tüchtig durchgebläut.

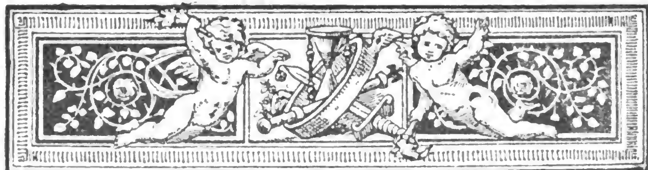
Nach einiger Zeit bat der Bursche seine Mutter, sie soll ihm einen Fladen backen, ein Hühnchen braten, eine Flasche mit Wein füllen und einen Strauß Basilikum zurecht legen. Die Mutter bereitete ihm das Gewünschte und gab es in seinen Schnappsack hinein. Er warf den Schnappsack über die Schulter, machte sich auf den Weg und sagte vor dem Fortgehen zu seiner Mutter: „Mütterchen, ich gehe jetzt zur Kaiserstochter, um auf ihre Malzeichen zu raten: vielleicht glückt es mir mit Gottes Hilfe, daß ich sie errate.“ Darauf versetzte die Mutter: „O weh, mein Kind, so ein Glück wird uns nicht zu Teil.“ Er aber entgegnete: „Ich habe doch Hoffnung, Mütterchen, so Gott will.“ Also gieng er an den kaiserlichen Hof, wo eben auch ein Türke eingetroffen war, um auch zu raten. Als man beide vor das Mädchen führte, sagte der Türke zum Schweinhalterbuben: „Geh, lieber Vetter, sprich du zuerst, ich weiß schon was ich antworten soll.“ Hierauf begann der Junge: „Mädchen, hast du einen Stern auf der Stirne?“ Kaum waren ihm diese Worte über die Lippen, fiel ihm schon der Türke in die Rede: „Bei Gott, wir haben denselben Gedanken.“ Das Mädchen enthüllte sich und sagte zum Burschen: Wohl, das hast du erraten; sprich weiter, was für ein Mal habe ich am Busen?“ Antwortete der Junge: „Eine Sonne.“ Sofort versetzte der Türke: „Bei Gott und Seligkeit, gerade hab ichs sagen wollen.“ Die Kaiserstochter enthüllte ihren Busen und sagte zum Jungen:

„Auch das hast du getroffen; sprich, was habe ich am Knie?" Der Junge: „Einen Mond." Der Türke: „Beim heiligen Glauben, Vetter, was fangen wir nun an? Das Alles hab auch ich gewußt." Da befand man sich in keiner kleinen Verlegenheit, wem man das Fräulein zusprechen soll. Sie zog freilich den Türken vor, der war ein schöner Jüngling und reichgekleidet, während der Schweinehalterbub ganz ärmlich gekleidet dastand. Endlich ordnete man an, beide sollen mit dem Mädchen übernachten, und sie soll dem zufallen, dem sie in der Früh, wann man sie wecken kommt, das Gesicht zukehrt.

Als es Abend wurde, legten sie sich zu Bett und das Mädchen kehrte sich zu dem Türken zu. Da stand der Junge auf und gieng hinaus, das Mädchen aber befahl dem Türken: „Geh, folge ihm schleunigst nach, und was er tut, daß tust auch du." Als der Junge hinaustrat, duckte er sich im Dunkeln nieder, zog aus dem Schnappsack den Fladen, das gebratene Huhn und die Flasche Wein heraus und begann zu essen und zu trinken. Dem Türken schien es aber im Zwielichte, der Junge verrichte jenes Geschäft, das selbst den Kaiser aus dem Sattel hebt; so hockte er sich denn auch nieder und es kostete ihn genug Anstrengung, bis er sich entleerte. Inzwischen merkte der Türke, daß der Junge Etwas esse und knuspere, und weil er glaubte, jener esse seinen Abfall, fieng er auch den seinigen an zu essen. Nachdem sich der Schweinhalterbub satt gegessen und satt getrunken, nahm er den Strauß Basilikum und rieb sich damit das Gesicht ein, der Türke aber, der da wähnte, jener reibe sich mit Unflat ein, nahm den Rest von dem seinen, den er noch nicht bewältigt und rieb sich gut das Gesicht damit ein. Hierauf kehrten beide wieder zum Mädchen zurück und legten sich zu ihm, der eine von der einen, der andere von der anderen Seite. Das Mädchen wandte sich wiederum auf

die Seite des Türken um, aber es hielt den Gestank und den Unflat nicht aus, sondern drehte sich sogleich zu dem Schweinehalterbuben um, der duftete nach Basilikum, und so traf man es in der Früh demselben zugewandt. Der Schweinehalterbub blieb später dort am Hofe als des Kaisers Eidam, nahm Vater und Mutter zu sich, und sie lebten von da ab in Glückseligkeit bis an ihr Ende.





132.

Der heilige Petrus und die trauernde Mutter.

Es war einmal eine Mutter, die hatte eine Tochter, der war sie mit ganzer Seele in Liebe zugetan. Es traf sich, daß sie einmal mit der Tochter in den Wald gieng Erdbeeren sammeln, sich mit ihr unter einen Baum setzte und einschlief. Plötzlich kamen die Sudjenice und beschieden der Tochter, daß sie in ihrem sechzehnten Lebensjahre sterben soll. Die Mutter hörte diesen Ausspruch mit an, geriet in tiefe Betrübnis und ermahnte stets die Tochter, sie möge auf ihre Gesundheit sehr achten, damit sie nicht erkranke. Zudem hielt sie die Tochter immer in der Stube aus Furcht, sie könnte sich irgendwo eine Krankheit holen. Doch alle Vorsicht war vergebens; denn als das Mädchen das sechzehnte Jahr zurückgelegt hatte, erkrankte sie und starb. Die Mutter war außer sich vor Harm, ließ ihr ein schönes Leichenbegängnis und eine gemauerte Gruft bestellen. In ihrer Trauer um die verlorne Tochter, kannte sie keine Grenzen, und sie

hatte nur einen Wunsch noch, vor ihrem Ableben noch einmal die Tochter zu sehen; ja sie versprach hundert Gulden als Belohnung demjenigen, der ihr sagen könnte, wo sie ihre Tochter noch einmal zu sehen bekäme.

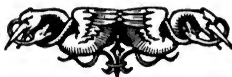
Nun traf es sich, daß gerade an dem Tage ein Bettler vor die Thür kam; dies war der heilige Petrus. Er bat sie um ein Plätzchen, sei es auch im Stalle, wo er übernachten könnte. Doch die Frau antwortete ihm: „Mein lieber Mann! ich würde Ihnen von Herzen gerne ein Nachtlager anbieten, aber sie kämen um ihre Nachtruhe; denn ich weine den ganzen lieben Gottestag und die ganze Nacht hindurch um meine liebe Tochter, und schon habe ich hundert Gulden für denjenigen ausgesetzt, der mir angeben würde, wo ich sie noch einmal sehen könnte, aber bisher hat sich noch niemand gefunden.“

Hierauf entgegnete der Bettler: „Nun, ich wäre wohl im Stande, euchs zu sagen. „Ach, sagen Sie es nur, ich bitt Sie darum,“ rief sie freudebewegt aus. „Ich gebe die hundert Gulden und das verlangte Nachtlager.“ „So begeben Sie sich,“ sagte der Bettler, „an die Ruhestätte Ihrer Tochter, dort werden Sie das Kind sehen. Auf das Geld verzichte ich. Ich begnüge mich mit der Herberge allein.“

Also nahm ihn die Frau auf und wartete den Allerseelentag ab. Der Allerseelentag kam, und sie begab sich in die Kirche und wartete. Auf einmal nahte ein feierlicher Zug lauter weißgekleideter Seelen, die sangen frohe Gesänge, nur die allerletzte Seele im Zuge, die war ganz naß und weinte gar bitterlich. Das war die Tochter dieser Frau. Als sie ihrer Mutter gewahr wurde, redete sie sie an: „O Mutter! Mutter! Warum weinen Sie immer und immer nach mir? Sehen Sie doch, wie alle übrigen Seelen

freudig gestimmt und schön gekleidet sind, während ich, o Mutter, von euren Thränen ganz naß bin. Gehen Sie doch lieber heim und beten Sie für mein Seelenheil."

Die Frau tat so und beweinte seit der Zeit nimmer den Tod ihrer Tochter.





133.

Gute Taten gehen nicht unter.

Es war einmal ein Mann und ein Weib, die hatten einen einzigen Sohn. Als dieser herangewachsen war, ließen sie ihn ein Handwerk lernen, das konnte ihm nach kurzer Zeit schon sein Brod verschaffen. Es war das ein guter, ruhiger, stiller Mensch und besonders erfüllt von Gottesfurcht. Nachdem er ausgelernt, rüstete ihm sein Vater ein Schiff aus, befrachtete es reich mit Waren, damit er in die weite Welt ausziehe und sich abmühe, und seinen Eltern in ihren alten Tagen als Stütze diene. Er stach mit dem Schiffe in die See und begegnete auf hohem Meere einem türkischen Schiffe, aus dem schallte ihm ein furchtbares Jammergeschrei entgegen, und da fragte er die Schiffer auf dem türkischen Schiffe: „Ich bitt euch, was hört man da für ein Gejammer auf eurem Schiffe?“ Antworteten sie ihm: „Wir führen eine Schaar von Sklaven, die haben wir in der Welt erbeutet, jetzt sind die gefesselt und jammern.“ Hierauf versetzte er: „Ich bitt euch, fragt euren Kapitän, ob er sie für baares Geld loskaufen ließe.“

Voll Freuden kamen sie seiner Aufforderung nach, rannten fort und riefen den Kapitän herbei. Der Kapitän trat aufs Verdeck, man wurde sogleich handeleins, er trat dem Kapitän das Schiff sammt der Ladung ab und empfieng dafür von ihm die gefesselten Sklaven. Nun rief er jeden vor sich, erkundigte sich um ihre Herkunft und sagte zu jedem, er könne in seine Heimat zurückkehren.

Also kam die Reihe endlich auch an eine alte Frau, die führte an ihrer Seite ein wundervoll schönes Mädchen. Als er sie um ihre Herkunft fragte, erwiederte die Greisin unter Thränen: „Ich bin aus fernem Lande, die Amme am kaiserlichen Hofe; dieses Mägdlein aber, das ist des Kaisers einziges Töchterlein, das habe ich von Kindesbeinen auferzogen. Zu seinem Unglücke hatte es sich in einen Garten begeben, der in einiger Entfernung vom Schloße lag. Die ruchlosen Türken erblicken es und bemächtigen sich seiner, das Mädchen bricht in lautes Wehgeschrei aus und ich, die ich zu meinem Unglücke gerade in der Nähe mich befand, stürzte auf ihre Hilferufe herbei. Man bemächtigt sich auch meiner und beide werden wir ins Schiff abgeführt.“ Hierauf baten sie ihn, er möge sie mit sich nehmen, da sie selbst die Reise nach Hause nicht antreten könnten und überhaupt die Mittel zur Heimreise nicht besäßen. Er nahm sie also mit sich, das Mädchen traute er sich als Gattin an und kehrte wieder in sein väterliches Haus zurück. Als er nach Haus gekommen, fragte ihn der Vater, wo das Schiff und die Ladung sei. Er erzählte ihm nun alles, was sich zugetragen, wie er die Schaar Sklaven losgekauft und jeden in seine Heimat zurückgeschickt. „Dieses Mädchen aber,“ sagte er, „ist die Tochter eines Kaisers, und diese Greisin ist Amme an jenem kaiserlichen Hofe gewesen, da sie weder ein noch aus wußten und auch

eine Mittel besaßen, um den Heimweg antreten zu können, blieben sie bei mir und ich machte dieses Mädchen zu meiner Gattin.“ Darüber geriet der Vater in heftigen Zorn: „O du Unglückssohn, was hast du getan! Warum hast du mein Gut und Blut verloren, ohne daß dich irgend ein Unglück oder ein Unfall betroffen?“ Und jagte ihn hiermit aus dem Haus. Nach diesem Vorfalle lebte der junge Mann mit seiner Gattin und mit jener Greisin lange Zeit in demselben Dorfe aber unter fremdem Dache, und empfahl sich häufig seiner Mutter und seinen übrigen Freunden, sie möchten doch seinen Vater irgendwie dazu bewegen, daß er ihn wieder zu sich aufnehme und ihm ein zweites Schiff ausrüste. Er gab auch zugleich die heilige Versicherung, daß er künftighin mehr Verstand zeigen werde. Nach langer, langer Zeit erbarmte sich der Vater seiner und nahm ihn, seine Gattin und jene Greisin ins Haus auf und rüstete ihm ein zweites Schiff aus, ein noch größeres und schöneres, als das erste war, voll mit Waaren aller Gattung, damit er in die Welt ziehe und Handel treibe. Er segelte nun ab, seine Gattin und jene Greisin blieben bei seinen Eltern zurück. Als er zu einer Stadt gelangte, erblickte er Soldaten, die waren damit beschäftigt die Bewohner in der Stadt aufzufangen und in Ketten zu werfen. Er fragte sie: „Warum tut ihr das, Brüder? Warum werft ihr die Armut in den Kerker?“ Und sie antworteten ihm: „Deshalb, weil sie das, was dem Kaiser gebührt, nicht entrichtet haben.“ Da begab er sich zu dem Obersten und fragte: „Wie viel, ich bitt dich, muß die zusammengefangene Menge an Krongeld entrichten?“ Der Oberst antwortete ihm: „So viel und so viel.“ Hierauf verkaufte er wieder sein Schiff und die ganze Fracht, kaufte die eingefangenen Leute los und kehrte mit leeren Händen wieder ins Vaterhaus zurück, fiel dem

Vater zu Füßen, gestand ihm alles, was ihm begegnet und bat unter Thränen, er möge ihm Verzeihung gewähren. Sein Vater geriet nun in noch viel größern Zorn und jagte ihn wieder fort von sich. Was soll der unglückliche Sohn nun anfangen, wohin soll er sich wenden? Soll er bei den reichen Eltern betteln? Endlich gelang es nach langer, langer Zeit seinen Freunden seinen Vater zu überreden, daß er ihn wieder zu sich ins Haus nehme, indem sie es ihm verbürgten, daß er nimmermehr so wie bisher handeln werde, weil ihn Ungemach schon bessere Einsicht gelehrt habe. Nach langen Bemühungen ließ sich endlich wieder der Vater erweichen, nahm ihn in Gnaden wieder auf und gab ihm ein Schiff, das war noch viel größer und schöner als die früheren.

Das Bild seiner Gattin ließ er inwendig am Hinterteile des Schiffes anbringen, das der Greisin aber am Vorderteile. Dann nahm er Abschied von Vater, Mutter und allen Hausleuten und ließ die Segel aufspannen. So segelte er lange Zeit und gelangte zu einer großen Stadt, in welcher ein Kaiser thronte. Er ließ die Segel einreffen und fieng an die Stadt mit Kanonenschüssen zu begrüßen. Es erstaunte die ganze Bürgerschaft und der Kaiser auch, da sie nicht wußten, wer und woher er sei. Bei Anbruch der Dämmerung sandte der Kaiser seinen Minister an ihn ab, damit er sehe, wer und woher er sei und ihm melde, daß er Morgen um neun Uhr früh sein Schiff besuchen werde. Der Minister kam an, ja, darf er dem Wunder trauen! Erblickt er da nicht am Steuerborde dieses Schiffes das Bild seiner Verlobten, der Tochter des Kaisers, die hatte ihm der Kaiser noch als kleines Kind zugesichert. Ferner sah er am Vorderteile das Bild der Amme vom kaiserlichen Hofe, die zugleich mit seiner Verlobten von den Türken in die Sklaverei ge-

schleppt worden war. Aber in seiner Freude wollte er nicht einmal seinen eigenen Augen trauen und niemandem gegenüber ein Wörtchen verlauten lassen. Am nächsten Tage, als es neun Uhr schlug, siehe da kommt der Kaiser mit seinen Ministern auf das Schiff, knüpft ein Gespräch an, fragt den Kaufmann, wer und woher er sei, gieng vom Vorderteile zum Hinterteile des Schiffes und erkannte seine einzige Tochter und ihre Amme die ihm die Türken in die Sklaverei geschleppt. Auch er konnte im Übermaß der Freude an die Wirklichkeit des Gesehenen nicht glauben, und lud den Kapitän ein er soll ihn Nachmittags um zwei Uhr besuchen, er wollte ihn ausforschen, ob die Stimme seines Vaterherzens die Wahrheit spreche. Hiermit empfahl er sich ihm und gieng fort.

Als es zwei Uhr schlug, machte sich der Kapitän auf, um der Einladung des Kaisers Folge zu leisten. Der Kaiser fieng an ihn unbemerkt auszuforschen und fragte ihn scheinbar nebenbei, weshalb denn die junge Frau am Steuerbord des Schiffes und jene Alte am Vorderteile abgebildet wären. Er merkte sogleich, daß er den Vater seiner Gattin vor sich habe und fieng ihm nun in aller Umständlichkeit der Reihe nach seine Lebensgeschichte an zu erzählen, wie er auf dem Meere segelnd einem türkischen Schiffe voll Sklaven begegnet und wie er sie alle losgekauft und jeden in seine Heimat entsandt habe. „Jenes Mädchen aber,“ sagte er, „und mit ihr die Greisin, die wußten weder aus noch ein, auch hatten sie keine Mittel ihre Heimat aufzusuchen, weil sie in gar weiter Ferne lag, und so blieben sie bei mir, und ich traute das Mädchen mir als Gattin an.“ Auf diese Rede rief der Kaiser aus: „Das ist ja meine einzige Tochter, die mir die gottverdammten Türken geraubt haben. Die Greisin aber, das war die Amme an meinem Hofe, von welcher sie von Kindesbeinen auf gehegt und gepflegt wurde; du aber —

du wirst mein Thronfolger sein, eil nur schnell in die Heimat zurück und bring mir meine Tochter, deine Gattin, her, damit ich sie noch einmal sehe, ehe ich sterbe, bring auch deinen Vater und deine Mutter und deine ganze Familie mit und setz dein ganzes Vermögen in Geld um. Dein Vater wird mein Bruder, deine Mutter meine Schwester sein, du aber mein Sohn und der Erbe meiner Krone, und wir alle wollen in einem Pallaste leben.“

Hierauf berief er die Kaiserin und alle Minister zu sich und teilte ihnen das Schicksal seiner Tochter mit. Alles geriet darüber in größte Freude und es wurden große Festlichkeiten veranstaltet. Nun gab ihm der Kaiser sein größtes Schiff, ein wunderherrliches Werk, der Eidam mußte das seinige dort lassen. Doch er sprach zum Kaiser: „Hehre Krone! man wird mir zu Hause keinen Glauben schenken, wenn du mir nicht einen deiner Minister mit auf den Weg giebst.“ Der Kaiser teilte ihm gerade den Minister zu, dem er einst seine Tochter zugesichert hatte. Also stießen sie vom Lande ab und segelten aufs hohe Meer hinaus. Als sie nach Haus kamen, erstaunte sein Vater über seine schnelle Rückkunft und daß er ein viel schöneres und größeres Schiff zurückgebracht. Er erzählte ihm nun den ganzen Sachverhalt und verkündete seiner Mutter, seiner Gattin und jener Greisin die frohe Botschaft. „Und so ihr mir nicht Glauben schenken wollt,“ sprach er, „so bringe ich euch den kaiserlichen Minister mit, den der Kaiser mitgeschickt hat, damit ihr desto mehr von der Wahrheit meiner Worte überzeugt wärt.“ Sobald seine Gattin den Minister erblickte, rief sie voll Freude ihrem Schwiegervater und ihrer Schwiegermutter zu: „Ja, es ist die lautere Wahrheit, lieber Vater, das ist der Minister meines Vaters, mein Verlobter, der mir vom Schicksal nicht zum Gatten bestimmt war.“ Hierauf

veräußerten sie all ihr Hab und Gut und fuhren auf die hohe See hinaus. Der Minister trachtete auf alle mögliche Art und Weise den jungen Thronerben des Kaisers, den Gatten seiner Verlobten aus dem Wege zu räumen, in der Hoffnung, er werde sie dann ehelichen, so wie es ihm von ihren Eltern zugesichert worden war, so daß er also der Erbe des Thrones würde. Als sie schon einen Teil des Weges zurückgelegt hatten, rief er ihn einmal nächtlicher Weile, als alles schlief, hinauf aufs Verdeck, um mit ihm etwas im Geheimen zu verabreden. Der Jüngling hatte ein reines Gewissen und kannte keine Furcht, kam hinauf, der Minister ergriff ihn plötzlich und stieß ihn vom Schiffe ins Meer hinab. Das Schiff segelte weiter und er konnte es nicht mehr erreichen. Der Minister begab sich inzwischen wieder zur Ruhe als ob gar nichts vorgefallen wäre.

Den jungen Thronfolger aber ließ das Glück auf eine Sandbank stoßen, die befand sich nicht weit vom Ufer, aber in der Nähe einer Wildnis, wo kein Mensch vorbeizusegeln hatte, der ihn hätte erretten können. Als der Morgen anbrach bemerkte man auf dem Schiffe seinen Abgang und fieng zu weinen und zu jammern an, im Glauben, er sei Nachts unwillkürlich ertrunken, und sie konnten auf keine Weise sich trösten, am allerwenigsten seine Gattin, mit der er in größter Liebe gelebt. Als sie beim Kaiser ankamen, meldeten sie ihm das Unglück, das ihnen auf dem Wege zugestoßen. Da gab es Trauer und Klage am kaiserlichen Hofe auf lange Zeit hinaus und sie konnten nimmermehr Tröstung für ihr Leid finden. Seine Eltern nahm der Kaiser bei sich auf und hielt sie hoch in Ehren, so wie ers versprochen. Der unglückliche Eidam des Kaisers lebte auf der Sandbank im Meere von dem bischen Moos, das sich im Sande festgefangen. In seiner Not war er schon

ganz schwarz geworden, das Gewand war ihm vom Leibe herabgefault, so daß man seine Gestalt nicht mehr erkennen konnte, indeß zeigte sich von keiner Seite eine Menschenseele, die ihn errettet hätte, bis endlich zum Glücke nach 15 schweren Tagen und 15 schweren Nächten ein Greis auf einen Stab gestützt, um Fische zu fangen am Meeresstrande erschien. Sogleich begann er ihm zuzurufen und ihn anzuflehen, er möge ihn aufs trockene Land übersetzen. Der Greis versprachs ihm: „Ich wills tun," sagte er, „aber du sollst es mir auch bezahlen." „Woher soll ich Geld zum Zahlen nehmen," antwortete er, „der ich nicht einmal ein ganzes Kleidungsstück besitze." „Das macht ja nichts," versetzte der Greis, „ich habe hier bei mir Tinte und Feder. Kannst du schreiben, so fertige mir eine Schrift aus, daß du von all deinem Besitz, den du je haben solltest, mir die Hälfte abtreten wirst." Vom Herzen gern willigte er in diese Bedingung ein. Hierauf stieg der Greis ins Wasser, kam bis zu ihm hin, er gab seine Unterschrift und der Greis trug ihn aufs Land hinüber.

Hierauf gieng er nackt und bloßfuß, schwarz und vom Hunger gepeinigt von Haus zu Haus, von Dorf zu Dorf und es gab ihm der Eine eine Unterhose, der Andere ein Hemd, so daß er wenigstens seine Blößen bedecken konnte. Nach dreißig Tagen führte ihn sein Glück in die Kaiserstadt und vor den kaiserlichen Hof. Hier ließ er sich mit dem Bettlerstab in der Hand vor dem Burgtore nieder. Noch immer glänzte an seinem Finger der Verlobungsring mit seinem und seiner Gattin Namen. Abends nahmen ihn die Diener in den Pallast auf und reichten ihm die Überbleibsel ihrer Mahlzeit. Am nächsten Tage machte er sich auf und setzte sich an den Eingang des kaiserlichen Hofgartens; aber es kam der Gärtner herbei und jagte ihn fort, indem er

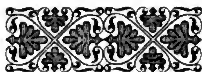
ihm das Unschickliche vorhielt, dort zu sitzen, wo jeden Augenblick der Kaiser mit seiner Familie vorbeikommen dürfte. Er räumte zwar den Ort, aber setzte sich wiederum unbemerkt in eine Ecke des Gartens, doch wer naht da? Es ist der Kaiser, der führt seine (des Bettlers) Mutter am Arme, dann sein Vater mit der Kaiserin und hinterdrein seine Gattin, mit seinem Meuchelmörder, dem tückischen Minister. Er wollte ihnen noch immer nicht seine Anwesenheit verraten, sondern nahm als sie vorübergiengen die ihm dargebotenen Paar Kreuzerstücke an; an der Hand aber mit welcher er die Gabe entgegennahm, war der Ehering, der fiel seiner Gattin sofort ins Auge, indessen war sie weit entfernt davon zu glauben, daß sie ihren Gatten vor sich habe, sondern sagte blos: „Hör mal, geh, weis mir den Ring her, damit ich mir ihn näher besehe.“ Der Minister an ihrer Seite, entsetzte sich nicht wenig darüber und zog sie fort mit den Worten: „Komm fort,“ sprach er, „du wirst doch mit diesem Lumpenkerl dich in kein Gespräch einlassen wollen.“ Doch sie merkte nicht auf seine Reden, sondern nahm den Ring und erkannte ihre und ihres Gatten Namenszüge darin. Welch Erstaunen ergriff sie da! beinahe wäre ihr das Herz zu Stein geworden; aber trotzdem unterdrückte sie ihre Aufregung und entfernte sich schweigend.

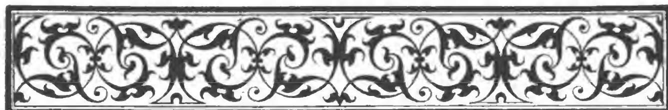
Sobald sie sich in der Burg wiederum befanden, teilte sie ihrem Vater mit, daß sie den Ehering ihres seligen Mannes bei jenem Bettler erkannt, der im Garten gesessen, „schick denn,“ sagte sie, „Leute, die sollen ihn herführen, damit wir ihn ausforschen, wie so er zu dem Ringe an seinem Finger gekommen.“ Sofort sandte der Kaiser seine Diener, damit sie den Bettler holen. Nun begann ihn der Kaiser auszuforschen, woher er komme, wie er heiße und auf welche Weise der Ring in seine Hände gelangt sei. Jetzt

vermochte er nimmer an sich zu halten und gab sich ihnen zu erkennen, indem er ihnen in aller Umständlichkeit erzählte, wie ihn der Minister auf der Reise vom Schiffsverdeck hinab ins Meer gestoßen und wie ihn das Glück auf eine Sandbank im Meere in der Nähe des Strandes gelangen ließ, wo er volle fünfzehn Tage und fünfzehn Nächte von Moos gelebt, das sich an der Sandbank festgefangen, und wie ihn nach Verlauf von soviel Tagen ein Greis aus dem Elende gerettet, „und nun hat mich," sagte er, „Gott und mein Recht wieder zu meinen Eltern und meiner geliebten Gemahlin geführt." Bei der Schilderung seiner Leiden waren sie ganz sprachlos, und nachdem sie wieder ein wenig zu sich gekommen, eilte der Kaiser fort, führte seinen Vater und Mutter herbei und erzählte ihnen die Schicksale ihres Sohnes. Wer vermöchte nun die Freude zu schildern, die sich ihrer bemächtigte, als sie den Verlorengeglaubten in ihren Armen hielten! Wer beschriebe die Lust und Freude.

Viele Tage lang dauerten die Festlichkeiten zur Feier seiner Wiederkehr, die wurden nicht blos am Hofe, sondern auch in der ganzen Stadt veranstalt; überall erschollen Freudengesänge. Er wurde als Kaiser ausgerufen. Inzwischen hatte der alte Kaiser sogleich den Befehl gegeben man soll den tückischen Minister festnehmen, und ihn dem Eidam auf Gnade und Ungnade ausliefern. Der Eidam verzieh dem Minister Alles, ließ ihn weder köpfen noch aufhängen, sondern verbannte ihn blos aus dem Reiche, damit er ihnen nimmer unter die Augen komme. Der neue Kaiser übernahm die Herrschaft. Nach einigen Tagen seiner Regierung stellte sich jener Greis ein, der ihn aus dem Meere gerettet, und brachte das Schriftstück mit, auf welchem der Kaiser damals auf der Sandbank ihm die Hälfte alles dessen, was er je besitzen sollte verschrieben hatte. Sobald

der Greis an den Hof kam, bat er die Dienerschaft, daß man ihn beim Kaiser anmelde. Die Diener giengen zum Kaiser hinein und meldeten, es stehe ein Greis draußen, der vorzukommen wünsche. Der Kaiser befahl, daß man ihn vorlasse, der Greis trat ein, verbeugte sich, küßte ihm die Hand und legte ihm das Schriftstück auf den Schoß. Der Kaiser sah es an, stellte es dem Alten wieder zurück und sprach: „Ganz gut, mein wackerer Alter, setz dich, heute bin ich freilich Kaiser, aber wäre ich selbst noch Bettler, ich würde nicht anders handeln sondern stets mein gegebenes Wort und meine Unterschrift nicht weniger hoch halten. Wart nur ein Weilchen, damit wir die Teilung vornehmen.“ Der Kaiser holte nun ein Verzeichnis seines Reiches und fieng an die Städte zuzuteilen: „Diese fällt mir zu,“ sagte er, „diese wieder dir,“ indessen schrieb er alles auf einen Bogen nieder, bis Alles von der größten Stadt an bis zur niedrigsten Hütte redlich abgeteilt war. Der Greis nahm seine Hälfte, die ihm auf dem Papiere zugeschrieben war und schenkte sie wiederum dem Kaiser mit den Worten: „Nimm sie nur wieder zurück, ich bin kein Greis, kein irdischer Sterblicher, sondern Gottes Sendbote, der dich aus dem Meere erretten sollte um deiner guten Taten willen, die du zu Gottes Ehren bisher verrichtet hast. Herrsche und freue dich des Lebens, es sei dir lange zugemessen!“ Sprachs und verschwand, der Kaiser aber regierte fortan in Glück bis an sein seliges Ende.





134.

Mit der Lüg im Mund, kommt man auf den Hund.

Es war einmal ein hochbetagter Kaiser, der war vor schwerem Alter schon taub und blind geworden, er hatte aber drei Söhne. So schleppte er sich in seinen alten Tagen mühsam durchs Leben, da träumte ihm einmal Nachts, es gäbe irgendwo in der Welt eine Stadt, in der befinde sich ein Brunnen, und wenn er sich in Wasser aus diesem Brunnen baden und waschen könnte, so würde er sich verjüngen und wiederum hören und sehen. Als er aus diesem Traume erwacht und der Tag angebrochen war, berief er seine Söhne vor sich, erzählte was ihm geträumt und sprach zu ihnen: „Meine lieben Kinder! Spart keine Müh und keine Schätze, sondern trachtet, daß Ihr mir dieses Wasser bringt; wenn Ihrs mit Gottes Hilfe fändet, ich gäb mein ganzes Reich dafür mit Freuden hin.“ Da sprach der älteste Sohn zum Vater: „Gib mir eine Galeere voll Schätze und die nötige Bemannung, so zieh ich in die Welt, vielleicht finde ich das Wasser.“ Der Vater ließ ihm nach Wunsch

eine Galeere ausrüsten und schickte ihn in Gottes Namen in die Welt. Er stach also in die hohe See und gelangte nach langer, langer Zeit vor eine Stadt, in welcher ein Kaiser thronte. Sobald er sich in Sicht befand und die Galeere vor der Stadt die Anker auswarf, sandte sogleich der Kaiser seine Leute, damit sie den Herrn der Galeere vor ihn führen. Die ausgesandten Leute überbrachten dem Kaisersohne die Einladung ihres Kaisers, und er folgte ihnen ohne weiteres. Fragte ihn der Kaiser, wer er sei, woher er komme und wohin er steuere. Aber der Prinz gab dem Kaiser eine barsche Antwort; er sagte, er sei ein Kaisersohn und Niemand sei berechtigt ihn zu fragen, wer er sei, woher er komme und wohin er steuere. Darüber geriet der Kaiser in heftigen Zorn und befahl, daß man den Prinzen auf der Stelle in Ketten schmieden und in den Kerker werfen soll; ebenso ließ er die Bemannung der Galeere einkerkern. die Galeere aber nahm er für sich in Beschlag.

Nach diesem Vorfalle verstrich ein Jahr, indessen erhielt man am Hofe dieses Kaisersohnes nicht die geringste Kunde von seinem Verweilen. Nun trat der zweite Sohn vor den Vater hin und sprach: „Da mein Bruder gar so lange Zeit nicht heimkehrt, so gib auch mir Schätze und eine Galeere sammt Mannschaft, damit auch ich in die Welt ziehen und Stadt und Brunnen aufsuchen kann.“ Der Vater gewährte auch ihm Alles, so wie dem ersteren, und sandte ihn in Gottes Namen in die Welt, und der Sohn unternahm also die Reise auf dem weiten Meere. So segelte er die längste Zeit und gelangte ebenfalls vor jene Stadt, wo sein Bruder im Kerker saß. Sobald er in den Hafen einlief und die Galeere verankert war, schickte der Kaiser jener Stadt Boten ab, damit sie den Herrn der Galeere vor ihn führen. Als der Prinz vor den Kaiser kam und

ihn dieser um Herkunft und Ziel seiner Reise befragte, benahm er sich so wie sein Bruder roh und ungeschlacht, sagte, er sei eines Kaisers Sohn und Niemand sei befugt ihn zu Rede zu stellen wer er sei, woher er komme und wohin er ziehe. Darüber geriet der Kaiser in furchtbare Wut, ließ ihn in Ketten legen und in den Kerker werfen.

Wieder verstrich ein Jahr und auch von ihm gelangte keine Kunde an seines Vaters Hof. Endlich trat der jüngste Sohn vor seinen Vater und sprach: „Was sollen wir nunmehr anfangen? Keiner meiner Brüder kehrt heim. Gib auch mir eine Galeere mit Schätzen und einige Bemannung, damit ich mich aufmache und das Wasser aufsuche. Wenn Gott will, finde ich sowohl meine Brüder als auch das Wasser.“ Auch ihn rüstete der Vater aus, wie die zwei älteren Söhne, und der Jüngling stach in die weite See hinaus. Auf seiner Reise auf dem Meere gelangte er gleichfalls vor dieselbe Stadt, in welcher seine zwei Brüder eingekerkert waren. Sobald er in den Hafen einlief und das Schiff vor Anker lag, schickte der Kaiser seine Diener auch um ihn aus. Auch er gieng sogleich mit und trat vor den Kaiser, und als ihn der Kaiser um Herkunft und Reiseziel befragte, fieng er an bescheiden und trauererfüllt Alles der Reihe nach zu erzählen, wie er einen hochbetagten Vater habe, der blind und taub sei, und wie der Vater geträumt, es befinde sich irgendwo in der Welt in einer Stadt ein Brunnen, dessen Wasser ihn verjüngen und ihm Gehör und Gesicht wieder geben würde, so er sich darin baden und waschen könnte; ferner, wie er zwei Brüder gehabt, die wären beide einer nach dem anderen zu Meere fortgezogen, um die Stadt und das Wasser aufzusuchen, und da keiner von ihnen noch heimgekehrt sei, habe er sich aufgemacht, das Wasser holen. Nachdem der Kaiser seine Erzählung zu Ende gehört, sagte

er zu ihm: „Wenn dem so ist, mein Sohn, so wünsch ich dir glückliche Reise! Bei deiner Heimkehr aber, unterlaß es nicht, wiederum bei mir vorzusprechen, denn auch mich drückt schon der Jahre Bürde, und solltest du mit Gottes Hilfe das Wasser finden, so möcht auch ich ein Bad nehmen, vielleicht kann ich mich auch verjüngen.“ Also ließ er ihn schön in Frieden weiter ziehen, und der Kaisersohn setzte seine Reise fort.

So reiste er lange lange Zeit und kam an ein großes Gebirge. Dort ließ er die Galeere in einer Bucht verankern, er selbst bestieg sein Roß und machte sich auf um landeinwärts zu dringen, und befahl der ganzen Bemannung, daß sie am Schiffe seine Rückkehr abwarten soll. Auf dem Wege stieß er im Gebirge auf einen alten Einsiedler, dem bot er Gott zum Gruße an und fragte ihn, ob er ihm nicht von der und der Stadt irgend etwas Näheres berichten könnte. Der Einsiedler antwortete, er selbst kenne zwar eine solche Stadt nicht, „aber,“ meinte er, „geh an jenes hohe Gebirge, dort wohnt ein Jägersmann, der kann mit den Vögeln sprechen, möglicherweise hat er durch die Vögel von einer solchen Stadt irgendwelche Kunde vernommen.“ Hierauf begab sich der Kaisersohn in das bezeichnete Gebirge, traf dort den Jägersmann an, bot ihm Gott zum Gruße und richtete an ihn die Frage: „Bruder! wie ich vernommen hab, kannst du mit den Vögeln sprechen, diese fliegen aber durch die ganze Welt herum; hast du je von einem gehört, daß eine Stadt von der und der Art irgendwo sich findet?“ Der Jäger antwortete, er habe zwar nie von ihr etwas gehört, „aber wir können sie ja,“ sagte er, „sogleich befragen.“ Alle Vögel entgegneten, sie wären nie in dieser Stadt gewesen, „aber es lebt da ein steinalter Aar,“ meinten sie, „der ist nicht mehr flügge und blieb im Walde zurück, viel-

leicht vermag der irgendwelche Auskunft geben.“ Also gieng der Jäger mit dem Kaiserssohn zum Aar, und der Jäger fragte ihn, ob er je eine Stadt von der und der Art gesehen. Antwortete der Aar: „Nur ein einzigesmal in meinem Leben bin ich über sie hinweggeflogen. Dorthin zu gelangen hält sehr schwer; man muß bereit haben zwölf gebratene Schafböcke, zwei Besen und einen Strick; denn gleich am Tore der Stadt halten zwölf Löwen Wacht; wer immer sich ihnen nähert, den zerreißen sie, darum muß man ihnen zwölf gebratene Schafböcke vorwerfen, jedem Löwen je einen, damit sie über den Ankömmling nicht herfallen, kommt man aber schon in die Stadt hinein, so begegnet man zweien Mädchen, die reinigen mit den Händen die ganze Stadt, und sie würden dem Reisenden die Augen auskratzen, drum muß man jeder einen Besen geben, und sie werden sich beruhigen; etwas weiter von diesen Mädchen ist ein drittes Mädchen, welches die ganze Stadt bespritzt und das Wasser an ihren Haaren mit sich schleppt; diesem muß man einen Strick geben, und sie wird den Wanderer ruhig ziehen lassen. Bei alledem aber ist es noch notwendig, daß man gerade um die Mittagsstunde dort eintrifft, denn um diese Zeit liegt immer die Kaiserin in tiefstem Schlafe und weiß von Nichts was um sie herum vorgeht. Da heißt es so schnell als möglich sein Vorhaben ausführen und schleunigst die Flucht ergreifen!“

Als dies der Kaiserssohn vernahm, hob er den Aar zu sich aufs Roß, brachte ihn auf die Galeere und setzte die Reise fort; inzwischen fütterte er den Aar aufs Beste, damit er wieder etwas zu Kräften komme. Endlich ankerte man vor den Ausläufern eines Gebirges, hier sprach der Aar: „Vor Allem muß ich selbst an Ort und Stelle, damit ich sehe, wie es dort zugeht,“ und schwang sich hoch in die Lüfte, überflog jene Stadt und erkundete

alle Verhältniße daselbst, kehrte dann aufs Schiff zurück und meldete, man müsse am nächsten Tage früh Morgens aufbrechen, soll man gerade in der Mittagsstunde in der Stadt eintreffen. Am folgenden Tage brach man mit dem ersten Morgengrauen auf und unermüdlich wandernd gelangte man glücklich gerade um die Mittagszeit vor der Stadt an. Sogleich übergab des Kaisers Sohn den Diener das Nötige zu tragen, und zog an ihrer Spitze in die Stadt ein. Sowie sie vor das Stadttor anlangten, sprangen zwölf furchtbare Löwen auf ihn und seine Begleiter los, um sie alle zu zerreißen. Schnell warf man ihnen die zwölf gebratenen Schafböcke vor und die Löwen verweilten sich damit.

In der Stadt traf man auf zwei Mädchen, die besorgten mit den bloßen Händen die Reinigung der Stadt. Die stürzten sogleich auf die Ankömmlinge los. Schnell warf man ihnen die Besen hin, und die Mädchen beruhigten sich. Etwas weiter vorwärts, stieß man auf einen Brunnen, aus welchem ein Mädchen an ihren Haaren Wasser schöpfte. Kaum wurden sie von ihr erblickt, stürmte sie schon auf sie los, aber ließ auch sofort ab, als man ihr den Strick zuwarf. Hierauf schöpften des Kaisers Leute so schnell als möglich Wasser aus dem Brunnen und schafften es auf die Galeere, während der Prinz in die Burg gieng, um zu sehen, was die Kaiserin mache. Wie er der Kaiserin Stube betritt, lohnt es sich wirklich aller Mühen. Die Kaiserin ruht auf dem Rücken liegend im tiefsten Schlafe. Sachte näherte sich ihr der Prinz, küßte sie ab und beschlief sie, dann zog er ihr den Ring von der rechten Hand und den Strumpf vom linken Fuß ab und machte ihr ein Zeichen auf dem Knie. Hierauf eilt er auf die Galeere, schleunigst lichtet man die Anker und segelt fort! Sie mochten schon ziemlich weit von der Stadt sich entfernt haben, als die

Kaiserin aus dem tiefen Schlafe erwachte. Sie merkte sogleich die Veränderung, die mit ihr vorgefallen, sprang hurtig auf die Beine und fuhr auf das Mädchen los, das die Stadt bespritzte: „Daß dich dieser und jener, du so und so geartetes Geschöpf! so viele Jahre dientest du mir treu bis auf jetzt wo du mich verraten!“ Das Mädchen begann sich zu entschuldigen: „Ich diene dir so viele Jahre lang, und nie fiels dir ein, mir einen Strick zu geben, er aber gab mir einen sobald er meiner ansichtig wurde.“ Hierauf suchte die Kaiserin jene Mädchen auf, welche früher mit bloßen Händen die Stadt reinigten und fieng an mit ihnen aufzubegehren: „Euch soll doch dieser und jener, Ihr, so und so gearteten Geschöpfe! so viele Jahre dientet Ihr mir treu, nur heute habt Ihr mich verraten!“ Die Mädchen ließen den Vorwurf nicht stillschweigend auf sich ruhen, sondern stritten mit ihr herum: „Wir dienen dir schon so viele Jahre treu, doch nie ists dir eingefallen uns einen Besen zur Verfügung zu stellen, während er sogleich bei seiner Ankunft jeder von uns einen Besen gab.“ Endlich gieng die Kaiserin zu den Löwen und herrschte sie an: „Daß euch dieser und jener, Ihr Rabenäser! Was habt Ihr getan? So viele Jahre habt ihr mir treu gedient, bis auf den heutigen Tag, wo ihr mich im Stiche ließet!“ Sie suchten sich zu rechtfertigen: „Du hast uns während unserer langjährigen Dienstzeit niemals gesättigt, indessen er jedem von uns, sobald er uns sah, je einen gebratenen Schafbock gab.“ Da schwieg sie still und dachte sich, sie sei am Ende doch allein die Schuldtragende.

Inzwischen setzte der Kaisersohn seine Reise fort und gelangte nach langer Zeit wieder vor jene Stadt, wo seine Brüder eingekerkert waren. Sobald der Kaiser jener Stadt von seiner Ankunft Kunde bekam, gieng er ihm entgegen.

bereitete ihm einen schönen Empfang und fragte ihn: „Also, wie stehts, mein Sohn? Hast du mit Gottes Hilfe gefunden, was du gesucht?“ Antwortete ihm der Kaisers Sohn: „Gott sei Dank! habs gefunden.“ Darüber war der Kaiser hocherfreut und sprach: „So laß michs denn versuchen, ob das Wasser wirklich Wunderkraft besitzt.“ Nachdem der Kaiser das Bad genommen, fühlte er sich gesund und jung, als zählte er zwanzig Jahre. Im Übermaaße der Freude sprach er dann zum Kaiserssohne: „Hast du mich so bedacht, so will ich mich auch nicht unerkenntlich erweisen. Deine beiden Brüder leben noch und sind bei mir: sie haben sich nicht so klug und fein wie du zu benehmen gewußt, sondern fuhren mich barsch und trotzig an, deshalb habe ich sie zurückgehalten, doch jetzt schenke ich dir beide.“ Hierauf ließ er sie vorführen und ihm übergeben.

Nun war der Prinz noch mehr erfreut, weil er auch seine Brüder gefunden. Dann gab ihm der Kaiser auch ihre zwei Galeeren sammt der ganzen Bemannung, und zum Überfluße beschenkte er ihn noch reich und versah ihn mit Allem was auf der Reise vonnöten ist. Nun schiffte sich jeder in seine Galeere ein und man zog heim. Auf dem Wege fiengen die zwei älteren Brüder untereinander an zu beratschlagen, wie sie das Wasser ihrem jüngsten Bruder wegnehmen werden, um des Vaters Gunst sich zuzuwenden, als wenn sie es gewesen wären, die das Wasser gefunden, und so faßten sie folgenden Entschluß: sie wollen seine Mannschaft bestechen, damit sie das Wasser in ihre Fässer übergießen, des Bruders Fässer aber mit Meerwasser anfüllen. Gesagt, getan. Sie wurden vom Vater mit Sehnsucht erwartet: „Glückliche Ankunft, Kinder! Hat euch der gütige Gott das Wasser finden lassen?“ Schnell versetzten die älteren Brüder: „Gott sei Dank! gefunden. Doch es

soll da unser jüngster Bruder zuerst sein Wasser hergeben, dann wollen wir das unsere versuchen lassen." Sofort leerten die Leute das Wasser aus den Geschirren des jüngsten Bruders und der alte Kaiser stieg ins Bad, aber es half ihm nicht im Mindesten, und nun sagte er zu den zwei anderen Söhnen: „Laßt mal sehen, was Ihr mir bringt." Sie ließen sogleich das Wasser aus ihren Fässern bringen, der Kaiser nahm ein Bad und verjüngte sich auf der Stelle, hörte und sah wiederum wie ein Jüngling. Da sagte er zu seinem jüngsten Sohne: „Du hast gar nichts gefunden, sondern hast nur Meerwasser gebracht, fort, aus meinen Augen, soweit dich deine Füße tragen, weil du mich zu hintergehen versuchtest." Hiermit jagte er ihn vom Hofe fort, und der Ärmste mußte in die Welt ziehen und verdingte sich bei einem Dorfschulzen als Schäfer.

Jene Kaiserin, die das Wasser besaß, blieb nach dem Besuche des Kaisersohnes schwanger, und als ihre Zeit kam, genas sie an einem männlichen Kinde. Nach Verlauf eines Jahres fieng der Knabe an zu sprechen und fragte seine Mutter: „Mutter, wo ist denn unser Vater?" Antwortete sie: „Liebes Kind, wir wollen ihn aufsuchen." Hierauf rüstete sie eine Galeere aus und stach in die See, und als sie nach langer, langer Reise durch die Welt endlich in die Nähe der Stadt gelangte, woher der Kaisersohn stammte, ließ sie in einiger Entfernung von der Stadt die Galeere verankern, schiffte sich aus, schlug ihr Zelt am Ufer auf und schrieb an den Kaiser einen Brief: „Schick den Mann zu mir, der das Wasser von mir fortgetragen hat." Der Kaiser schickte sogleich seinen ältesten Sohn ab. Er bestieg ein Pferd und ritt geradeaus zu ihr unters Zelt. Als er vor die Kaiserin trat, empfieng sie ihn aufs Beste und fragte ihn: „Bist dus gewesen, der das Wasser von mir fortgetragen?"

Antwortete er: „Ja, ich bins gewesen.“ Fragte weiter die Kaiserin: „Was hast du noch fortgetragen?“ Antwortete er: „Weiter Nichts.“ Da holte die Kaiserin mit der Hand aus und versetzte ihm eine so derbe Maulschelle, daß ihm sogleich zwei Zähne ausfielen und schickte ihn zu seinem Vater zurück mit dem Worten: „Geh und melde deinem Vater, daß er mir den Mann schicken soll, der das Wasser von mir fortgetragen hat.“ Als er nach Haus kam und dem Vater berichtete, wie es ihm ergangen, schickte dieser sogleich seinen mittleren Sohn ab. Auch ihn empfieng die Kaiserin voll Liebenswürdigkeit und richtete an ihn die Frage: „Hast du das Wasser von mir fortgetragen?“ — „Freilich, war ichs.“ — „Hast du noch Etwas mitgenommen?“ — „Daß ich nicht wüßte.“ Da gab sie auch ihm eine Maulschelle, daß ihm zwei Zähne sofort aus dem Munde fielen, und sagte dann: „Weißt du wies steht? Melde deinem Vater einen schönen Gruß von mir und sag ihm, daß ich sein ganzes Reich verwüsten werde, so er mir den Mann nicht schickt, der das Wasser von mir fortgetragen hat; dach wart ein Weilchen, ich will dir Etwas geben, woran ihr ihn erkennen könnt.“ Hierauf setzte sie sich nieder und stickte die Gesichtszüge ihres Kindes auf ein seidenes Tüchel und gab es dem Kaiserssohne mit den Worten: „Da schau, so wie dieses Kind, sieht auch jener Mann aus.“

Er gieng also mit dem Tüchel zum Vater und erzählte ihm Alles der Reihe nach. Sobald der Kaiser das Bild auf dem Tüchel erblickte, rief er aus, das seien ausgesprochen die Züge seines jüngsten Sohnes, und schickte es durch das ganze Reich von Stadt zu Stadt, von Dorf zu Dorf, damit man seinen Sohn aufsuche. Als so das Tüchel auch in jenes Dorf gelangte, wo des Kaisers Sohn bei dem Dorfschulzen im Dienste stand, legt mans zuerst dem Schulzen

vor. Wie er das Tüchel ausbreitete und sein Blick auf die eingestickten Züge fiel, erstaunte er nicht wenig. Die ausgesprochenen Gesichtszüge seines Dieners! Da rief er ihn zu sich und sagte: „Hör mal, du Kerl, das bist du.“ Der Prinz wollte sich zwar nicht sogleich zu erkennen geben, weil man aber von allen Seiten in ihn drang, denn er sollte vor den Kaiser treten, konnte er nicht umhin und gestand ihnen Alles und machte sich auf den Weg zum Vater. Als er vor ihn kam, fiel ihm der Vater um den Hals und sprach: „Um Gottes Willen, mein Kind, wo bleibst du? Das Reich geht zu Grunde!“ Antwortete er: „Wer trägt denn Schuld daran? Aber gib mir ein Pferd und anständige Kleidung, damit ich mich dieser Kaiserin vorstellen kann.“ Der Vater besorgte sogleich alles Nötige und schickte ihn ab zur Kaiserin. So wie ihn die Kaiserin erblickte, erkannte sie ihn sogleich, auch der Knabe erkannte ihn und erhob ein Freudengeschrei: „Da ist der Vater! da ist der Vater!“ Als er unter das Zelt trat, fragte auch ihn die Kaiserin: „Bist dus gewesen, der das Wasser fortgetragen hat?“ — „Ja, ich bins gewesen.“ — „Hast du noch Etwas mitgenommen?“ Da nahm er den Ring und den Strumpf heraus und sagte: „Auch das noch; zu dem hast du auch ein Mal am Knie.“ Sie gab dies Alles zu, und sie fielen sich um den Hals und küßten sich. Hernach giengen sie mitsammen in die Stadt und ließen sich trauen, sein Vater aber übergab ihm noch bei Lebzeiten das Reich, die zwei älteren Söhne jagte er aber von Haus und Hof fort. Also wurde der jüngste Sohn Kaiser zweier Reiche.





135.

Die Pestschwestern.

Ein Mann gieng spät Abends vom Felde nach Haus. In der Nähe des Dorfes begegnete er zwei merkwürdigen Weibsbildern. Die Weiber waren von etwas kleiner Gestalt, ohne Nasen und Ohren, und hatten kleine Schlangenaugen, die saßen tief im Spitzkopf drinnen, die Hände glichen Katzenpfoten und die ganze Gestalt trugen Bockfüße. Der Mann entsetzte sich bei diesem Anblick, ermannte sich aber schnell und fragte sie, wer sie sind und wohin sie gehen.

Die furchtbaren Weiber gaben ihm zur Antwort: „Wir sind die Pest, zwei leibliche Schwestern. Eine von uns wird die Leute in diesem Dorfe hinraffen, während die andere weiter zieht. Wir kommen geraden Wegs aus Sarajevo und stammen aus dem Pestlande. In Sarajevo erhielten wir von unserem Pestkönig den Befehl daß wir auf eine Zeit lang hierher ziehen sollen.“

Bei diesen Worten vermeinte der Mann er müsse auf der Stelle vor Grauen in einen Baum oder Fels sich verwandeln. Doch die Pestschwestern sprachen ihm Mut zu

und suchten ihn zu beruhigen. „Sei ganz getrost," munterten sie ihn auf, „dir und deinem Gesinde soll kein Haar gekrümmt werden, wenn du uns Folge leistest und bereit bist uns eine kleine Gefälligkeit zu erweisen."

Der Mann wäre bereit mit bloßen Händen glühende Kohlen zu scharren, damit ihn die Pest nur verschone, er fleht sie an und beschwört das Schwesterpaar bei allem was ihnen hoch und heilig ist, sie mögen Gnade üben.

„Es soll dir nicht das Geringste widerfahren," beruhigten ihn die Pestschwestern. „Nur mußt du uns auf den Rücken nehmen und in euer Dorf hineintragen, damit uns die Hunde nicht zusetzen; dann wirst du uns dein Haus bezeichnen, damit wirs umgehen können, sobald wir von Haus zu Haus zu wandern und die Menschen hinzuraffen beginnen."

„Warum mordet Ihr denn die Menschen hin, die sich ja nie auch nur das Geringste gegen euch zu schulden kommen ließen?" fragte der Mann.

„Wir gehorchen nur dem Befehle," entgegneten die Schwestern.

Wiederum hub der Mann an: „Gibt es nicht irgend ein Mittel, durch das sich der Mensch vor euch Pestschwestern irgendwie schützen könnte?"

„Freilich," erwiderten die Pestschwestern, „es gibt gar so manches, da hast gleich eines: Es müßten zwölf Burschen und zwölf makellose Jungfrauen von tadelloser Lebensweise am Vorabende des Sonntags nach Neumond in der Geisterstunde einen Pflug nehmen, sich damit hinaus vor das Dorf begeben, sich splitternackt ausziehen, sowie sie die Mutter geboren, sich dann ins Joch spannen und das Dorf ringsherum umackern.

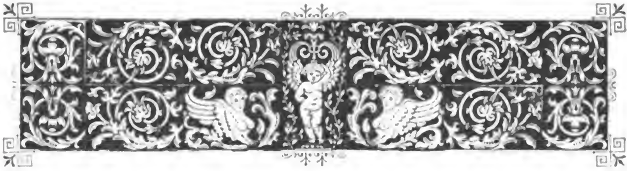
Noch eins. Während des Umackerns müßten sie wie

ein Marmorstein das tiefste Schweigen beobachten, keiner dürfte begierig und lüstern den Blick erheben, geschweige denn den anderen berühren. So müßten sie siebenmal immer in derselben Furche ackernd ums Dorf herum, bis die Furche zu einem kleinen Graben erweitert ist."

Während die Pestschwestern, bald die eine, bald die andere erzählten, mußte sie der Mann fortwährend tragen. Die Augen traten ihm aus den Höhlen vor der großen Bürde, — so schwer waren sie — doch er durfte ja mit keinem Worte Einspruch erheben. Sobald sie in die nächste Nähe des Dorfes gelangt waren, erhoben alle Hunde ein Gebell, als wenn sie jemand loshetzte. Da fragte der Mann die Pestschwestern, wie sie sich denn, wenn sie allein gehen, der Hunde erwehren. Die Pestschwestern antworteten: „Trifft es sich, daß uns ein wilder Hund anfällt, so verwandeln wir uns schnell in eine Wetzkiste oder einen Korb oder eine Fledermaus." „Wie rafft Ihr aber die Menschen hin?" fragte der Mensch, und sie gaben ihm zur Antwort: „Entweder vergiften wir die Luft und die Brunnen, oder wir gehen von Haus zu Haus, wann die Leute beim Nachtmahl sitzen, und jeder, den wir ins Auge fassen, bekommt eine schwarze Beule, an der muß er sterben. Ein andermal fangen wir an mit Gedärmereißen, Erbrechen, Durchfall und Krämpfen."

Der Mann begab sich in sein Haus, in dessen machten die Pestschwestern von Haus zu Haus im Dorfe ihren Besuch. O welch ein Morgen! im ganzen Dorfe gab es Wehklagen und Jammer ohn Ende, die Menschen sanken wie Halme hin, und hätte man nicht Essig, Wachholder, Kampfer und Branntwein gebraucht, und hätten Burschen und Mädchen das Dorf in der Runde nicht umgeackert, schier Alles wär da ausgestorben.





136.

Die drei Ringe.

Ein König warb für seinen Sohn um die Tochter eines anderen benachbarten Königs, in dem er brieflich bei demselben um die Hand des Mädchens anhielt und dem Schreiben ein Brautgeschenk beischloß. Als der König das Schreiben empfangen und seinen Inhalt vernommen, sagte er zu dem Gesandten: „Freund, ich kann dir gar keine Antwort geben, bevor ich nicht das Mädchen befragt habe." Sodann verfügte er sich zu seiner Tochter und teilte ihr mit, daß der und der König um ihre Hand für seinen Sohn angehalten und zugleich einen Verlobungsring als Brautgeschenk mitgeschickt habe, „also sprich," meinte er, „was soll ich ihm für einen Bescheid geben?" Antwortete sie dem Vater: „Folgenden: sofern er mir nicht drei Ringe herbeischafft, einen aus Sternen, den anderen aus Mond, den dritten aus Sonne, mag ich ihn nicht." Der König berichtete dies Alles dem Gesandten und fügte hinzu: „Grüß, mir deinen König und drück ihm meinen Dank aus wegen

der ehrenvollen Anfrage, ich laß ihn aber vielmals bitten, er soll mir nicht gram sein wegen der Antwort meiner eigensinnigen Tochter, über die hab ich leider gar keine Gewalt."

Der Gesandte kehrte heim und meldete seinem König, wie die Sache steht, da geriet der König Anfangs sehr in Zorn, später aber begann er nachzusinnen, wie er sich die bewußten drei Ringe beschaffen könnte. Endlich ließ er in der ganzen Welt kund machen, er wolle dem, der ihm die drei Ringe herbeischaffe, seines Reiches Hälfte und ungeheuere Schätze geben. Alles umsonst. Endlich verfiel der Königssohn in tiefen Trübsinn und wollte sich schon vor Herzensgram selbst töten, als er einmal planlos herumirrend in irgend ein Gebirge sich hineinverirrte und dort auf ein altes Weib stieß, das saß am Rande des Weges. Er rief ihr zu: „Grüß Gott" und sie dankte ihm mit: „Gott beschütze dich, o du mein unglücklicher und doch glücklicher und überglücklicher Sohn!" Der Königssohn war über diesen merkwürdigen Gegengruß sehr verwundert und fragte sie, was dies zu bedeuten habe. Antwortete sie: „Du warst verloren, doch nun hast du den Arzt gefunden, der dich, so Gott will, aus deinem Elend befreien wird." Nun wollte er ihr sein Leid klagen, doch sie ließ ihn nicht zu Wort kommen, sondern rief aus: „Genug, genug, ich weiß schon was dir fehlt, nimm nur das Kraut, das in meinem Busen steckt und legs an deinen Busen; dann zerteil mir die Haare, die eine Hälfte kämm mir nach vorn über die Stirne, die andere nach rückwärts über den Nacken und verbleib bis zum Abend hier bei mir." Er befolgte ihren Rat nahm das Kraut aus ihrem Busen und steckte es in den seinen, dann löste er ihr das Haar auf, das war schwarz wie Kohle, nur hie und da mit einem weißen Härchen untermischt und wallte bis ins Tal hinab. Beim Anbruch der Dämmerung

sprach die alte Frau zum Königssohn: „Sobald du den ersten Stern erblickst, nimm das Kraut aus dem Busen heraus und sprich: „O Gott! gib mir den Ring!“ So tat er auch, und kaum waren ihm die Worte, wie sie ihns angelernt, über seine Lippen, flimmerte der Stern und vor ihn fiel ein Ring nieder, in dem war jener Stern eingefaßt. Hierauf sagte die Alte, er soll Acht geben, wann hinter den Bergen der Mond emporsteigt, und soll dasselbe sprechen. Wiederum tat er es und vor ihn fiel ein Ring nieder, der hatte den Mond als Stein gefaßt. Als es Morgen ward, da sagte die Alte vor dem der Sonnenaufgange: „Gib wohl acht auf den Sonnenaufgang, wann die Sonne sich zu zeigen anfängt, so schaue durch mein Haar, bis sie ganz aufgegangen ist, dann sprich dreimal: „O Gott! verwandle mir dieses Haar in einen Ring von Sonnenglast!“ Er befolgte ihren Rat und so wie er zum drittenmal die Worte aussprach, verwandelte sich das Haar in einen Ring von eitlem Sonnenglast. Nachdem der Königssohn auf diese Weise alle drei gewünschten Ringe erlangt hatte, fragte er die Alte: „Was bin ich dir schuldig?“ Antwortete sie: „Nichts anderes, als daß du bei Lebzeiten zu Gott für mein Seelenheil betest, denn ich sterbe ja ohnehin in wenigen Tagen, du sollst Niemand etwas von mir erzählen.“ Hierauf dankte ihr der Königssohn, küßte ihr die Hand und verabschiedete sich. Nach Haus gekommen, übergab er seinem Vater die Ringe und schickte ihn um das Mädchen; das willigte nunmehr in die Heirat ein und wurde ihm nach Brauch und Sitte angetraut.





137.

Der Herr und der heilige Petrus.

Der heilige Petrus und der Herr zogen einst des Wegs daher. Begegneten einem Burschen und fragten ihn: „Jüngling, wohin führt der Weg da?“ Der Bursche erhob den Fuß und sagte: „Dorthin!“ Sie giengen nun weiter fürbaß, trafen ein Mädchen und baten sie um Bescheid: „Ich bitt dich, Mägdlein, wohin führt dieser Weg?“ Das Mädchen springt hurtig auf, geht voraus und zeigt ihnen den Weg. Sprach Petrus zum Herrn: „Dieses Mägdlein verdiente wohl ein gutes Glück!“ Drauf der Herr: „Jenes Burschen, mein lieber Petrus, der den Fuß erhoben.“ Wieder Petrus: „Herr, die verdiente wohl schon etwas Besseres!“ Entgegnete ihm der Herr: „So ists einmal, es sollen sich die Besseren mit den Schlechteren vermischen.“





138.

Vom Kaiser, der seine eigene Tochter heiraten wollte.

Es war einmal ein Kaiser und eine Kaiserin. Diese Kaiserin hatte auf der Stirne einen Stern und gebar eine Tochter, die trug dasselbe Malzeichen. Als die Tochter das heiratsfähige Alter erreichte, starb die Kaiserin, doch auf dem Sterbebette nahm sie dem Kaiser den Schwur ab, falls er eine zweite Ehe eingehen sollte, daß er nur ein Frauenzimmer mit einem Sterne auf der Stirne heiraten werde. Nachdem er aber aus allen Weltgegenden einstimmig auf seine Anfragen den Bescheid erhalten, man finde nirgends weder ein Mädchen noch eine Wittwe mit dem gewünschten Male, da geriet er in seiner Verlegenheit auf den Gedanken, seine eigene Tochter zu heiraten und berief einen Ministerrat, damit er die Zulässigkeit eines solchen Schrittes erwäge. Die Minister erklärten in Übereinstimmung, es läge kein Hindernis vor, und so rief er denn seine Tochter zu sich und sagte zu ihr: „Meine liebe Tochter! Es bleibt nichts anderes übrig, als du wirst meine Gattin, die Mutter hat mir ja den Schwur

abgenommen, daß ich nur eine mit einem Stern auf der Stirne heirate; in der ganzen Welt findet sich keine zweite bis auf dich.“ Das Mädchen brach in Thränen aus und flehte: „O weh mir, Tote! wie darf ich meinen Vater heiraten!“ Da führte sie der Kaiser vor dem Ministerrat, und dieser erklärte nochmals, dem Vater stehe es frei seine Tochter zu ehelichen. Hierauf suchte sie eine alte Frau auf und klagte derselben ihr Leid, da gab ihr die Alte den Rat, sie möge vom Vater ein seidenes Gewand verlangen, das er selbst eigenhändig verfertigt, und zwar müsse es so zart sein, daß es in einer Nußschale bequem untergebracht werden kann; erfüllt er diese Bedingung, dann wolle sie die seine werden. Sie brachte ihren Wunsch dem Vater vor, was ist aber für einen Kaiser unmöglich? Die gewünschten Kleider werden fertig; sie eilte nun wiederum zu der alten Frau: „Was fang ich jetzt an, Alte? er hat es fertig gebracht!“ Antwortete die Alte: „Nunmehr verlang dir ein silbernes Kleid, so fein und zart, daß es in einer Nußschale Platz hat. Das wird er wohl schwerlich zu Stande bringen.“ Hierauf gieng das Mädchen zu seinem Vater zurück und forderte ein Kleid aus Silber, das man in einer Nußschale unterbringen könnte. Auch diesen Wunsch erfüllte ihr der Kaiser. Also suchte sie wiederum die alte Frau auf und diese riet ihr, sie soll einen Anzug aus lauterem Golde verlangen, der in einer Nußschale Platz fände. Als ihr der Vater auch ein solches Gewand darbrachte, kam sie in Thränen zur Alten: „O weh, Alte! was fang ich an? er hat auch ein goldenes Gewand anfertigen lassen.“ Die Alte erwiderte: „Jetzt weiß ich nichts Anderes dir zu raten, als verlang ein Gewand aus lauter Mäusefellen, das wird er doch gewiß nicht herbeischaffen können.“

Sobald die Tochter diesen neuen Wunsch ihrem Vater

eröffnet, erließ er einen Befehl, jeder Mann müsse so und soviel Mäusefelle bringen, und so kams, daß die Kaiserstochter innerhalb weniger Tage ein Gewand aus Mäusefellen erhielt. Ohne Verzug ließ der Kaiser nun Hochzeitsleute einladen, um am nächstfolgenden Tage mit seiner Tochter sich trauen zu lassen. Aber die Tochter war schon von der Alten unterrichtet worden, was sie tun soll, und am Vorabende des Hochzeitstages, verlangte sie, daß man ihr ins Zimmer eine Wanne Wasser und zwei weiße Enten stelle, „damit ich," meinte sie, „ein Bad nehme, wie es sich gehört." Auf Befehl des Kaisers wurde ihr also in die Stube eine Wanne Wasser gestellt und zwei weiße Enten mit hinein gegeben, sie sperrte aber die Thüre ab, setzte die Enten in die Wanne, zog das Gewand aus Mäusefellen an, steckte die Gewänder aus Seide, Gold und Silber in den Nußschalen in den Busen und ergriff dann durchs Fenster die Flucht. Der Kaiser wartete die längste Zeit auf sie, wurde endlich ungeduldig und schickte einen Diener, damit er an der Thüre horche, ob sie noch immer im Bad sei. Der Diener schlich sich an die Thüre, lauschte und da er die Enten im Wasser herumplätschern hörte, meinte er, es sei die Prinzessin und meldete daher dem Kaiser sie bade noch. Als der Morgen anbrach, waren schon Alle bereit um das Paar zur Trauung zu geleiten, doch die Braut zeigte sich noch immer nicht, da befahl der Kaiser, man soll die Thür einbrechen. Nun merkte er, er sei der Betrogene und schickte ihr Leute nach, um sie aufzuspüren und zurückzubringen; indessen blieb alles Suchen und Nachforschen eitel und erfolglos. Die ausgesandten Leute kehrten unverrichteter Dinge nach Haus und man neigte schließlich zu dem Glauben hin, es müssen sie irgendwo wilde Tiere zerrissen haben.

Inzwischen eilte sie unermüdlich vorwärts und gieng

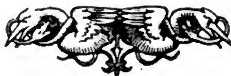
so lange bis sie in ein anderes Reich in einen dicken Wald gelangte. In ihrer Ratlosigkeit, was sie nunmehr anfangen soll, kroch sie in einen holen Baum hinein. Zu derselben Zeit jagte des Kaisers Sohn in diesem Walde und seine Hunde spürten von ungefähr diesen Baum auf, und umzingelten ihn bellend, so daß die Jäger in der Meinung dort im Baume irgend ein Wild zu finden, schnell herbeieilten, und als sie das Mädchen in Mäusefellen gekleidet vor sich erblickten, legten sie an, um sie zu erschießen, doch des Kaiserssohn wehrte ihnen: „Haltet ein," sagte er „laßt sie uns mit an den Hof nehmen, damit wir uns eines Wesens seltener Art, wie Niemand ein zweites hat, in unserem Besitze erfreuen." Nachdem man sie aus dem hohen Stamme herausgebracht, fragte man sie: „Wer bist du?" Antwortete sie: „Weiß nicht." Man frägt sie wiederum: „Bist du ein Tier oder ein menschliches Wesen oder ein Gespenst?" Wiederum entgegnet sie: „Weiß nicht." „Ob dus weißt, oder nicht weißt," sprach der Prinz, „ist gleichgiltig, du hast mit uns zu gehen." An den kaiserlichen Hof gebracht, fand sie als Gänsemädchen Verwendung. Von der Dienerschaft wurde sie das Aschenbrödel genannt.

So verstrich einige Zeit als der kaiserliche Prinz eine große Festbarkeit veranstaltete und viele Herren, Frauen und Mädchen aus dem höchsten Adel aus dem eigenen Reich und aus dem Ausland zu Gast lud. Da legte die Gänsehirtin in ihrem Stübchen das Gewand aus Mäusefellen ab, kleidete sich in das seidene und gieng in die Gesellschaft hinauf. Alle ergriff über ihre Schönheit Erstaunen, besonders erregte allgemeine Aufmerksamkeit der Stern auf ihrer Stirne. Der Kaiserssohn erbat sich einen Tanz, tanzte mit ihr und fragte sie, woher sie sei, sie entgegnete ihm: „Aus der Stiefelstadt." Bald darauf stahl sie sich fort in ihr

Stübchen, zog das seidene Gewand aus und legte das aus Mäusefellen wieder an, indessen nahmen die Herrschaften wahr, daß sie verschwunden und fragten einander: „Wo ist denn unsere neue Schönheit hin?“ Zumeist wollte es der Kaisersohn wissen. Als die Herrschaften fort waren, schrieb der Prinz in aller Herren Lande und bat um Auskunft, wo die Stiefelstadt belegen sei, aber von überall antwortete man, eine Stadt dieses Namens gäb es nicht. Darauf veranstaltete er ein neues Fest, in der Hoffnung sie werde wiederum erscheinen. Als das Fest seinen Anfang nahm, legte sie das silberne Gewand an und mengte sich in die Gesellschaft. Kaum trat sie ein, kam ihr Alles entgegen, Der Kaisersohn ergriff ihre Hand und bestürmte sie mit Fragen: „Um Gotteswillen, wo bleiben Sie? mich verzehrte fast die Sehnsucht nach ihnen, eine Stiefelstadt aber gibt es nirgends.“ „Mein Herr!“ versetzte sie, „jetzt muß ich Ihnen die Wahrheit gestehen, ich bin aus Legengrad.“ Nachdem der kaiserliche Prinz einigemal mit ihr getanzt hatte, stahl sie sich wiederum unbemerkt fort, und in ihrem Stübchen angelangt, vertauschte sie schnell ihr silbernes Gewand mit dem aus Mäusefellen. Der Prinz ließ nach ihrem Verschwinden in der ganzen Welt Erkundigungen einziehen über Legengrad, aber von allen Seiten, ward ihm der gleiche Bescheid, daß eine Stadt dieses Namens nicht bestehe. Als er nun zum drittenmale ein Fest veranstaltete, erschien sie im goldenen Gewande. Der Prinz war überaus darüber erfreut und drang in sie mit Bitten, sie möge ihm ehrlich und offen gestehen, woher sie sei, „denn,“ meinte er, „Legengrad habe ich nicht ausfindig machen können.“ „Nun, wohlan, ich will also die Wahrheit sprechen,“ sagte sie, „ich bin aus der Schwertstadt.“ Nachdem der Prinz einige Tänze mit ihr gemacht, zog er den Ring vom

Finger und reichte ihr ihn. Bald darauf gelang es ihr wiederum unbemerkt sich fortzustehlen. Jetzt ließ der Prinz in der ganzen Welt nachfragen, wo die Schwertstadt liege, und da er von allen Seiten dieselbe Antwort erhielt, es gäbe keine so benannte Stadt, verfiel er vor Herzweh in eine Krankheit. Er litt lange, lange Zeit, als ihn einmal nach Milch gelüstete, um Brod darein zu brocken. Sogleich erhielt der Koch den Befehl Milch abzukochen, und da bat ihn das Mädchen in den Mäusefellen, er möge ihr gestatten einzubrocken. „Geh zum Teufel," herrschte er sie an, „nicht wahr, damit ein Härchen von dir hineinfällt und ich den Spaß mit meinem Kopfe büße?" „Nicht doch, lieber Koch," entgegnete sie, „mir hat heute Nacht geträumt, der Prinz werde sogleich genesen, wenn er Etwas von mir Zubereitetes zu sich nimmt." Auf diese Worte hin gestattete ihrs der Koch, und während sie in die Milch einbrockte, ließ sie jenen Ring hineingleiten. Als man dem Kaiser die Milch vorsetzte und er sie mit dem Löffel durchrührte, fand er den Ring und sprang sogleich vom Lager auf mit dem Ausrufe: „Der Koch komme augenblicklich her!" Der arme Koch erschrak furchtbar, weil er glaubte vom Aschenbrödel sei ein Haar in die Milch gefallen, und so trat er vor Angst und Bangnis mehr tot als lebendig vor den Kaiserssohn hin. „Wer hat in diese Milch eingebrockt?" fragte der Prinz voll Erregung. Dem Koche schlotterten die Knie und mit zitternder Stimme preßte er heraus: „Ich, O Hoheit! . . ." „Das hast du nicht, gesteh, wers war, sonst mußt du dein Leben lassen." Unter Thränen gestand nun der Koch, wie ihn das Aschenbrödel mit ihrem Traum hinters Licht geführt, da sie sagte, der Prinz werde genesen, falls er Etwas zu sich nimmt, das sie zubereitet. Kaum hörte der Prinz vom Aschenbrödel, so lief er hurtig zu ihr, riß ihr das Mäusefellegewand vom

Leibe und zwang sie das goldene anzuziehen, führte sie, dann seinem Vater und seiner Mutter vor und ließ sich mit ihr trauen. Nach der Trauung erzählte sie wie und warum sie ihrem Vater entwichen. Nach Ablauf eines Jahres genas sie an Zwillingen, einem Knaben und einem Mädchen. Das Mädchen brachte, so wie die Mutter einen Stern auf der Stirne als Malzeichen mit auf die Welt. Als die Kinder ein wenig stärker geworden waren, setzte sie sich mit ihrem Gatten und den Kindern in eine Kutsche und fuhr zu ihrem Vater. Als sie ankam, spendete eben ihr Vater für ihr Seelenheil, und wie er sie nun erblickte! Du lieber Gott! wer schilderte seine Herzenslust und Freude, die er empfand! Was für eine Festlichkeit er da veranstalten ließ! Die alte Frau aber, von welcher die Prinzessin unterwiesen worden war, erhielt von ihr und ihrem Gemahl reiche Geschenke, der Kaiser selbst verdreifachte die Geschenke, die Minister aber, die da sagten, der Vater dürfe seine Tochter ehelichen, ließ er sammt und sonders hinrichten.





139.

Held Hirte und das scheckige Kühlein.

Irgendwo in einem Walde lebte einmal ein alter Mann mit seinem Sohne. Die waren gar arm und nährten sich blos von Brod. Eines Tags gieng des Alten Söhnchen ins Feld und traf dort Leute an, die taten sich gütlich an einem gebratenen Indian. Auch sonst fehlte es nicht an viel Fleisch. Sobald er nach Haus kam, erzählte er seinem Vater: „Ich habe Leute angetroffen, die aßen einen Indian und anderes Fleisch. Ich will nicht mehr länger bei dir bleiben, wenn du mich nicht so nähren willst wie sich die Leute auf dem Felde nähren.“ Darauf entgegnete ihm der Vater: „Mein Sohn, ich kann dich nicht so nähren, wie sich die Leute auf dem Felde nähren; denn du siehst es ja selbst, daß ich nichts Anderes als Brot habe. Wenn du nun bei mir weiter bleiben willst, als ein Guter bei einem Gutem, gut. Wenns dir aber nicht behagt, so pack dich denn gleich in hundert glücklichen Augenblicken von mir fort.“

Das war dem Sohne ganz und gar erwünscht; er nahm seine paar Kleidungsstücke, und hin giengs ins Feld. Als

er ins Feld kam, geriet er zu einem Han (Wirtsherberge). Er trat in den Han ein, und der Wirt fragte ihn: „Was suchst du hier?“ und der Jüngling antwortete ihm, er suche irgendwo einen Dienst. Darauf fragte wieder der Wirt: „Na, was für einen Jahreslohn möchtst du begehren, du hättst aber nichts anderes zu tun als nur die Rinder hüten.“ Darauf meinte der Bursche, er wolle sich gerne verdingen, wenn man ihm jeden Tag zwei Oka[1]) Speisen, in der Früh eine Oka und Abends eine Oka verabreichen wolle. Der Wirt nahm ihn zu sich und vertraute ihm die Rinderheerde an.

Gleich am ersten Tag, als er die Rinder auf die Weide getrieben, begannen die übrigen Hirten um die Mittagsstunde zu mittagmahlen, nur der arme Bursche hatte nichts mit. Drum fieng er in seinem Elend an zu jammern. Während er so weinte, kam zu ihm ein scheckiges Kühlein und fragte ihn: „Warum weinst du?“ Drauf antwortete ihr der Hirte: „Wie sollt ich denn nicht weinen, da ich nichts zu Mittag habe.“ Das scheckige Kühlein: „Laß das Weinen! Tritt an mich heran, dreh mir das rechte Horn ab, du findest darin ein Tüchel, breit es vor dir aus, und das Tüchel wird voll von allerlei Speisen sein.“ Sogleich sprang der Hirte auf die Beine, näherte sich dem Kühlein, drehte ihr das rechte Horn ab, fand das Tüchel darin, breitete es vor sich auf, und im selben Augenblick waren die mannigfaltigsten Speisen da. Nachdem er sich satt gegessen, sagte zu ihm das scheckige Kühlein: „Nimm dieses Tüchel und gibs wieder ins Horn hinein wie und wo es auch früher gewesen.“ Nahm der Hirte das Tüchel, gab es wieder an seinen Ort und drehte das Horn zurecht.

[1]) Ein Oka = beiläufig anderthalb Kilogr.

Als der Hirte Abends die Rinder heimgetrieben, setzte ihm die Handžinica eine Oka Speise vor, damit er nachtmahle. Der Hirte machte sich ans Nachtmahl, konnte aber Alles nicht zwingen; es blieb noch eine halbe Oka übrig. Als dies die Handžinica sah, sagte sie zu ihrem Handžija, der Hirte habe Alles nicht aufessen können, was sie ihm vorgesetzt. Drauf der Handžija: „Nun, auch gut; so setz ihm denn Morgen blos eine halbe Oka vor.“ Eh der Bursche am nächsten Morgen früh die Rinder austrieb, trug die Handžinica blos eine halbe Oka Speisen vor ihn in den Hof. Das hat nun der Hirte klipp weggeputzt und zog dann mit den Rindern auf die Weide. Um Mittag begannen die übrigen Hirten zu mittagmahlen, er aber hub an zu weinen. Während er noch weinte, trat das scheckige Kühlein zu ihm und fragte: „Was weinst du?“ und er antwortete: „Wie sollt ich denn nicht weinen, ich habe ja Hunger. Als ich mich beim Handžija verdang, vereinbarte ich mit ihm, daß er mir jeden Tag Morgens und Abends eine Oka Speisen vorsetzen muß. Nun gab er mir heute früh blos eine halbe Oka. Da muß ich weinen!“ Darauf erwiderte das scheckige Kühlein: „Komm, dreh mir das Horn so wie gestern ab, und iß dich satt.“ Er dreht das Horn ab, nimmt das Tüchel heraus, breitet es auf und mittagmahlt nach Herzenslust. Dann gab er das Tüchel wieder ins Horn zurück.

Als er Abends heimgekehrt war, brachte ihm die Handžinica sein Nachtmahl und zwar nicht mehr als eine halbe Oka Speisen. Er setzte sich nieder, aß die Hälfte auf, die andere Hälfte gab er wieder zurück. Das Weib sagte ihrem Manne, der Hirte habe auch heute Abend das ganze Nachtessen nicht gezwungen, sondern nur die Hälfte gegessen, die andere Hälfte aber wieder zurückgegeben. Kam der Handžija

auf einen Gedanken und sagte zu seinem Weibe, er werde morgen einen Mann hinausschicken, damit der aufpasse, was denn der Hirte Tagsüber esse, daß er dann Abends nicht mehr ordentlich zulangen kann.

Ehe der Hirte in der Früh die Rinder auf die Weide hinaustrieb, gab ihm die Handžinica nur eine Litra (eine Viertel-Oka) zum Frühstück. Der arme Kerl aß alles bis auf die letzte Krummel auf, aß sich aber dabei nicht satt, sondern trieb hungrig die Rinder aus. Kaum war er fort, so schickte ihm der Handžija schon einen Aufpasser nach. Um die Mittagsstunde begannen die übrigen Hirten zu mittagmahlen, nur er allein saß abseits und weinte. Kam zu ihm das scheckige Kühlein und sprach: „Heut kann ich dir leider nicht helfen, denn die Feinde haben eine Spur bekommen und einen Mann hinausgeschickt, der soll aufpassen, was du essen wirst. Erfährt der Handžija, daß ich dich nähre, augenblicklich läßt er mich schlachten. Ich will dich aber trotzdem mit Nahrung versorgen, nur mußt du alle Rinder aufstehen machen, damit sie weiden; ich verstecke mich in ihrer Mitte, du kommst dann zu mir, nimmst mir so flink als möglich das Horn ab und ziehst das Tüchel heraus. Doch breit das Tüchel bei Leibe nicht auf der Erde aus, sondern steck es hinter den Gürtel, lang kleinweis die Speisen aus dem Tüchel heraus und iß. Mußt dabei fortwährend herumgehen, sonst merkts der Aufpasser.“ Der Hirte tat so, wie ihns das scheckige Kühlein angelernt und trieb die Rinder auf, damit sie weiden; das scheckige Kühlein mengte sich unter die Rinder, der Hirte eilte zu ihr, nahm ihr, so flink er nur konnte das Horn herab, zog das Tüchel heraus und steckte sichs hinter den Gürtel. Fieng an herumzulaufen und aß dabei. Frommte nichts, denn gerade als er beim Honigfladen hielt, da kommt dir zu ihm ein Mann und

fragt ihn: „He, was machst du da?“ Der Hirte ihm zur Antwort: „Ach, Bruder! ich mache gar nichts; da kaue ich gerade an einem Stückchen Brod.“ Der Mann schwieg, gieng heim und erzählte dem Handžija, er habe erspäht, wie das scheckige Kühlein dem Hirten ein Mittagessen gegeben.

Nachdem sich der Hirte sattgegessen, gieng er wieder zum scheckigen Kühlein und erzählte ihr, wie ihn ein fremder Mann ausgeforscht und was er ihm geantwortet. Drauf das scheckige Kühlein: „Gib das Tüchel wieder ins Horn zurück, denn es wird dir noch einmal gute Dienste leisten. Wann du Abends die Rinder heimtreibst, bleibe ich hier, denn ich trau mich nicht nach Haus, weil mich der Handžija gerne schlachten möchte. Wann du heimkommst und der Handžija nach mir frägt, sagst du ihm, daß ich draußen auf dem Felde geblieben.“ Als der Hirte Abends heimkam, fragte ihn der Handžija, wo denn das scheckige Kühlein wär, und der Hirte sagte, er habe sie nicht nach Haus treiben können, aber Morgen bringt er sie ganz gewiß mit den anderen heim. Sobald er am nächsten Tag die Rinder auf die Weide getrieben, erzählte er dem scheckigen Kühlein, der Handžija habe sich nach ihrem Verbleib erkundigt. Drauf sagte sie: „Auch heut Abends wird er sich bei dir nach mir erkundigen, und du gibst ihm wieder zur Antwort, du hättst mich nicht nach Haus treiben können. Er wird dir auf das sagen, daß er morgen, sobald der Tag anbricht, Jäger hinausschicken wird, damit sie mich erschießen. Ja, das wird er tun; du aber raffst, sobald du zurückkehrst, deine Kleider zusammen, kommst gleich zu mir auf den Anger hinaus und wir ergreifen die Flucht, so schnell uns unsere Beine tragen.“

Als der Hirte Abends die Rinder nach Haus getrieben, fragte ihn sogleich der Handžija, wo denn wieder das

scheckige Kühlein geblieben, und darauf sagte er ihm, er hätt sie wieder nicht nach Haus treiben können. Da meinte der Hanžija: „Nun, gut, mein lieber Junge, sollst wissen, daß ich morgen, sobald es lichtet, Jäger hinausschicken werde, damit sie das Kühlein aus Gewehren tödten.“ Wie dies der Hirte vernommen, begab er sich sogleich in seine Schlafkammer, raffte seine Kleider zusammen und tummelte sich hinauf aufs Feld zum scheckigen Kühlein. Als er zum scheckigen Kühlein kam, sprach sie zu ihm: „Machen wir uns sogleich reisefertig.“ Ihr erwiderte der Hirte: „Ich wärs schon. Ich hab alles mitgebracht, was mein gehört.“ Das scheckige Kühlein: „Nun gut, bist du reisefertig, bin ichs auch!“

Also zogen sie durch den Wald und mieden die Fahrstraße. Es war schon dicke Nacht, als sie sich in der Mitte des Waldes befanden. Da sprach das scheckige Kühlein zum Hirten: Sitz auf, ich werde dich tragen; denn ich sehe besser als du.“ Der Hirte trug große Scheu auf ihr zu reiten; denn er hielt sie für seine Mutter. Doch wieder ermunterte ihn das scheckige Kühlein, er solle sich davor nicht schämen, sondern aufsitzen, er wird so früher ans Ziel gelangen. Kaum war er auf sie aufgesessen, entfaltete das bunte Küh lein Flügel und erhob sich in die Wolken. Im Nu kamen sie auf einen Anger. Auf diesem Anger stand ein hohler Baum. Hier hielt das scheck'ge Kühlein an und sprach zum Hirten: „Begib dich in jene Talwiese und bring soviel Heu mit, als du nur zusammenraffen kannst. Hier in diesem Baume haust ein Drache, der ist mir gewaltig feind. Wenn wir den nicht tödten, dann weh so dir wie mir!“ Als der Hirte dies vernahm, war er Anfangs ganz bestürzt, nahm seine Umhängtücher herab, begab sich auf jene Wiese und stopfte die Umhängtücher voll Heu an, packte das Bündel mit beiden Händen und trug es zum scheckigen Kühlein hin.

Wie er dort war, zeigte es sich, daß er auf den Baum nicht hinaufklettern kann. Da stützte ihn aber das scheckige Kühlein und sprach zu ihm: „Sieh, da oben auf der Spitze des Baumes befindet sich eine Öffnung. In diese Öffnung stopfe das ganze Heu hinein. Doch, ich bitt dich, nur ja recht sachte, damit der Drache nichts merkt. Denn, wenn der Drache etwas davon merkt, so kommt er bei der untern Öffnung heraus. Nachdem er die obere Öffnung verstopft, sprang er vom Baume herab und gieng wieder ins Heu, damit er auch die untere Öffnung verstopfe. Als er die untere Öffnung verstopfte, vergaß er in der großen Eile das Heu aus den Umhängtüchern herauszunehmen und warf auch die Umhängtücher mit dem Heu in die Öffnung hinein, nahm sein Feuersteinzeug, schlug Feuer an und entzündete das Heu. Also wurden sie des Drachen los und ledig.

Nachdem sie schon alles glücklich zu Ende geführt, sagte das Kühlein zum Hirten: „Nun können wir uns frank und frei überall bewegen; denn wir hätten nun meinen größten Feind umgebracht!“ Von hier aus zogen sie wieder weiter ins Hochgebirge und gelangten an einen hohen Berg, den bisher nie ein menschlicher Fuß betreten. Da sagte das scheckige Kühlein zum Hirten: „Siehst du diesen Berg, das sind meine Güter, welche ich von meiner Mutter ererbt habe. Auf diesen Berg kann kein Mensch hinaufkommen, es sei denn ich trüg ihn hinauf. Hier wollen wir wohnen, so lange es dir Vergnügen bereitet.“ Hier lebten sie nun viele, viele Jahre in Gemeinschaft, so lange bis der Hirte so stark wurde wie ein Tier. Als er schon ziemlich bei Kräften war, sagte er zum scheckigen Kühlein: „Ich kann, bei Gott, nimmer länger allein mit dir an diesem Orte verweilen. Ich ziehe lieber in die Welt und suche solche Helden wie ich einer bin; denn ich kann meiner Kraft nicht länger widerstehen.“

Darauf das scheckige Kühlein: „Ei nun gut! So zieh denn fort. Doch zeig mir zuerst, ob du jenen Baum dort aus der Erde herausziehen und ihm mit einem Schlag alle seine Äste abschlagen kannst." Sprang der Hirte hurtig auf die Beine und umfaßte den Baum. Doch der Baum rührte sich nicht einmal ein Bischen. Ließ ihn das scheckige Kühlein nicht fort in die Welt, sondern behielt ihn noch sieben Jahre bei sich. Nach Ablauf der sieben Jahre sprach sie zu ihm: „Geh und versuchs wiederum, ob du den Baum entwurzeln kannst." Vergebens zerrte er am Baume hin und her, entwurzeln konnte er ihn nicht. Also blieb er nochmals sieben Jahre beim scheckigen Kühlein. Nachdem diese sieben Jahre verstrichen, sprach das scheckige Kühlein wieder zum Hirten: „Geh und schau jetzt, ob du den Baum herauskriegst." Ein Ruck, heraußen ist der Baum, ein Schlag, alle Äste sind abgeschlagen. Darauf das scheckige Kühlein: „Nun kannst du dich getrost unter Helden zeigen." Bevor er auszog Helden aufsuchen, sagte noch das scheckige Kühlein zu ihm: „Tritt an mich heran, dreh mir das linke Horn ab. Du wirst darin ein Tüchel finden; nimm das Tüchel und zerreiß es in zwei Hälften. Die eine Hälfte behalt für dich, die andere laß mir zurück. Schau täglich dein Stück an, und wann du das Tüchel blutig siehst, komm dann wieder hieher und begrab meinen Körper. Ich werde gleichfalls jeden Tag mein Stück anschauen, und sollte ichs einmal blutig sehen, so suche ich dich auf und begrabe deinen Leib." Also nahmen sie von einander Abschied.

Als Held Hirte ins Tal hinabgestiegen, traf er einen Mann an, der zerrieb Stein an Stein. Den fragte er: „Was treibst du da, Wahlbruder?" Gab der zur Antwort: „Siehsts ja, Steine zerreibe ich. So wollt ich auch den Hirten zerreiben, den das scheckige Kühlein nährt. Könnt ich

ihn nur irgendwo sehen!“ Entgegnete ihm Held Hirte: „Ich bins, den das scheckige Kühlein nährt. Komm denn her, wir wollen ringen!“ Sprang der Mann, der die Steine zerrieb, alsogleich auf die Beine und stürmte auf Held Hirten ein; der aber packte ihn mit einer Hand im Nacken, mit der anderen bei den Füßen — so hatte ihns das scheckige Kühlein angelernt — preßte ihn an eine Buche an und begann ihn zu würgen. Der arme Kerl verlegte sich nun aufs Bitten, er wolle ihm sein Lebelang ein treuer Freund sein, nur soll er ihn jetzt auslassen. Held Hirte ließ ihn los und fragte ihn: „Wie ist dein Name?“ Gab der zur Antwort: „Mein Name ist Steinreiber.“

Von hier aus zogen sie weiter. Als sie so auf dem Wege fortgiengen, begegneten sie einem Manne, der gieng ohne Axt in den Wald. Er packt eine Buche nach der andern, schlägt sie zu Boden und spaltet sie so auf einen Schlag. Fragten sie ihn: „Was treibst du da, Wahlbruder!“ Gab er ihnen zur Antwort: „Ihr seht ja, was ich treibe. Ich will mich nur überzeugen, ob ich genug kräftig bin; denn ich habe gehört, daß Held Hirte, den das scheckige Kühlein nährt, irgendwo in der Welt herumstreife. Na, wenn ich dem wo begegne, da will ichs so mit ihm machen, wie mit diesen Bäumen.“ Drauf sprach Held Hirte: „Ich bin der, den das scheckige Kühlein nährt. Na also, wenn du willst, komm, wir wollen ringen, damit wir sehn, wer von uns der tüchtigere Held ist.“ Sie umfaßten sich um die Heldenschultern. Held Hirte überwand den Anderen. Er schenkte ihm das Leben und nahm ihn als Genossen mit sich. Auch ihn fragte er um seinen Namen, und er antwortete, er heiße der Baumspalter. Wieder zogen sie weiter und unterhielten sich, als sie da einen Manne begegneten, der hatte einen Eichenbaum zu einer Brodmulde ausgehöhlt und kochte darin kaltes Eisen

weich. Auch mit ihm kämpfte Held Hirte einen Zweikampf, überwand ihn und machte ihn zu seinem Genossen. Als man ihn fragte, wie er heiße, sagte er: „Ich heiße der Zerkocher.“

Da ihrer nun so viele waren, berieten sie, wie sie wohl am leichtesten durch Jagd ihren Unterhalt verdienen könnten. Am ersten Tag begaben sich alle auf die Jagd. Am nächsten Tag ließen sie Steinreiber zurück, damit er das Mittagmahl bereite, die anderen giengen auf die Jagd. Als die Wahlbrüder fort waren, machte Steinreiber ein Feuer an, steckte den Braten an den Spieß, legte den Braten ans Feuer und fieng an den Spieß zu drehen. Während er so da am Feuer saß, kam Spannlang-Männchen-Ellenbart und sagte zu Steinreiber: „Gib mir einen Bissen zu essen.“ Drauf Steinreiber: „Ich geb dir gar nichts, solang ich noch meinen kleinen Finger bewegen kann.“ Spannlang-Männchen-Ellenbart: „Wirst schon hergeben, ob du willst oder nicht, selbst den letzten Tropfen Suppe, der dir auf den Bauch gespritzt, den schlecker ich auch weg.“ Gesagt, getan. Im Nu lag Steinreiber überwältigt da. Spannlang-Männchen-Ellenbart aß alles bei Putz und Stengel auf und gieng wieder fort.

Als die Wahlbrüder von der Jagd zurückkamen, fragten sie Steinreiber, wo denn das Mittagmahl bleibe. Er schweigt und will nichts sagen. Am anderen Tage blieb der Baumspalter an der Lagerstätte und bereitete das Mittagsessen. Ihm ergiengs gerade so wie dem Steinreiber. Am dritten Tage blieb der Zerkocher zurück. Erfuhr dasselbe, wie Steinreiber und Baumspalter. Am vierten Tag war die Reihe an Held Hirten. Die anderen zogen auf die Jagd. Als der Braten und die übrigen Speisen schon gar waren, kam Spannlang-Männchen-Ellenbart und wollte sein altes Spiel, wie mit den anderen auch mit Held Hirten anfangen. Na, Held Hirte, nicht faul, packt das Männchen, schleudert ihn

auf den Rasen, daß dem Männchen Hören und Sehen vergeht, spaltete eine urkräftige Buche und zwängte des Männchens Bart in den Spalt ein. Wie die Wahlbrüder von der Jagd heimkamen, waren sie nicht wenig darüber verwundert, als sie das fertige Essen erblickten. Fragten sie Held Hirten: „Hat dich denn nicht so ein Männchen heimgesucht?“ Antwortete er: „Wohl, wohl, heimgesucht; bin aber kein Weibsstück wie Ihr, hab ihm ein Denkzettel mitgegeben, wirds nicht sobald vergessen. Was? Glaubt Ihrs nicht, kommt denn her und schaut.“ Er führte sie zu jener Buche, in die er des Männchens Bart eingezwackt, doch siehe da! kein Bart und keine Buche ist mehr da! Man sieht nur die Furche, welche von der fortgeschleiften Buche gezogen worden. Da machen sich die Wahlbrüder fertig und verfolgten das Männchen. Sie giengen immer der Spur der Buche nach.

Immer der Spur der Buche nachgehend, gelangten sie endlich an ein großes Loch. Als sie beim Loch standen, sagte Held Hirte zu seinen Gefährten: „Geht denn und sammelt in den Dörfern umher alle Stricke auf, dann wollen wir uns einer nach dem anderen da hinunter lassen.“ Die brachen sogleich auf, wie sies Held Hirte heißen, giengen in allen Dörfern herum, borgten Stricke aus, und als sie ihrer nicht mehr auftreiben konnten, brachten sie alle die Stricke zu Held Hirten. Sie banden einen Strick an den anderen, bis sie damit zu Ende waren, und nun ließen sie sich langsam in die Tiefe hinab.

Wie sie endlich unten angelangt waren, sahen sie daß es unten nicht so licht sei, wie bei uns oben, alles war voll dichter Nebelwolken. Viele Tage lang schweiften sie auf der anderen Welt umher, bis sie zuletzt auf eine große Burg stießen. Kaum gewahrten sie die Burg, eilten sie dorthin.

Als sie in die Burg eintraten, siehe da! in der Burg ein Mann mit zwei Köpfen. Kaum erblickte sie der Mann, so rief er ihnen schon zu: „Wer von euch wagt mit mir einen Ringkampf!“ flog aus der Burg heraus und umfieng Held Hirten. Doch Held Hirte packte ihn mit der einen Hand im Nacken, mit der anderen bei den Füßen und schleuderte ihn auf den Plan hin. Der Wurf war so heftig, daß sogleich ein Kopf in Stücke gieng, der andere blieb aber noch unversehrt. Held Hirte ergreift den Div von Neuem, drückt ihn an die Burg an und beginnt ihn zu würgen. In seiner argen Not fieng der Div an wie ein Stier zu brüllen und bat den Helden, er soll ihm das Leben erlassen, dafür schenke er ihm die Burg und sein Weib. Auf diesen Handel gieng Held Hirte gern ein und gab den Div frei. Kaum hatte er den Div freigegeben, kam ein beflügeltes Pferd dahergeflogen, der Div saß auf das Flügelpferd auf und erhob sich in die Wolken.

Die Wahlbrüder zogen weiter. Sie wanderten und wanderten, bis endlich Steinreiber der erste in weiter Ferne eine Burg erblickte. Er eilte schnell den anderen voraus, denn er wollte beweisen, daß auch er stark sei. Sobald er vor der Burg stand, rief er aus: „Wer haust drinnen in der Burg? Soll heraus, wollen ein Kampf bestehen!“ Noch hatte er nicht recht diese Worte ausgesprochen, flog schon aus der Burg heraus ein Div mit drei Köpfen, packte den Steinreiber und schleuderte ihn mit aller Wucht zu Boden. Wie er so hinflog, fieng Steinreiber an zu schreien: „Zu Hilfe! zu Hilfe!“ Held Hirte gieng gemächlich des Weges einher und plauderte mit den Genossen, da hörte er plötzlich ein Wehgeschrei und Hilferufe. Sagte er zu den Gefährten: „Na, was soll denn das bedeuten?“ Schauen sich um, Steinreiber ist nicht da. Fiel ihnen gleich ein, daß er voraus-

geeilt, damit er mit dem Div einen Kampf auskämpfe. Nun beschleunigten sie ihre Schritte, so schnell sie nur konnten. Wie sie hinkamen, erblickten sie den Div, der drosselte eben den Steinreiber. Da rief Held Hirte dem Div zu: „Gib den frei und komm mal her; ich und du wollen uns mal anfassen. Da wird sichs zeigen, wer von uns der bessere Held ist!“ Kaum hörte der Div diese Worte, ließ er den Steinreiber los und stürzte sich auf Held Hirten. Held Hirte faßt ihn mir nichts dir nichts mit der einen Hand bei der Schulter, mit der anderen unterhalb der Kniebeuge und, eh dus gedacht, schleudert ihn mit aller Kraft zu Boden. Hat ihn nicht zu hart geschleudert, blos ein Kopf gieng in Stücke. Dann packte er den Div wieder, preßte ihn an die Burgmauer an und begann ihn zu würgen. Verlegte sich der Div aufs Bitten: „Laß mich nur am Leben. Mag ich auch nur mehr zwei Köpfe haben. Ich schenk dir die Burg, ich schenk dir auch mein Weib!“ Darauf gab er ihn frei. Sobald der Div frei war, kam sein beflügeltes Pferd hergeflogen, der Div saß auf das Flügelpferd auf und erhob sich in die Lüfte.

Die Wahlbrüder wanderten nun weiter. Unterhielten sich über dieses und jenes, als da urplötzlich ein furchtbares Wehgeschrei an ihr Ohr drang. Schauen sich um, wer ist nirgends zu sehen, der Baumspalter. Fiel ihnen augenblicklich ein, daß er vorausgeeilt, weil er jemand finden wollte, damit er mit dem einen Kampf auskämpfe. Sie laufen, so schnell sie ihre Beine tragen, an den Ort, von woher das Geschrei kommt und langen eben noch zur rechten Zeit an. Sahen eine Burg, sahen einen Div mit vier Köpfen, der drückte gerade den Baumspalter an die Burgmauer an und drosselte ihn am Halse. Rief ihm Held Hirte zu: „Laß gleich, du Trottel, meinen Wahlbruder aus; komm mal her,

ich und du, wir zwei wollen uns mal messen!" Augenblicklich ließ der Div den Baumspalter los und stürzte sich auf Held Hirten. Held Hirte faßt ihn mir nichts dir nichts mit der einen Hand bei der Schulter, mit der anderen unterhalb der Kniebeuge, und eh dus gedacht, schleudert ihn mit aller Kraft zu Boden. Hat ihn nicht zu hart geschleudert, blos ein Kopf gieng in Stücke. Dann packte er den Div wieder, preßte ihn an die Burgmauer an und begann ihn zu würgen. Verlegte sich der Div aufs Bitten: „Laß mich nur leben, ich schenk dir die Burg, ich schenk dir auch mein Weib!" Darauf gab ihn Held Hirte frei. Kaum war der Div frei, kam sein beflügeltes Pferd hergeflogen, der Div saß auf das Flügelpferd auf und erhob sich in die Lüfte.

Von hier wanderten sie weiter und sprachen des Wegs von diesem und jenem. Auf einmal hörten sie Hilferufe. Schauen sich um, wer nicht da ist, ist der Zerkocher. Da liefen sie zu seinem Beistand hin. Wie sie hinkommen, erblicken sie eine Burg und einen Div mit fünf Köpfen, der drückte gerade den Zerkocher an die Burgmauer an und drosselte ihn am Halse. Rief ihm Held Hirte zu: „Laß gleich, du Trottel, meinen Wahlbruder aus; komm mal her, ich und du, wir zwei wollen uns messen!" Augenblicklich ließ der Div den Zerkocher und stürzte sich auf Held Hirten. Held Hirte packte ihn mir nichts dir nichts mit der einen Hand bei der Schulter, mit der anderen unterhalb der Kniebeuge, und eh dus gedacht, schleuderte ihn mit aller Kraft zu Boden. Wie sanft er ihn hingelegt, ein Kopf gieng in Stücke. Dann packte er den Div wieder, preßte ihn an die Burgmauer und begann ihn zu würgen. Verlegte sich der Div aufs Bitten: „O laß mich nur am Leben, ich schenk dir meine Burg, ich schenk dir auch mein Weib!" Darauf ließ ihn Held Hirte aus. Kaum war der Div frei, kam

sein Pferd hergeflogen, er bestieg das Pferd und erhob sich in die Wolken.

Nun traten die Wahlbrüder in die Burg ein und fragten das Weib, wie sie wohl am leichtesten die vier Burgen mit sich nehmen könnten. Da gab ihnen das Weib ein eisernes Rütlein und sprach zu Held Hirten: „Nimm dieses Rütlein, schlag mit ihr auf jede Burg. Die vier Burgen werden sich in ebensoviel goldene Äpfel verwandeln. Die Äpfel birg im Busen und nimm sie mit.“ Held Hirte nahm das Rütlein, tat so, wie ihm das Weib angegeben, steckte die Äpfel in den Busen und zog mit den Genossen wieder dorthin, woher sie gekommen. Als sie an jenes Loch gelangten, durch das sie sich hinabgelassen, erblickten sie eine gewaltige Heeresmacht vor dem Ausgange. Die Divi hatten dieses Heer aufgeboten. Einen anderen Ausweg gab es nicht, also blieb den Wahlbrüdern nichts anderes übrig, sie mußten den Kampf mit dem ganzen Heere aufnehmen. Da fanden wohl alle vier ihren Tod, denn Held Hirte hatte vergessen vor dem Angriff zu sagen: „Steh mir bei, scheckiges Kühlein!“

Als am selben Tage, an dem Held Hirte im Kampfe gefallen war, das scheckige Kühlein ihr Tüchel anschaute, da war das Tüchel ganz blutig. Auf der Stelle brach das scheckige Kühlein auf und begann nachzuforschen, wo Held Hirte sich befinde. Sie wollte nun seinen Leichnam beerdigen. Als das scheckige Kühlein auf die Wahlstatt gelangt war, fand sie bald den Leichnam des Held Hirten. Nahm irgend ein Kraut und erweckte ihn wieder zum Leben. Sobald Held Hirte wieder aufgelebt, bat er das scheckige Kühlein, sie soll ihm auch seine Wahlbrüder ins Leben zurückrufen. Nachdem sie seine Wahlbrüder wieder lebendig gemacht, sprach sie zu Held Hirten: „Ich kann nicht mehr länger leben; denn deine Wahlbrüder planen gegen dich ein schweres Un-

recht. Bin ich todt, besorg mir ein schönes Begräbnis. Ruf fürder nimmermehr mich zum Beistand an, sondern ruf Gott an; denn von jetzt ab kann ich dir nimmer Hilfe leisten.“ Darauf legte sich das scheckige Kühlein auf die Erde nieder und verschied. Held Hirte nahm ihren Leichnam und verscharrte ihn in die Erde.

Nachdem die Wahlbrüder also das scheckige Kühlein bestattet, begaben sie sich an jenes Loch und fiengen einer nach dem anderen an am Stricke hinaufzuklettern. Zuletzt blieb nur Held Hirte noch unten. Er traute seinen Wahlbrüdern nicht zuviel. Er band einen großen Felsblock an den Strick und schüttelte den Strick, damit die oben anziehen sollen. Als sie den Stein bis zur halben Höhe hinaufgezogen, ließen sie plötzlich den Strick fahren, der Stein fiel mit Getös hinab und zerstiebte in lauter kleine Stücke nach allen Seiten. Was ließ sich da machen? Held Hirte gieng wieder zurück. Er hoffte irgend jemand zu begegnen, der ihm sagen könnte, wie man wieder auf die andere, die obere Welt gelangt. Nach langem Hin- und Herirren kam er zu einem Gehöfte. Als er schon ganz in der Nähe des Gehöftes sich befand, rief er aus: „Heda! wenn jemand drin im Gehöfte ist, er soll mir heraus zum Heldenzweikampf!“ Im Gehöfte hausten ihrer drei Brüder, keiner getraute sich von ihnen hinauszukommen, denn sie hatten die Kunde vernommen, es wandere ein gewaltiger Held umher. Zuletzt wurde Held Hirte des Zuwartens überdrüssig, gieng ins Gehöft hinein, fand die drei Brüder in einem Zimmer hocken und machte ihnen allen drei den Garaus. Nachdem er diese Arbeit abgetan, schritt er aus einem Zimmer ins andere und schaute sich das Gehöfte an. Wie er nun so zu einer Thüre kam und sie öffnete, flog ihm ein nacktes Schwert entgegen. Er erschrickt, fährt zurück und schlägt schnell die Thür zu.

Machte dann wieder die Thür auf, wieder flog ihm das bloße Schwert entgegen. Wieder schlug er rasch die Thür zu. Als er zum drittenmal die Thür öffnete, flog ihm wieder das Schwert entgegen und sprach zu ihm: „Fürcht dich nicht; denn ich weiß, daß du meinen früheren Herrn getödtet. Nun hab ich in dir einen besseren Herrn erlangt. Also hab keine Furcht, sondern komm nur herein und häng mich über die Schulter. Du wirst mich nie zu schwingen brauchen; denn sobald du jemand zusammenhauen willst, sag mir blos: „Schwert, hau ihn!" und ich hau alles zusammen."

Der Hirte trat also in die Stube hinein, hieng sich das Schwert um die Schulter um, gieng dann hinab in die Keller, führte ein Pferd heraus, saß auf das Pferd auf, erhob sich in die Lüfte, und im Nu befand er sich schon auf der anderen Welt. Als er auf die andere Welt kam, sah er vier Burgen, die schienen ihm gar bekannt. Gleich kam er auf den Gedanken, daß hier seine verräterischen Wahlbrüder hausen. Er rief sie alle drei zum Kampfe heraus, sagte zu seinem Schwert: „Hau zu, Schwert!" und das Schwert hieb ihnen allen drei auf einen Zug die Köpfe ab. Nun heiratete Held Hirte die schönste Frau eines der Divi, wurde Kaiser vom ganzen Lande und regierte lange, lange Jahre in Glück und Frieden, und wenn er nicht gestorben ist, so regirt er noch heutigen Tags.





140.

Das Mädchen ein Vöglein.

Ein König hatte einen einzigen Sohn. Als dieser reif war zu heiraten, schickte er ihn in die Welt, damit er sich ein Mädchen suche. Des Königs Sohn durchschweifte die ganze Welt, ohne ein Mädchen zu finden, das ihm zugesagt hätte. Nachdem er gesehen, daß er keines finden könne, trotzdem er soviel Geld und Zeit drangesetzt, beschloß er, sich selbst zu tödten. In Nachsinnen verloren, welche Todesart er sich wählen soll, klomm er einen Berg hinan, um sich vom höchsten Felsengrat kopfüber hinabzustürzen, damit man nicht einmal seinen Leichnam erkennen soll. Oben auf dem Berge bestieg er einen mächtigen Felsenvorsprung und vernahm, eben als er im Begriffe stand sich hinabzustürzen, den Ruf: „Halt ein! o Mensch! bei den dreihundertfünfundsechzig Tagen im Kreislauf der Jahre!“ Der Prinz hielt an, sah sich nach allen Seiten um, erblickte aber Niemand, da rief er aus: „Wer bist du, der du mich ansprichst? laß uns einander Aug in Aug gegenüber stehen; vernimmst du meine Leiden, so

wirst du mir gewiß nicht am Selbstmorde hinderlich sein wollen.“ Da zeigte sich ihm ein Greis, weiß wie ein Lamm, und sprach zu ihm: „Ich weiß, was dir fehlt; doch hör mich an: siehst du dort (er wies mit dem Finger nach der Richtung hin) jenen großen Berg?“ Antwortete jener: „Freilich.“ „Siehst du aber auch die zahllosen Marmorblöcke, die auf ihm herumliegen?“ — „Ja wohl.“ — „Also gut,“ fuhr der Greis fort, „auf dem Gipfel jenes Berges befindet sich ein goldbehaartes altes Weib, das sitzt Tag und Nacht auf ein und derselben Stelle und hält ein Böglein im Schoße; wem es glückt, dieses Vögleins habhaft zu werden, der erlangt die größte Glückseligkeit auf dieser Welt; aber merk gut auf: vor allem mußt du die Vettel, wenns irgendwie möglich ist, bevor sie noch deiner ansichtig geworden, bei den Haaren packen, erblickt sie dich aber ehe du sie bei den Haaren festhältst, so wirst du im selben Augenblicke, am selben Orte wo du stehst versteinern, und es trifft dich dasselbe Schicksal, das alle jene Jünglinge getroffen, die du dort aufrechtstehend versteinert siehst. Man würde sie auf den ersten Anblick für bloße Marmorblöcke halten.“

Als des Königs Sohn diese Worte vernommen, dachte er bei sich: „Mir kanns ja Alles eins sein; ich will das Abenteuer noch wagen; gelingt es mir sie bei den Haaren zu erwischen, gut; mißlingts, auch gut, auf jeden Fall bin ich ja fest entschlossen von meinem Leben Abschied zu nehmen.“ Also machte er sich schnurstracks auf den Weg nach jenem Berge. Als er sich der Vettel schon ziemlich genähert, schlich er hinter ihrem Rücken unbemerkt an sie heran, zu seinem größten Glücke spielte sie gerade mit dem Vöglein, und packte sie unerwartet mit fester Hand beim Haar, während sie gegen die Sonne gewandt, das Vöglein lauste. Die Alte stieß einen schrillen Schrei aus, der

ganze Berg erbebte, wie von einem Erdbeben erschüttert, doch der Prinz ließ sich dadurch nicht beirren, sondern hielt nur noch fester die Haare und gab nicht nach. Nun fragte ihn die Alte: „Was willst du von mir?“ Antwortete er ihr: „Du sollst mir das Vöglein geben, das du im Schoße hältst, und alle diese Christenseelen wieder ins Leben zurückrufen.“ Sie gieng auf diese Forderung ein, reichte ihm das Vöglein und blies einen bläulichen Wind nach der Richtung wo jene versteinerten Menschen standen; alle gewannen plötzlich wieder Leben und Athem. Sobald der Königssohn das Vöglein erlangte, herzte und küßte er es voll liebender Inbrunst, und unter seinen Küssen verwandelte es sich in das reizendste Mädchen von der Welt. Dieses Mädchen war von der Alten in einen Vogel verzaubert worden, um junge Leute anzulocken. Sobald der Prinz die holde Jungfrau erblickte, gewann er sie von Herzen lieb und kehrte mit ihr heim; sie aber gab ihm einen Wunderstab, der hatte die Kraft alle Wünsche seines Besitzers zu erfüllen. Nun klopfte, bei Gott, der Königssohn auf einen Stein, aus dem ergoß sich sofort ein Haufe Golddukaten. Sie füllten sich nun die Taschen, damit sie auf der Reise hinlänglich mit Geld versehen wären. Ferner gelangten sie auf dem Wege an einen großen Fluß, über den konnten sie nicht setzen. Da schlug er mit dem Stabe auf das Wasser, es teilte sich die Flut und sie zogen trockenen Fußes hindurch. Auf der Weiterreise stießen sie auf ein Rudel Wölfe, von den Wölfen wurden sie sogleich angefallen und kamen in Gefahr gefressen zu werden; doch so wie einer auf sie losstürzte, wurde er mit dem Stabe getroffen und verwandelte sich in einen Ameisenhaufen. Endlich erreichten sie nach langer Wanderung in Gesundheit und Freude die Heimat und ließen sich dort trauen.





141.

Der Alte mit dem weißen Barte.

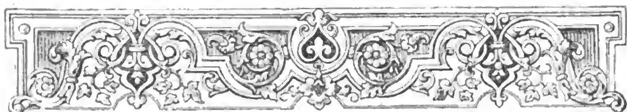
Ein Mann weidete Schafe in der Nähe des Flußes. Hart am Ufer saß ein Kind auf einem Baumstrunk und plätscherte mit den Füßen im Wasser. Geräuschlos schlich sich von rückwärts ein Wolf hinzu und wollte das Kind auffressen. Kaum gewahrte dies der Mann, so rief er schon dem Kinde zu: „Lauf schnell davon, Kind, ein Wolf kommt!" Platsch! stürzt das Kind vom Baumstrunk in den Fluß hinein. Da wurde der Mann tief betrübt, weil er durch sein Geschrei das Kind erschreckt. Er dachte, das ist nun im Wasser ertrunken. Darüber fieng er hell laut an zu jammern. Doch siehe da! einen alten Mann, ein weißer Bart wallt ihm bis zum Gürtel hinab, in der Hand hält er einen goldenen Stock. Frägt er: „Warum jammerst du?" Drauf erzählte der Schafhirte, wie da ein Wolf ein Kind beißen wollte und wie er noch im rechten Augenblick dem Kind zugerufen, leider wäre aber das Kind vor Schreck ins Wasser gepurzelt und ertrunken. „Ei bei Leibe, das ist nicht ertrunken," sprach der Alte mit dem weißen Bart, „das Kind ist mein Kind,

doch was wünschst du, daß ich dir dafür gebe, weil du mein Kind errettet?“ Antwortete ihm der Mann: „Mir hat Gott Alles in Hülle und Fülle bescheert, da wüßt ich wirklich nicht, was ich mir noch wünschen soll.“ Entgegnete jener Alte mit dem weißen Bart: „Doch, doch; eins fehlt dir noch immer. Dein Haus steht auf einem schlechten Platz; komm denn ich will dir einen guten weisen, da wirst in Ewigkeit glücklich sein, du und deine Nachkommen.“

Nun gieng der Alte voraus, hinter ihm schritt der Mann einher. So kamen sie denn in den Hofraum des Mannes. Jener Alte mit dem weißen Bart schlug mit dem goldenen Stock auf die Erde und sprach: „Grundherr, wieviel Zins forderst du aufs Jahr, wenn ich hier ein Haus baue?“ Antwortete ihm eine Stimme aus der Erde: „Alles was im Hause Leben hat!“ „Na, soviel geb ich nicht,“ sagte der Alte mit dem weißen Bart, suchte eine andere Stelle auf, schlug wieder mit dem Stock auf die Erde und fragte: „Grundherr, wieviel Zins forderst du aufs Jahr, wenn ich hier ein Haus baue?“ Und es antwortete ihm eine Stimme aus der Erde: „Den Hausherrn und die Hausfrau!“ „Na, na,“ sagte der Alte, „soviel geb ich nicht.“ Gieng zu einer dritten Stelle, schlug mit dem goldenen Stock auf die Erde und fragte an: „Grundherr, wieviel Zins forderst du aufs Jahr, wenn ich hier ein Haus baue?“ Antwortete eine Stimme aus der Erde: „Die Henne und das Küchlein!“ „Na,“ sagte der Alte, „soviel geb ich nicht.“ Begab sich auf eine vierte Stelle, schlug mit dem Stock auf die Erde und fragte: „Grundherr, wieviel Zins forderst du aufs Jahr, wenn ich hier ein Haus baue?“ Und es antwortete ihm eine Stimme aus der Erde: „Ein Häuptchen Knoblauch!“ „Na,“ sagte der Alte, „soviel geb ich nicht!“ Giengen an eine fünfte Stelle, auch hier schlug der Alte mit dem Stock

auf die Erde und fragte: „Grundherr, wieviel Zins forderst du aufs Jahr, wenn ich hier ein Haus baue?“ Und es antwortete ihm eine Stimme aus der Erde: „Ich fordere dir gar nichts, ja, ich will dir noch Jahr aus Jahr ein von jeder Gattung Haustiere ein Stück Zuwachs geben, wenn du hier ein Haus erbaust!“ Da wandte sich der alte Weißbart zu dem Manne um, der ihm sein Kind vor dem Wolfe errettet: „Hier führ ein Haus auf!“ Sprachs und verschwand. Der Mann befolgte die Weisung, führte daselbst ein Haus auf, und es gab keine glücklicheren Menschen, als er und seine Sippe war.





142.

Die Schnur der Kaiserin ein Schaf.

Es lebte einst eine bösherzige Kaiserin, die gar viele Männer und Frauen von der Welt brachte, so zwar, daß es kein Mensch jemals gewahr wurde; sie hatte sonst Niemand um sich, als ihren einzigen Sohn, dem sie nach ihrem Ableben die Herrschaft zugedacht. Als der Zeitpunkt heranrückte, wo sie ihn beweiben wollte, sagte sie zu ihm: „Ich habe dir ein Mädchen gefunden, das wird dir geflügelte Helden gebären, nimmst du aber das Mädchen meiner Wahl nicht, gib acht, was dir noch zustößt.“ Darauf antwortete der Sohn, daß er sich bei ihr bestens für alle Mädchen in der Welt, so wie für alle geflügelten Heldensöhne bedanke, denn er habe sich schon ein Mädchen erkiesen, und daß er dasselbe selbst seiner Mutter zum Trotze zum Traualtare führen werde, nur diese eine oder keine, und sollte er niemals im Leben heiraten. Als die Kaiserin seine Antwort vernahm, geriet sie in Zorn und drohte ihm mit den Worten: „Wohl! es soll dich noch gereuen!“ Der

Kaisersſohn heiratete ſeiner Mutter zum Trotze, nachdem er ſich die Vila im Gebirge als Brautführerin, und einen Drachen zum Brautführer genommen, und führte das Mädchen heim, indem er ihm feſt einprägte, es möge ſich vor ſeiner Mutter wohl in Acht nehmen, und auf der Hut ſein, damit nicht urplötzlich mit ihr ein Wunder geſchehe: „Denn,“ meinte er, „ſie hat eine ſo unheilvolle Hand, daß alle meine Brüder und Schweſtern ja ſelbſt der Vater über kurz das Zeitliche ſegneten, ſei es, vergiftet oder verzaubert.“

Es war ſchon eine geraume Zeit verſtrichen und noch immer hatte die Kaiſerin ihre Schnur nicht zu Geſicht bekommen, ſo viel ſie auch bemüht war ſie zu ſehen, um ihr einen Streich zu ſpielen, bis endlich eines Morgens unglücklicherweiſe der Prinz auf die Jagd auszog; es war umſonſt, daß er die Thüre vom Zimmer wohl verſchloſſen hatte, in welchem ſeine junge Frau ſchlief, denn ſobald die Kaiſerin erfuhr, daß er auf die Jagd gezogen, berührte ſie mit einem Zauberſtabe die Thürflügel, die fielen ſogleich aus den Angeln geriſſen zu Boden. Die arme junge Frau erſchrak gewaltig, eilte der Schwiegermutter entgegen und ſank vor ihr in die Knie, gleichſam als wollte ſie ſich bei ihr in Gnade ſetzen und Vergebung erflehen. Doch die Kaiſerin hob ſie auf mit den Worten: „Fürchte nichts, mein liebes Kind, ich komme aus keinem anderen Grunde, als um dich, ſo wie wenn du mein Kind wärſt, zu beſchenken.“ So ſprach ſie, nahm einen Ring aus der Taſche, ergriff ihre Schnur bei der Hand und während ſie ihr den Ring an den Finger ſteckte, murmelte ſie einige unverſtändliche Worte vor ſich hin, worauf ihr die Schnur, nach Brauch die Hand küßte und für den Ring dankte. Stehenden Fußes verließ nun die Kaiſerin das Gemach, indeſſen die Schnur zurückblieb, den Ring von allen Seiten

betrachtete und um den Finger drehte, denn einen schöneren hatte sie ihr Lebelang nicht gesehen .Eine Weile drauf nahm sie die Gestalt eines Schafes an und fieng im Zimmer herumlaufend zu blöcken an. Die Kaiserin hatte irgendwo im Geheimen einen riesigen nimmersatten Drachen, dem sie, sobald sie jemand mit dem bewußten Ringe in ein Schaf verzaubert hatte, dasselbe zum Fraße vorführte; eben war sie damit beschäftigt ihre Schnur zu fangen und wegzuführen, als unerwartet ihr Sohn von der Jagd zurück kam, und in der Thürschwelle mit der Mutter zusammentraf. Kaum erblickte ihn seine bedauernswürdige Gattin, begann sie um ihn herum und an seiner Seite zu hüpfen und zu blöcken, so daß der Prinz von Erstaunen ergriffen kein Wort hervorzubringen im Stande war; einmal nach dem anderenmale bekreuzigte er sich vor Verwunderung und richtete endlich an seine Mutter die Frage: „Wie kommt dieses Schaf hieher?" und: „wohin ist meine Gattin verschwunden?" Sie geriet in Verwirrung, weil sie um eine rechte Antwort verlegen war, indessen behauptete sie von der ganzen Sache gar nichts zu wissen und verschwur sich bei ihrer verruchten Seele. Da nun der Prinz sah, daß seine Gattin nimmer da sei, dieses Schaf aber ganz gegen die Art anderer Schafe fortwährend ihm in die Augen schaue, sich an ihn schmiege und gar nicht aufhören will zu blöcken, ward es ihm klar, daß sie verzaubert sei. Vom Herzeleid übermannt suchte er in der Stube nach einem Messer, um sich selbst entleiben, als er jenen unheilvollen Ring gewahrte und sogleich die Hand ausstreckte um ihn zu nehmen, doch das Schaf sprang auf ihn los und ließ es nicht zu, vielmehr rannte es gegen ihn an, um ihm beide Augen auszustechen. Jetzt erriet er den ganzen Zusammenhang, nahm dann das Schaf, begab sich mit ihm ins Gebirge, wo er die Vila, seine Braut-

führerin, bei ihrem Namen rief, bis er sie endlich herbeirief und ihr bei der Zusammenkunft, alles wie es geht und steht mitteilte. Antwortete ihm die Vila: „Deine Gattin ist in diese Gestalt gebannt und verzaubert, doch ich kann dir keinen bestimmten Bescheid früher geben, ehe ich mit meinem Wahlbruder, dem Drachen, darüber nicht übereingekommen bin, was ich dir sagen darf.“ Hierauf flog die Vila irgend wohin fort und brachte den Drachen mit. Als sie nun alle beisammen waren und dem Drachen die Sache bis auf alle Einzelnheiten mitgeteilt wurde, stieß der Drache einen schrillen Schrei aus, daß das ganze Gebirge erzitterte, und sprach zum Kaiserssohne: „Willst du durchaus, daß deine Gattin ihre frühere Gestalt wieder erlangt, so müssen wir zwei Seelen vernichten.“ „Die wären?“ fragte der Prinz. „Deine und meine Mutter,“ erwiderte der Drache. Seine Mutter war nämlich jener der Kaiserin dienstbare Drache. Der Kaiserssohn war damit sogleich einverstanden, doch die Vila wandte ein: „Ach, bei Leibe! wenn euere Mütter ihr Seelenheil verloren haben, braucht Ihrs nicht; vielmehr geh du Drache, beschwöre deine Mutter, die Drachin, sie soll nun und nimmermehr Menschenkinder verschlingen, indeß mache ich mich an die Gevatterin die Kaiserin, sie soll schon endlich einmal aufhören Unheil zu stiften.“ Nun giengen sie alle nach Haus, beschworen dreimal die Drachin und dreimal die Kaiserin, worauf ihnen beide hoch und heilig schwuren, sie würden von ihrem bösen Tun ablassen, dann nahm die Kaiserin einen zweiten Ring, und gab ihn dem Schafe, das stand sogleich wieder in Menschengestalt da. Gott möge dir Freuden bescheeren!





143.

Gott wehrt nicht, nur darf der Mensch keine Arbeit scheuen.

Blieb mal ein Mann mit seinem Wagen im Kot stecken. Dieser Mann feierte immer den heiligen Nikolaus als Schutzheiligen. Also betet er auch diesmal zu ihm, er soll ihm helfen, damit er den Wagen aus dem Morast heraus bekomme. Betet und betet und betet wieder, endlich wird er schon fuchtig. Da tritt der Marat (März) auf ihn zu und redet ihn an: „Du betest ganz umsonst zum Nikolaus, der hat gar keine Zeit, damit er dir rechtschaffen helfe, denn er hilft gerade einigen Kauffahrern auf hoher See. Sondern, weißt du was, feier du von nun ab nicht mehr den heiligen Nikolaus, sondern feier mich; dafür helf ich dir auf der Stelle und will dich auch sonst zu einem glücklichen Mann machen!" Der arme Mensch befand sich da wohl in arger Not, hatte keinen anderen Ausweg und versprach, er werde ihn von nun an feiern, na, bei Gott, wie denn nicht, wo ihm Marat zusagte, er werde ihn auch sonst glücklich machen. Gut, Marat hilft ihm, zieht den Wagen aus dem Morast

heraus und gibt dem Manne den guten Rat, er soll im Herbste soviel als möglich Stroh und Heu aufkaufen, solange mans noch billig bekommt, „ich aber werde,“ sagte er, „zu guter Letzt stramm anziehen, die Leute werden kein Futter mehr haben, dann tausch du für dein Stroh und Heu Rinder ein.“

Der Mann tat so, wie Marat ihm geraten. Frühzeitig kaufte er alles Stroh und Heu auf, und wies zu Letzt gieng, da hauchte und pfauchte Marat so kalt, daß das Kalb in der Kuh erfror. Die Leute wußten weder ein noch aus mehr und gaben ihre Rinder dem Manne für Stroh und Heu hin; auf diese Weise wurde er Herr über sehr viele Rinder. Als Gott dies wahrnahm, berief er den Usud (das Schicksal) vor sich und fragte ihn: „Wie kommt dieser Mensch zu soviel Rindern?“ Antwortete der Usud: „Herr, weiß es nicht!“ Berief Gott auch die Sreća (das Glück) vor sich und fragte sie: „Wie kommt dieser Mensch zu soviel Rindern?“ Und die Sreća antwortete: „Herr, weiß es nicht!“ „Es kann nicht anders sein, jemand hat diesen Menschen wohlberaten, was er tun muß, damit er reich wird,“ sprach Gott, „macht aber nichts,“ sagte er, „lassen wir die Pest unter die Rinder kommen!“

Marat hörte davon und benachrichtigte den Mann so rasch als möglich von der Sache: „Jetzt tausch die Rinder für Weingärten ein!“ Augenblicklich tauschte der Mann Weingärten für seine Rinder ein. Darauf fragte Gott wieder den Usud: „Wer hat jenem Menschen den guten Rat gegeben, daß er seine Rinder für Weingärten hingeben soll?“ Antwortete der Usud: „Weiß nicht, Herr!“ Fragte auch die Sreća, sie aber antwortete: „Weiß nicht, Herr! Ich hab ihn eh schon längst sitzen lassen.“ „Macht nichts, macht nichts,“ sprach Gott, „du Glück verwandle dich in einen Hasen,

und wie der Mann seinen Weingarten anfängt umzugraben, so schau, daß du ihm zwischen den Beinen durchläufst; dann wird er sterben müssen; du aber Schicksal verwandle dich in eine große Menge Treiber, hetzt den Hasen und tretet dem Manne so seinen ganzen Weingarten nieder."

Auch davon hörte Marat und benachrichtigte den Mann so rasch als möglich von der Sache: „Sobald du anfangen wirst deinen Weingarten umzugraben, und du die Hetzrufe der Treiber hörst, so halt du sogleich einen Sack zwischen den Beinen auf; denn die Treiber werden den Hasen gerade zwischen deine Füße hinjagen. Da fang du den Hasen in den Sack ab und schlag mit dem Sack zu Boden, vom Hasen aber verlang Glück. Er wird dir zwei Nüsse geben, darauf schlag du ihn todt, denn wenn er lebendig zwischen deinen Beinen hindurchschlüpft, mußt du sterben." Also geschahs auch wirklich. Der Mann gieng hin seinen Weinberg umgraben, sein Glück verwandelte sich in einen Hasen, der Usud in eine ganze Menge Treiber, die jagten den Hasen durch den Weinberg. Kaum vernimmt der Mann das Geschrei, gar hurtig hält er den Sack zwischen den Beinen auf, fängt den Hasen ein und schlägt mit aller Kraft Hieb auf Hieb den Sack zu Boden und verlangt Glück, und schlägt ununterbrochen solange drauf los, bis ihm der Hase endlich zwei Nüsse gibt. Dann schlug er den Hasen erst recht todt. Als die Treiber dies sahen, kehrten sie zurück.

Nun trat wieder Marat vor den Mann hin und sprach zu ihm: „Hirten haben gerade jetzt einen Demantstein gefunden, der ist gar viel wert, doch schau, daß du ihn für diese zwei Nüsse eintauschst." Der Mann läßt die Haue liegen, geht ein Stückchen durch den Weinberg und trifft die Hirten, die spielten gerade mit dem Demantstein. Sprach er zu ihnen: „Gebt mir dieses Steinchen, ich geb euch für

ihn zwei Nüsse, die sind viel größer." Und wirklich, die Kinder geben ihm den Demantstein, er gibt ihnen die zwei Nüsse. Er bewahrte und bewahrte lange Zeit diesen Stein, bis er ihn gelegentlich um teueres Geld einem Kaufmanne verkaufte. Also wurde der Arme ein reicher Mann, wie kein zweiter mehr in jener Gegend zu finden war. Merke: Gott wehrt nicht, nur darf der Mensch keine Arbeit scheuen.





144.

Gevatter Fisch.

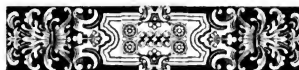
Einem Manne starben die Kinder ab; einige erlebten kaum die Taufe, andere brachten es höchstens auf fünfzehn Tage. In allen Gegenden besuchte er Weissagerinnen und schrieb an alle Weissager, doch es fruchtete nicht im Geringsten bis endlich eine Weissagerin dem Manne einen guten Rat erteilte und ihm ein Amulet gab mit den Worten: „Nimm dieses Amulet und laß es dein Weib am Halse tragen, aber sie darf damit nicht außer Haus gehen. Sie wird in gesegnete Umstände kommen, und wann der Zeitpunkt der Entbindung da ist, ruf keine andere Hebamme zur Hilfeleistung herbei als nur mich.“ Der Mann nahm das Amulet und gab es seiner Gattin, indem er ihr die Weisung der Weissagerin mitteilte. Im selben Jahre blieb die Frau schwanger. Zu ihrem Unglücke verließ sie einmal kurz vor der regelmäßigen Zeit der Niederkunft das Haus und vergaß das Amulet vom Halse abzulegen, und es wäre ihr dies auch später nicht eingefallen, wenn sie nicht in den Eingeweiden einen peinlichen Schmerz verspürt hätte, so daß

sie nach Hause eilen mußte, wo sie gleich bei ihrer Ankunft unter furchtbarer Qual ein todtes männliches Kind ablegte. Es fiel der Ärmsten wohl der Grund dessen ein, aber bei allem Elend erzählte sie ihrem Manne nicht, wie so es kam, nur damit kein Lärm geschlagen wird. Als der Mann von dem Unglücke hörte, brach er in Wehklagen aus, als wäre sein ganzes Wohl und Wehe untergraben und suchte sogleich wiederum die Weissagerin auf; die durchblickte bei seinem Anblick sogleich die Sachlage, doch machte sie ihm nicht den geringsten Vorwurf, sondern tadelte sein Weib und schärfte ihm ein von nun an besser auf der Hut zu sein. Nach diesem Vorfall verließ das Weib überhaupt nur selten mehr das Haus, und tat sie es schon, so ließ sie das Amulet zu Hause. Bald kam sie wiederum in Hoffnung, und als die Zeit der Niederkunft da war, wurde um jene Weissagerin geschickt, damit sie als Hebamme Hilfe leiste. Siehe da, die Frau bringt ein Kind zur Welt, das war in ein blutiges Hemdlein eingewickelt. Die Weissagerin merkte gleich, daß es ein vjedogonja (Wildfangge) sei, und trug um das Unheil abzuwenden, das Kind in den Hof hinaus und rief aus voller Brust: „Höre Volk und Stamm! die Wölfin hat ein Junges geworfen, es werde kund der ganzen Welt, dem Kinde aber dien es zur Gesundheit.“ Der Vater war vor Freuden ganz glücklich und machte sich auf den Weg, um das Kind taufen zu lassen, weil er besorgte, es würde sonst sterben, doch die Weissagerin gab es nicht zu: „Nein,“ sprach sie, „ich weiß schon was ich tun muß, wenn du wünschst, daß dein Kind gesund bleibt und lange lebt.“ Dann nahm sie das Kind her, wickelte es ein und hieng ihm um den Hals einen Diamanten und schrieb auf einen Streif Papier: „In Gottes und des heiligen Johannes Namen steh ihm Gevatter und nimm dies Geschenk an;“

hierauf trug sie das Kind hinaus ins Freie, setzte es an einem Kreuzwege in der Nähe eines Flußes aus und kehrte von dort zurück in das Haus jenes Mannes. Das Kind, war allein, hungrig und fieng an zu weinen, aber es war sehr zeitlich in der Früh, wo noch Niemand dort vorüberzog, als ein großer Fisch in jenem Fluße das Geplärre vernahm, und der Stimme folgend aufs Trockene gieng, bis er endlich an das Kind herankam. Schon hatte er den Rachen auf, um es zu verschlingen, da erglänzte der Diamant, und der Fisch näherte sich neugierig, um den Stein in Augenschein zu nehmen, da erblickte er zugleich das Amulet an des Kindes Brust. Nun hielt er an sich, packte mit den Kinnladen das Kind und schlug die Richtung zum väterlichen Hause ein. Die Leute im Hause erblickten von der Ferne den Fisch mit dem Kinde im Rachen quickend einherlaufen, das Kind wimmerte und plärrte, und alle stießen ein Wehklagen aus, doch die Weissagerin tröstete und beruhigte sie, es sei kein Grund zur Furcht da, weil es nur der Schatten des Kindes sei. Sie lief dem Fische entgegen und nahm das Kind von ihm in Empfang. Hierauf wurde der Pfaffe gerufen um die Taufe vorzunehmen, der Fisch aber blieb als Gevatter. Nach der beendigten Taufe kehrten alle ins Haus zurück, um aufs Wohlsein des Täuflings tüchtig zu trinken, nur der Gevatter Fisch wollte nicht, sondern nahm den Diamant und flog schneller als der schnellste Vogel von da ins Meer zurück und sprach dabei nichts Anderes als: „Behüt dich Gott, Gevatter! wann ich wiederum aus dem Meere aufs Land steige, dann sollst du auch sterben!“

Dieses Kind lebte Gott weiß wie viele Jahre und als es schon im hohen Alter nach dem Tode sich sehnte, erschien ihm wiederum jener selbe Fisch, und kaum verabschiedete

sich der Greis vom Fische, so verschied er auch sogleich. Der Fisch blieb seit diesem Augenblicke spurlos verschwunden, so daß ihn Niemand, der dieses Weges zog, je mehr erblickte, noch je Einer erfuhr, wohin er gezogen oder was mit ihm geschehen.





145.

Die Teufelsjagd.

Ich gieng einmal Abends gegen acht Uhr aus dem Gebirge heim und erblickte nicht weit vor mir zwei Männer in grünem Rocke und mit einem Jägerhute auf dem Kopfe. Zwei kohlschwarze Hunde liefen an ihrer Seite einher. Ich beschleunigte meine Schritte, damit ich sie in der Nähe sehen kann, und als ich an sie herankam, sagte ich zu ihnen: „Guten Abend!“ „Guten Abend!“ gaben sie zur Antwort. Erwähnen muß ich noch, daß ich mir schon früher die Pfeife angesteckt, denn die Leute sagen, es wäre am geratensten, wenn man einem Unbekannten begegnet, daß man sich die Pfeife anzünde, weil man da einem nichts anhaben kann. Die Hunde schlugen an, und ich sah Hasen, die liefen übers Feld, die Hunde setzten ihnen flink nach und die Jäger schossen piff, puff, paff; ich hatte meine recht Freude daran, denn ich war ein Junge voll Feuer und Blut, der keine Furcht kannte; zu dem fiels mir nicht im Entferntesten ein, es könnten dies Teufel sein. Ich fragte sie zwar, wer und woher seid Ihr? doch sie würdigten mich keiner Ant-

wort. Ich gieng meines Weges weiter, auf einmal aber blickte ich zurück und sah ein ungeheueres Feuer, um dieses Feuer saß im Kreise herum eine große Menge Teufel, die wärmten sich und brieten Hasen. Da setzte ich mich auf ein Brückengeländer und schaute ihnen zu, wie sie aßen. Auch nahm ich wahr, wie die zwei Hunde Menschengestalt annahmen und mit den anderen in Gemeinschaft aßen und tranken. Das währte bis zum Morgengrauen, ich aber saß fortwährend auf dem Geländer und beobachtete ihr Treiben. Als die Gesellschaft auseinander gieng, begab ich mich an jene Stelle hin und wollte nachsehen, fand aber nicht die geringste Spur, nicht das geringste Merkmal von dem Feuer, das dort gebrannt. Ich gieng nun geradenwegs nach Haus, begegnete wiederum jenen zwei Teufeln und sagte zu ihnen, es wundere mich sehr, daß nicht die leiseste Spur von einem Feuer dort zu entdecken ist, und fragte sie, wie so das kommen mag. Kaum waren mir diese Worte über die Lippen, verschwanden die Teufel spurlos vor meinen Augen! Ja, ich sage die heilige Wahrheit.





146.

Mora.

Es war einmal ein Schneidergeselle, zu dem kam jede Nacht eine Mora und saugte ihn aus. Sie trieb es so lange, bis der arme Mensch vollständig geschwächt war und nur mehr wie ein lebendes Gerippe herumgieng. Die anderen Gesellen spotteten seiner fortwährend und rieten ihm, er soll, wann er zu Bette geht, einen Hammer und einen großen Nagel zu sich ins Bett nehmen, und sobald er Nachts merkt, daß ihn die Mora drücke, soll er sie festhalten und um keinen Preis loslassen, mag sie welche Gestalt immer annehmen. Sie kann sich nämlich in alle möglichen Gestalten verwandeln. Er beschloß diesen Rat zu befolgen, nahm einen Bund Stroh in die Hand, gieng zu einigen vertrauten Kameraden und erzählte ihnen, was man ihm geraten. Die Freunde rieten ihm, er soll die Mora an die Thür fest annageln. Er tat so, und in der Früh fand man ein kleines Kind an die Thüre angenagelt. Nun war er erlöst, und die Mora kam niemals wieder ihn saugen.





147.

Der eiserne Mann.

Es war einmal ein Kaiser, der hatte drei Söhne. Als diese heiratsfähig wurden, befahl ihnen der Vater auf die Burg zu steigen und jeder solle von dort einen Pfeil abschießen; wo eines jeden Pfeil niederfällt, von dort werde er ihm ein Mädchen als Gattin zuführen. Die Söhne folgten dem Befehle ihres Vaters. Die Pfeile der zwei älteren Brüder fielen in zwei Städte, der Pfeil des jüngsten Bruders gieng aber verloren und war trotz vielem Suchen nicht mehr aufzufinden, endlich stieß man zufälligerweise auf ein großes Brunnenloch und siehe da! in dem Brunnen lag eine große Kröte und neben ihr der Pfeil des jüngsten Kaisersohnes. Auf der Stelle wurde dies dem Kaiser gemeldet, der ließ bei dieser Nachricht sogleich aus jenen zwei Städten für die älteren Söhne zwei Mädchen, für den jüngsten aber die Kröte aus dem Brunnen holen; die Paare werden getraut und große Festbarkeiten veranstalt. Als es an der Zeit war, führte man in das Brautgemach die zwei älteren Brüder mit ihren Mädchen, den jüngsten aber mit der Kröte.

Als sie auf ihren Stuben waren, da entpuppte sich die Kröte als ein herrliches Mädchen, wie es kein zweites im Reiche gab, nur das Froschhäntchen blieb am Boden liegen, in welches das Mädchen bei Tagesanbruch wieder hineinschlüpfte. So hatte es regelmäßig tagsüber die Gestalt einer Kröte, Nachts aber, die eines Mädchens. Nach einigen Tagen fragte die Mutter den Sohn: „Um Gottes Willen, mein Sohn, wie gehts dir mit jenem Ungezieser?“ Antwortete er: „O meine Mutter! erschautest du doch einmal die Schönheit, die von der Froschhaut verhüllt wird! legt sie die Haut ab, so verwandelt sie sich in ein Mädchen, dessen gleichen in der Welt nicht mehr vorkommt.“ Da sprach die Mutter: „Um Gotteswillen, mein Kind, wir wollen sie frei machen von dem Banne. Entwend ihr Abends das Hemd und legs aufs Fenster, dann komm ich, nehme und werfs ins Feuer.“

Er kam dem Auftrage der Mutter nach. Als es Abend wurde und aus der Kröte ein Mädchen entstieg, stahl er ihr das Hemdchen, legte es auf die Fensterbrüstung, worauf die Mutter kam und es in den Ofen warf, wo es verbrannte. Gegen Anbruch der Morgenröte suchte das Mädchen nach seinem Hemdchen, um sich wiederum in eine Kröte zu verwandeln und da sie es nicht mehr fand, behielt sie die Mädchengestalt. Am Morgen trat sie unter die Leute, die wurden bei ihrem Anblick gar sehr von Erstaunen ergriffen. Man konnte sich an ihrer Schönheit gar nicht satt schauen.

Am ersten Sonntage nach diesem Vorfalle, gieng die Kaiserin mit ihren Schwiegertöchtern in die Kirche; als sie die Kirche verließen, staute sich die Volksmenge voll Begierde die Schönheit ihrer Schnur zu bewundern; der Kaiserin aber zollte man nicht die geringste Beachtung. Seit diesem Augenblickte faßte sie einen tiefen Haß gegen ihre jüngste

Schnur, und sobald sie sich am Hofe wiederum befanden, sagte sie zum Kaiser, ihrem Gemahl: „Mit dir will ich kein Brod mehr essen, wenn du deinen jüngsten Sohn nicht von Haus und Hof jagst.“ Der Kaiser suchte sie zu besänftigen; nur mit großer Not gelang es ihm sie zu beruhigen. Am folgenden Sonntage besuchte die Kaiserin wiederum mit ihren Schnüren die Kirche; als sie aus der Kirche giengen, blieb das ganze Volk stehen, schaute nur die jüngste Schnur an und schien sich vom Anblick ihrer Schönheit gar nicht trennen zu können. Sobald nun die Kaiserin nach Haus kam, suchte sie ihren Gemahl auf: „Entweder er oder ich muß den Hof meiden,“ schrie sie wuterfüllt aus.

Als der Kaiser sah, es bleibe ihm kein anderer Ausweg, rief er den jüngsten Sohn vor sich und sprach zu ihm: „Mein Sohn! wie mir zu Ohren gekommen, prahlst du, du wärst im Stande mit einem einzigen Achtel Scheffel Hirse hundert Schweine zu sättigen.“ Der so Angeredete schlug vor Verwunderung ein Kreuz und schwur hoch und heilig, daß ihm so Etwas nicht im Traum eingefallen sei; doch der Kaiser gibt auf keine Vorstellungen und Bitten, sondern spricht kurz und bündig: „Kannst dus nicht zu Stande bringen, so wirst du deinen Kopf verlieren.“ Weinend suchte der Arme nun seine Gattin auf, und auf ihre Frage, weshalb er weine, teilte er ihr das eben stattgehabte Gespräch mit. Hierauf riet sie ihm: „Brauchst gar keine Angst zu haben, geh nur an jenes Brunnenloch, wo man mich als Kröte aufgefunden hat, beug dich hinüber und ruf aus: „Schwager! Schwager!“ Er wird sich melden und dich um dein Begehren fragen, und du kannst ihm da den dir vom Vater erteilten Befehl erzählen.“ Er befolgte den Rat seiner Gattin, gieng ans Brunnenloch und fieng an zu schreien: „Schwager! o Schwager!“ Aus der Brunnen-

tiefe erscholl zur Antwort: „Was ist dein Begehren?“ Nun klagte er ihm sein Leid, wie ihm der Vater gedroht, daß er ihn tödten lassen werde, falls er nicht mit einem Achtel Scheffel hundert Schweine satt füttere. Hierauf sprach der Schwager: „Wart ein Bischen,“ warf ihm dann aus der Brunnentiefe einen Schweinetreiber hinauf und sagte noch: „Du brauchst nur einen Achtel Scheffel aus der Vorratskammer zu holen; kümmere dich weiter um nichts, der Schweinehalter wird so viel herbeischleppen als es Not tut, ohne daß er für Jemand sichtbar sein wird. Also kehrte der kaiserliche Prinz in Begleitung des unsichtbaren Schweinehalters nach Hause zurück. Dort quickten schon die hungrigen Schweine im Hofe herum und warteten auf die Fütterung. Der ganze Hofstaat hatte sich eingefunden in Erwartung der kommenden Dinge. Nun öffnete der kaiserliche Prinz die Vorratskammern, brachte ein Achtel Scheffel Hirse herbei und schüttete es den Schweinen vor; die Schweine fallen darüber her, während der Schweinehalter, von Niemand gesehen, fortwährend zuschüttet. Des Kaisers Verwunderung war grenzenlos, als er sah, wie hundert Schweine mit einem Achtel Scheffel Hirse gesättigt wurden. Nach getaner Arbeit gieng der Schweinhalter wiederum seines Weges.

Kurze Zeit darauf ließ der Kaiser wiederum seinen Sohn vor sich kommen und sagte zu ihm: „Wie ich höre, rühmst du dich, daß du im Stande bist, hundert Ochsen mit einem Kübel Wasser zu tränken.“ Der arme Mensch entsetzte sich über diese Zumutung und erklärte, er habe in seinem Leben so einen wahnwitzigen Gedanken nicht ausgesprochen. Doch der Kaiser ließ ihn nicht viele Worte machen, sondern versetzte kurz und bündig: „Tust dus nicht, so ist dein Leben verloren.“ Weinend gieng der Arme nach Hause, und seine Gattin, die es sah, fragte ihn um den Grund davon, und

nun erzählte er ihr was für einen Befehl ihm neuerdings der Vater erteilt. Da sagte sie: „Geh wiederum an jene Brunnengrube und ruf hinab: „Schwager! Schwager!“ Er wird freilich bös werden und dich anherrschen: „Zum Henker mit so einem Schwiegersohn,“ du aber laß dich dadurch nicht entmutigen, sondern sag: „Die Not treibt mich dazu,“ und erzähl ihm den ganzen Sachverhalt.“

Der Mann folgte dem Rate seiner Gattin, machte sich zu dem Brunnen auf und schrie hinab: „O Schwager! O Schwager!“ Voll Zorn meldete sich der Schwager: „Zum Henker mit einem solchen Schwiegersohn, was willst denn wiederum haben?“ Er aber antwortete: „Schwager! die Not treibt mich zu dir, mein Vater befielt mir mit einen Kübel Wasser hundert Ochsen zu tränken.“ Hierauf versetzte der Schwager: „Wart ein Bischen,“ warf ihm aus dem Brunnen einen Rinderhirten zu und bemerkte: „Du brauchst aus dem Brunnen nicht mehr als einen Kübel Wasser zu schöpfen und in den Trog zu gießen, weiter kümmert dich Nichts, denn dieser Rinderhirte wird das Wasser herbeiholen, ohne daß Jemand von seiner Tätigkeit Etwas merken soll.“ Also bedankte er sich beim Schwager und gieng mit dem Rinderhirten nach Haus, wo die Ochsen schon ungeduldig um den Trog sich scharten und nach der Tränke verlangten. Der ganze Hof hatte sich versammelt, um dem Schauspiele beizuwohnen. Nun zog der Prinz nur einen Kübel Wasser herauf und schüttete es den Ochsen in den Trog; die Ochsen tranken in großen Zügen, indeß der Rinderhirte von keinem Menschen wahrgenommen, unermüdlich Wasser zugoß. Der Kaiser fand vor Erstaunen keine Worte, als er sah, wie hundert Ochsen mit einem Kübel Wasser getränkt wurden. Später gieng der Rinderhirte wiederum unbemerkt seines Weges.

Nach einiger Zeit rief der Kaiser wiederum seinen jüngsten Sohn vor sich und sagte zu ihm: „Wie ich vernehme, prahlst du damit, du könntest den eisernen Mann vorführen.“ Der arme Prinz beteuerte hoch und heilig, es wäre ihm so Etwas nie eingefallen, doch der Kaiser ließ ihn nicht zu Worte kommen: „Schwatz nicht so viel,“ fuhr er ihn an, „tust dus nicht, verlierst du deinen Kopf.“ Weinend gieng der Arme zu seiner Gemahlin zurück, die fragte ihn sogleich um den Grund seines Weinens: „Warum weinst du?“ Er erzählte ihr die Forderung seines Vaters. Hierauf antwortete sie: „Geh wiederum zu den Brunnen und ruf hinab: „O Schwager! O Schwager!“ er wird sich dir anmelden und zornig erwidern: „Zum Henker mit einem solchen Eidam!“ aber du entgegne: „Um Gotteswillen! die Not drängt mich zu dir!“ und erzähl ihm der Reihe nach, was man für eine Zumutung an dich gestellt.“

Er folgte dem Rate seiner Gattin, gieng zum Brunnen, und rief: „O Schwager! O Schwager!“ Der Angerufene ließ sich zornig vernehmen: „Zum Henker mit einem solchen Eidam, was willst du wiederum?“ Gab er zur Antwort: „Um Gottes Willen, Schwager! die Not treibt mich zu dir; mein Vater fordert, ich soll den eisernen Mann vor ihn führen, damit er mit ihm eine Unterredung pflege.“ Antwortete der Schwager: „Wart ein Bischen; jetzt komm ich heraus, brauchst dich nur nicht zu entsetzen und Angst zu haben.“ Es verstrich nur eine kleine Weile, da erschien der eiserne Mann. Groß ist er und furchtbar anzuschauen! Hinter sich schleppt er eine Keule her, die wühlt die Erde auf, eine Furche dehnt sich hinter ihm her, gleichsam als ob acht Ochsen ackerten.

Als der Kaiser in weiter Ferne den eisernen Mann herannahen sah, erschrak er gewaltig, ließ die Burg gut

verschließen, flüchtete auf die obersten Warttürme und sperrte sich dort ein. Bei seiner Ankunft klopfte der eiserne Mann recht artig an und bat man möge ihn einlassen, wie er aber sah, daß ihm Niemand Beachtung schenkte, fuhr er mit der Faust in die Tore, die zerbarsten dröhnend unter dem wuchtigen Schlage in Stücke; so öffnete er der Reihe nach alle Thüren und trat endlich vor den Kaiser. Sobald er ihm gegenüberstand, fragte er ihn: „Wozu hast du mich bestellt?“ Doch der Kaiser schweigt, als wäre er stumm geworden. „Ja, was hast du denn mit mir?“ sprach entrüstet über diese Aufnahme der eiserne Mann und versetzte dem Kaiser einen Hieb in die Stirne, daß er sofort die Seele aushauchte. Hierauf setzte der eiserne Mann seinen Eidam zum Kaiser ein, und so herrschte der jüngste Sohn des Kaisers sammt seiner Gemahlin bis an sein Ende.





148.

Die böse Schwiegermutter.

Der Sohn eines Kaisers kam auf einem Spaziergange an einen Ort, wo sich Mädchen zum Reigentanze versammelt hatten und verweilte ein Weilchen dort, um dem Mädchenreigen zuzuschauen. Alle anwesenden Mädchen nahmen an dem Reigen teil, bis auf drei wunderschöne Mägdlein, die saßen abseits und sahen gleichsam verschämt dem Reigen zu. Sobald sie der Kaisersohn erblickte, trat er an sie heran, fragte sie, ob sie heiratslustig wären, und wenn ja, wen sich jede am liebstem zum Gatten wünschte. Das eine sagte, sie wünschte einen Müller zu heiraten, denn er habe genug Brod; das zweite meinte, ein Schäfer wäre ihr am angenehmsten, denn er habe genug Milch; das dritte aber sprach aufseufzend: „Ach! wüßte des Kaisers Sohn, was er für Nachkommenschaft mit mir zeugen würde, er ließe sich schon morgen mit mir trauen.“ „Das wäre?“ fragte neugierig der Prinz, und sie antwortete: „Zwei Söhne mit goldenen Händen und eine Tochter mit einem goldenen Stern auf der Stirne; ja gleich bei der ersten Niederkunft.“

Wie dies der Kaiserssohn hörte, nahm er sie sogleich mit nach Haus, gieng mit ihr in die Kirche, und ließ sich trauen. Kurze Zeit darauf blieb sie schwanger. Dieser Kaiserssohn hatte keinen Vater mehr sondern nur eine Mutter, ein über alle Maßen böses Weibsstück, die ihren Sohn immer und besonders jetzt bitter haßte, wo er von der Straße weg ein Mädchen sich angetraut, und so sann sie auf das Verderben seiner Gattin, ihrer Schnur. An dem Tage, wo die junge Kaiserin ihre Niederkunft hatte, war der Kaiser zufällig auf die Jagd gezogen, indessen gebar ihm die Gemahlin zwei goldhändige Knäblein und ein Mägdlein mit goldenem Stern auf der Stirne. Als die Schwiegermutter das sah, unterschob sie der Schnur drei junge Kätzlein, die drei neugeborenen Kinderchen verschloß sie in eine Kiste und erteilte einem Diener den Auftrag, er soll dieselbe in den nahen Fluß werfen. Spät Abends mit Anbruch der Dunkelheit kehrte der Kaiserssohn nach Haus, und die Mutter eilte ihm mit der Nachricht entgegen, seine Gemahlin habe ihm drei Kätzlein zur Welt gebracht. Sogleich befahl er, man solle sie stehenden Fußes in Mitten des Burghofes schleppen, und jedermann sagen, was sie zur Welt gebracht, und jeder müsse auf sie spucken, wer sich weigert, der wird sofort geköpft. Die Diener kamen dem Befehle nach und die jammerreiche Kaiserin starb einige Tage darauf, teils aus Scham über die widerfahrene Schmach, teils in Folge der Krankheit und der Erkältung die sie sich zugezogen.

Die Kiste mit den drei Kindlein schwamm auf dem Fluße fort, und das Glück brachte sie vor das große Gehöfte und den Lustgarten eines überaus reichen Mannes, der eben vor seiner am Fluße belegenen Villa Siesta hielt. Kaum erblickte er auf dem Fluße die Kiste, befahl er sofort seinen Dienern, sie sollen sie auffangen und vor ihn bringen. Als er

die Kiste öffnete und darin die drei Kindlein erblickte, war er eben so sehr erfreut, als verwundert, ließ gleich eine Amme holen und erzog die Kinder, die Knaben bis sie wehrfähig, das Mädchen bis es heiratsfähig geworden. Eines Tages lud dieser Mann den Kaiser zum Mittagsessen ein, nach der Mahlzeit aber führte er die Gäste in den großartigen Gebäuden und Gärten herum, und zeigte ihnen die Schönheiten und Gaben Gottes, deren gleichen kein Kaiser und kein König mehr besaß. Der Kaiser staunte über diese Pracht und Herrlichkeit, am meisten aber bewunderte er die jungen Leute, die er ebensowenig erkannte, als er von ihnen erkannt ward und sprach: „Gott sei Lob und Dank für alle die Schönheiten! Hier fehlt nichts bis auf drei Dinge: ein sprechender Vogel, ein singender Baum und ein grünes Wasser.“

Darüber bekam einer der Brüder Herzeleid und sagte: „Ich mache mich auf und will diese drei Dinge suchen, damit gar nichts fehle.“ Also zog er fort in die Welt. Auf seiner Wander traf er an einem See in Mitten eines Hochgebirges einen hochbetagten Greis weiß wie ein Lamm am Ufer sitzend, der erkundigte sich um seiner Reise Ziel, und als er es ihm mitgeteilt, sprach er zu ihm: „Ich kann dir wohl Auskunft geben, wo du die gewünschten Dinge findest. Schlag die Richtung ein, in welcher ich diese eiserne Kugel werfe, dort wirst du alle drei Dinge finden, doch merke: „Wann du dorthin kommst, wird um dich herum furchtbarer Lärm und entsetzliches Geschimpfe aus tausend Kehlen entstehen, und doch wirst du Niemand sehen und Niemand wird dich nicht einmal mit dem Finger berühren, geschweige dich tödten, aber schaue nicht nach rückwärts, so lieb dir dein Leben ist, denn sonst wirst du auf der Stelle zu Stein. Sobald der Jüngling dies vernahm lief er in der Richtung hin, wo der Greis die Kugel geworfen, als

plötzlich, es war nicht anders, als ob der Himmel auf die Erde gefallen, von tausend Seiten scheltende Stimmen an sein Ohr drangen; er blickte nach rückwärts, um zu sehen wer es sei und da er Niemand sah, ergriff ihn Entsetzen und ward darüber zu Stein.

Wie sein Bruder am nächsten Tage ihn nicht zurückkehren sah, machte er sich auf den Weg, und traf auch den Greis an, der gab ihm denselben Rat wie dem Bruder. Er dankte ihm und lief in der angezeigten Richtung so schnell als möglich, da stieß er Mitten auf dem Wege auf seinen versteinerten Bruder und fieng ihn an zu herzen, zu küssen, und sein Los zu bejammern, und zugleich drang an sein Ohr das Hallo und Wehgeschrei von tausend verschiedenen Stimmen; Entsetzen erfaßte ihn, er wollte umkehren und die Flucht ergreifen, doch kaum wandte er sich um, versteinerte auch er an seines Bruders Seite. Die Schwester harrte vergeblich auf ihre Rückkunft, verfolgte am nächsten Tage ihre Spuren, geriet ebenfalls an denselben Greis und erfuhr nun den ganzen Hergang. Auch suchte er sie von dem Vorhaben selbst dorthin zu gehn auf jede Art und Weise abzubringen, „denn noch Niemand,“ sagte er, „ist von dort zurückgekehrt, und wenn wohlbewehrte Männer Entsetzen ergreift, wie könnte sich ein Mädchen, wie du bist, dem Eindrucke entziehen?“ Aber dieses Bedenken schreckte sie am Allerwenigsten ab, sie sammelte ein gewisses Kraut, verstopfte sich damit gut die Ohren, drückte zum Überfluß noch die Hände drauf und sprach zu dem Greise: „Wirf du mir nur die Kugel, damit ich dorthin gehe, wo sie niederfällt, aber das eine sag mir offen und ehrlich, ob ich wirklich die Dinge, von welchen ich dir gesprochen, dort finde und ob ich meine versteinerten Brüder auch antreffen werde?“ „Ganz zuversichtlich,“ antwortete der Greis, und

schleuderte inzwischen die Kugel fort, das Mädchen aber lief ihr, so schnell es die Füße trugen in der angezeigten Richtung nach. Bei den versteinerten Brüdern angelangt, erkannte es sie und brach in Thränen aus, denn das Herz wollte ihr vor Wehe schier zerspringen; zugleich drang an ihr Ohr Etwas von dem Geschrei, aber bei weitem belästigte es sie nicht so sehr wie früher ihre Brüder, sondern es mahnte sie vielmehr an ihre Aufgabe, sie ermannte sich und lief weiter dorthin, wo die Kugel niedergefallen. An Ort und Stelle sah sie vor sich eine Felsenhöhle und darin das Vöglein, das flog ihr im selben Augenblicke auf die rechte Schulter und sprach: „Gott sei Dank! Wie lange Zeit warte ich schon auf dich!“ über dies setzte es hinzu: „Jetzt komm zu dem See dort hin, schöpfe grünes Wasser ein und brich ein Zweiglein von dem singenden Baume ab, und kommen wir zu deinen Brüdern, bestreiche sie, damit sie ins Leben zurückkehren.“ Sie tat so und bei der Rückkehr bestrich sie ihren Brüdern, die gewannen im selben Augenblicke wieder Leben und Athem, und so kehrten sie alle nach Haus zurück.

Über ihre Ankunft war ihr Pflegevater außerordentlich erfreut, und noch mehr als er die bewußten drei Dinge sah, und sogleich ließ er ein großes Fest veranstalten, zu dem Feste lud er auch den Kaiser zu Gast. Nun sprach der Vogel: „Herr! bei der Tafel laß gar kein Besteck dem Kaiser vorlegen, damit er so mit den Händen speise.“ Der Mann folgte ihm und als der Kaiser eintraf, teilte er ihm mit, auf welche Art und Weise er die drei Dinge erlangt habe, und daß nunmehr sein Reichtum tadellos sei. Hierauf nahm man an der fertigen Tafel Platz. Wie der Kaiser bemerkte, daß ihm kein Besteck gelegt worden, rief er ärgerlich aus: „Was soll das bedeuten? Wie soll ich denn essen?“

„Ganz schön," antwortete der Vogel, „mit Mühe, so wie sich bisher hier deine beiden Söhne und deine Tochter abmühten. Tu nun Buße, weil du himmelschreiendes Unrecht verübt, als du deine Gemahlin, deiner Kinder Mutter von der Welt gebracht hast; dies hier sind deine Kinder, an deren Stelle deine ruchlose Mutter drei Kätzlein unterschoben." Der Kaiser war über diese Enthüllung hocherfreut, stürzte zu den Kindern und diese zu ihm hin, und sie umarmten und küßten sich nach Herzenslust; darauf zogen sie von dort weg nach Haus. Der Kaiser ließ seine Mutter sogleich bei seiner Ankunft hinrichten, die Söhne aber verheiratete er an demselben Tage, wo auch die Tochter Hochzeit feierte.





149.

Alles, wies einem bestimmt ist.

Es war einmal ein Mann, der war so bitter arm, daß er zuletzt des Lebens überdrüßig wurde. Gieng in den Hain, wollte von einem Baum herunterspringen und sich den Hals brechen. Eben beginnt er auf einen Baum hinaufzuklettern, siehe da, kommt ein Mann dahergeritten auf einem Pferde grün wie Gras: „Was willst du da anfangen?“ frägt der Reiter. Nun erzählte er, wie er das ewige Gefrett in Armut satt bekommen, und jetzt wolle er vom Baum hinunterspringen und sich den Hals brechen. Darauf entgegnete ihm jener zu Pferde: „Dir ists nicht bestimmt, daß du durch einen Sprung von diesem Baum den Hals dir brichst, du würdest dir nur die Hand oder den Fuß brechen und müßtest dein Lebelang noch in größerem Elend leben. Dir sind noch volle dreißig Jahre beschieden. Doch folg mir nur und du wirst fortab ein glücklicher Mensch sein.“

Nun gieng der zu Pferde voraus, ihm folgte der andere. Sie giengen und giengen, endlich bogen sie in ein Haus ein. Die Thüre öffnet sich vor dem Fremden von selbst.

Wie sie in die Stube eintreten, sitzt da ein Mann zu Tische beim Mittagsessen. Da zieht Jener sein Messer und haut den Mann in lauter kleine Stücke zusammen. Vorwärts, in ein anderes Haus. Jener versetzte mit dem Messer dem Hausherrn nur drei Hiebe: auf den Hals, die Mitte des Leibes und auf die Füße. Dann giengen die Zwei wieder weiter. Jetzt sind sie schon in einem dritten Hause. Im dritten Hause zog Jener das Messer und schwang es einfach gegen den Hausherrn, und schon lag der Mann todt. Dies alles sah der Mann mit an, der sich hat erhängen wollen. Er und sein Führer blieben aber allen unsichtbar. Fragte er nun den zu Pferde: „Warum hast du jenen ersten ganz in Stücke gehauen, dem zweiten aber blos drei Schläge versetzt und zuletzt gegen diesen dritten blos das Messer geschwungen?“ Darauf entgegnete ihm der Mann auf dem grünen Pferde: „In jenem ersten Manne wohnte eine sündige Seele, die wollte um keinen Preis den Körper verlassen, darum hab ich ihn ganz zerstückelt, bis ich die Seele aus dem Leibe vertrieben. Die Seele des zweiten Mannes war weniger sündbeladen, da genügten schon drei Schläge. Die Seele dieses dritten Mannes aber ist ganz und gar gerecht, ich schwang blos das Messer gegen sie und schon sprang sie mir von selbst in den Busen. Doch merk jetzt gut auf, was ich dir sagen werde: du wirst noch dreißig Jahre leben und ein glücklicher Mensch sein. Des Kaisers Sohn liegt schwer krank darnieder. Alles glaubt, er müsse ganz gewiß sterben, doch es wird ihm nichts geschehen. Geh du nun geradenwegs zum Kaiser und sag du ihm, du wärst ein Arzt, du könntest leicht seinen Sohn gesund machen, doch dürftest du sonst Niemand mehr so heilen. Gib ihm was immer ein, sei es auch nur ein Bischen Wasser aus der hohlen Hand.“ Nachdem er dies gesprochen, verschwand er.

Nun machte sich der Mann auf den Weg, begab sich geradenwegs zum Kaiser und sprach: „Ich bin ein Arzt, ich kann leicht deinen Sohn gesund machen, doch ich darf dann niemand mehr so heilen.“ Der Kaiser versprach ihm, er wolle ihm geben, was immer er nur verlangen mag, wofern er ihm nur seinen Sohn wieder gesund mache. Da nahm er denn zum Schein ein Bischen Wasser und noch mancherlei und gab den Quark dem Sohn des Kaisers ein. Bei Gott, des Kaisers Sohn genas, und der Kaiser beschenkte den Arzt so reich, daß es keinen glücklicheren Menschen auf der Welt mehr gab, als er war. Wohin immer des Kaisers Sohn zog, überallhin begleitete ihn sein Arzt, der schlief mit ihm, der aß mit ihm. Als sie einmal zu Pferde hinaus ins Freie zogen, um zu lustwandeln, siehe da jenen Mann auf grünem Roße. Da frägt der Mann auf dem Grünen seinen alten Bekannten: „Wieviel Jahr sind wohl seit dem verstrichen?“ Antwortete der Arzt: „Ich denke fünf, vielleicht schon sechs.“ „Nein, bei Gott, nicht fünf oder vielleicht schon sechs, es sind schon volle dreißig Jahre hin, doch vorwärts, sporn dein Roß ein wenig an, daß wir des Kaisers Sohn erreichen!“ Wie sie beide nun in einen etwas rascheren Trab einschlugen, blieb der Mann auf dem Grünen ein wenig zurück, zog sein Messer und zuck! stach ihms zwischen die Rippen. Jener fällt ohne Laut todt zu Boden. Der Mann aber zu grünem Roß, das war der heilige Erzengel.





150.

Mein ist der Vorderste.

Es war einmal ein Mann und ein Weib, das wollte immer das letzte Wort behalten, während ihr der arme Mann um des lieben Friedens Willen stets recht geben mußte. Einmal als sie vor dem Hause saßen, flog dort eine große Schaar Kraniche vorüber, der Kranich aber an der Spitze des Keiles hatte allen anderen einen tüchtigen Vorsprung abgewonnen. Mit den Blicken den Flug der Kraniche verfolgend, sagte das Weib zum Manne: „Schau, Mann, wie der eine Kranich allen anderen voran fliegt, es ist just der meinige.“ „Nein, Weib,“ antwortete der Mann, „das ist der Vorderste und das Oberhaupt der übrigen Kraniche; ich bin aber dein Oberhaupt, folglich gehört der Vorderste mir.“ „Nicht dir, mir gehört er,“ fiel ihm das Weib in die Rede, ein Wort gab das andere, es entbrannte ein heftiger Zwist und endlich sagte das Weib zum Manne: „Mann, wenn der Vorderste nicht mir angehören soll, so sterbe ich.“ „So stirb denn meinetwegen,“ entgegnete der Mann, „einmal will ich doch auch das letzte Wort behalten.“

Das Weib legte sich nieder und tat als wäre sie gestorben. So lag sie regungslos die ganze Nacht da. Als der Morgen anbrach, sagte der Mann zu ihr: „Steh auf sonst geh ich gleich Weiber rufen, damit sie dich baden und aufbahren.“ „Gehört aber der Vorderste mir?“ fragte sie, und er antwortete: „Nun und nimmermehr.“ „Gut denn,“ versetzte sie, „mögen sie kommen und mich baden.“ Hierauf gieng der Mann fort, bestellte die Weiber, die badeten seine Gattin und sie bahrten auf. Bei dieser Gelegenheit beugte sich, gleichsam vor Schmerz gebrochen, der Mann über sie und wispelte ihr zu: „Steh auf, oder ich gehe und laß dich beläuten.“ „Gehört aber der Vorderste mir?“ fragte sie, und als ers wiederum verneinte, sagte sie: „So geh, kannst mir ausläuten lassen.“ Als schon der Augenblick da war, wo man sie zu Grabe tragen sollte, wispelte ihr der Mann wiederum zu: „Steh auf, es kommt gleich der Pfaffe mit den Chorknaben, um dir das Geleite zu geben.“ „Gehört aber der Vorderste mir?“ und da er es wiederum verneinte, sagte sie: „Gut, so mögen sie mich hinaus auf den Gottesacker schaffen.“ Inzwischen traf der Pfaffe mit den Chorknaben ein, es versammelte sich eine große Menge Leute, man schaffte das Weib in den Hof und während der Priester das letzte Gebet herabsagte, neigte sich scheinbar weinend der Mann über sie und wispelte ihr zu: „Steh auf, du Unglücksweib! siehst du denn nicht, daß man dich zu Grabe tragen will?“ „Gehört der Vorderste mir?“ fragte sie und da er es wiederum verneinte, gab sie zur Antwort: „Gehört er nicht mir, so mögen sie mich ins Grab legen.“ Hierauf trug man sie auf den Friedhof und nachdem man sie in die Grube hinabgelassen, warf der Priester nach Brauch und Sitte eine Scholle Erde auf den Sarg und entfernte sich. Nun sagte der Bauer zu der versammelten

Menge: „Geht nur, liebe Brüder, ruhig in mein Haus zurück, ich komme gleich nach, ich will sie allein mit Erde zu decken, denn so hab ich ihrs gelobt.“ Hierauf entfernten sich einige, einige blieben zurück, der Mann aber ließ sich in die Grube hinab und schrie seinem Weibe durch den Sargdeckel zu: „Steh auf, du verfluchtes Weib! Jetzt wird man dich mit Erde bedecken!“ „Gehört aber der Vorderste mir?“ fragte sie, und weil ers verneinte, gab sie ihm zur Antwort: „Lieber Mann, wenn er nicht mir gehört, geh nur ruhig nach Haus, gib den Leuten auf mein Seelenheil zu essen und trinken, mich aber mag man immerhin begraben.“ Als der Mann sah, daß nichts verfangen will, hob er den Deckel vom Sarge auf und sagte: „Steh auf, dein ist der Vorderste, daß dich der Teufel doch holte!“ Da sprang das Weib in ihr Leichentuch gehüllt auf, und fieng an, den Leuten nachzurennen und zu schreien: „Bleibt stehen, Leute, mein ist der Vorderste! mein ist der Vorderste!“ Bei ihrem Anblick glaubten die Leute, sie wär ein Vampyr geworden und liefen in wilder Flucht davon, der Pfarrer aber glaubte als er sie schreien hörte: „Mein ist der Vorderste!“ sie meine ihn, und rannte aus Leibeskräften, indessen war das Weib an allen Leuten vorbeigeeilt und stürmte ihm nach fortwährend schreiend: „Bleib stehen, Pfäffelein, mein ist der Vorderste!“ und als der Pfarrer sah, daß sie ihn bald einholt, sank er vor Entsetzen zusammen, sie aber stürzte an ihm vorbei immer schreiend: „Mein ist der Vorderste!“ und kam so zu Hause an





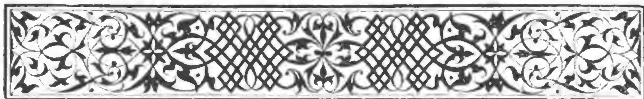
151.

Die alte Burg bei Kopreinitz.

Nicht weit von Kopreinitz dehnt sich eine weite Gebirgskette aus, die führt den Namen: „Die alte Burg." Man sagt, daß auf einem der Berge, der gleichfalls „die alte Burg" heißt, in alter Zeit die Burgveste des Königssohns Marko gestanden. Als einst Königssohn Marko gegen die Türken in den Krieg zog, sagte er zu seiner Frau: „Schau, liebe Frau, ich muß jetzt in den Krieg gegen die Türken ziehen und weiß nicht, ob ich aus dem Kampfe je zurückkehren werde; ich übergebe dir deshalb das Königreich und hoffe, daß du eine milde Herrschaft führen wirst. Noch dies eine muß ich dir ans Herz legen, du sollst die Steuer nicht um einen Kreuzer erhöhen; denn kehre ich zurück, so mußt du mir Rechenschaft ablegen über deine Verwaltung des Reiches." Am nächstfolgenden Tage zog Marko mit seinen Reisigen ab und blieb drei volle Jahre im Felde. In der Zwischenzeit erhöhte seine Frau die Steuern um einen Kreuzer. Sie meinte ihre reichen Leibeigenen werden diese unansehnliche Auflage gar nicht fühlen. Sie erwarb

sich aber auf diese Weise doch einen großen Reichtum. Marko kehrte nach Ablauf der drei Jahre nach Haus zurück und fragte noch auf der Thürschwelle die Frau: „Wie hast du geherrscht?" Die Frau antwortete: „Aufs Beste." Darüber war Marko hocherfreut. Nach dem Abendmahl führte sie ihn in das Gemach, wo ihre Schätze aufgehäuft lagen und sagte: „Schau mal her, mein Marko, du herrschtest so viele Jahre und hast dir nicht soviel erworben, als ich bloß in drei Jahren, und ich hab doch die Steuer nur um einen Kreuzer erhöht." Darüber geriet Marko in gewaltigen Zorn. Er verfluchte so fürchterlich seine Frau, daß die ganze Stadt mit allem was darin war, augenblicklich in die Erde versank. Wo einst die weißschimmernde Burg stand, da finden sich nunmehr wenige Ziegeln; keine Spur mehr von der einstigen Herrlichkeit. Die Burg lag auf jenem hohen Berge, und nach ihr heißt jetzt die ganze Gebirgskette „die alte Burg."





152.

Der wunderbare Zaum.

Es war einmal ein Jäger, der gieng Tag für Tag auf die Jagd und pürschte auf Waldtiere jeder Art. Zu seinem großen Leid erkrankte er aber gerade in der Fastenzeit und schleppte sich so fort bis Ostern. Da nahm er unter schwerer Pein und Qual gerade am Ostertag seine Flinte, warf sie um die Schulter, und steckte seine zwei Pistolen und den Jatagan in den Gürtel. Legte sich die Achselschärpe voll Pulverhülsen und Blei um, dann seine Ziegenhaartasche mit den Wegkuchen, und machte sich so ausgerüstet ins Hochgebirge auf. Als er so durchs grüne Gebirge hin wandelte, gewahrte er auf einmal vor sich einen großen See. Er näherte ein wenig dem See und erblickte irgend ein Wesen, das tauchte bald auf bald unter. Jetzt schiens dem Jäger, es wär ein Hirsch, dann wieder schiens ein grünes Pferd zu sein. Er legte schnell seine Flinte ans Auge und zielte. Wie er so durch das Zielloch blickte, schiens ihm wieder ein Hirsch oder ein grünes Pferd. Ärgerlich wirft er seine Flinte ins grüne Gras hin und blickte mit freiem

Auge auf jenes Geschöpf. Er schaut genau, ists ein Hirsch, ists ein grünes Pferd, er kanns nicht ausnehmen. Darüber gerät er in Zorn, hebt seine Flinte auf, legt sie ans Auge und spricht: „Ob Hirsch, ob grünes Pferd, jetzt wirst du die Zeche bezahlen!“ Die Flinte erknallt, es donnert hin durchs Hochgebirg, getroffen sinkt zusammen der Hirsch oder das grüne Pferd. Der Jäger eilt zur Stelle hin, besieht sich das Geschöpf, o weh! liegt nicht da ein grünes Pferd!

„Was fang ich nun an? was hab ich von dem Pferd, o wie glücklich wäre ich, wärs ein Hirsch!“ So jammerte der Jäger. Klagen hilft nichts, das sah er ein, also gieng er wieder zurück. Als er auf der Spitze des grünen Gebirges stand, da rief ihm die Vila vom Berge zu: „Geh, kehr zurück zum See, nimm den Zaum vom grünen Pferd herab. Mit dem Zaum kannst du Alles in Alles verwandeln. Schlägst du auf irgend Etwas damit und sprichst du dazu, es soll sich verwandeln in das und das, es wird sich augenblicklich in das verwandeln.“ Er tat so, wie ihm die Vila vom Berge geraten. Kehrte zum See zurück, nahm vom grünen Pferd den Zaum herab und erwarb sich mit diesem Zaum großen Reichtum. Traf er irgendwo auf dem Weg eine Kuh, so gab er ihr einen Schlag mit dem Zaum und sprach dazu: „Verwandle dich in ein wunderschönes Pferd!“ und augenblicklich verwandelte sich die Kuh in ein wunderschönes Pferd. Das Pferd trieb er auf den Markt und verkaufte es um teueres Geld. Traf er zum Beispiel auf dem Wege eine ganze Heerde Ochsen oder Schafe, so fuhr er einfach mit dem Zaume über die Heerde hin und sprach: „Ich will, ihr sollt euch augenblicklich in wunderschöne Pferde verwandeln.“ So geschahs auch jedesmal. Da achtete er nicht im geringsten, wem das liebe Vieh gehörte, er verkaufte es einfach und sackte ruhig das Geld

dafür ein. Auf diese Weise wurde er ein sehr reicher Mann, als wär er irgend ein Pascha.

Der Jäger war harmlos von Gemüt und kannte nicht die Tücken eines Weiberherzens. Zu seinem großen Leid erzählte er seinem Weib von der wunderbaren Kraft seines Zaumes. Sein Weib haßte ihn schon seit langer, langer Zeit und blickte mit scheelen Augen auf sein Glück und seinen Reichtum. Schon lange trug sie sich mit der Absicht herum, sie werde ihm auf irgend eine Weise bei günstiger Gelegenheit einen furchtbaren Schaden zufügen. Noch am selben Abend nahm sie den Zaum, und kaum war der Mann eingeschlafen. gab sie ihm einen Schlag mit dem Zaum und sprach dazu: „Bisher warst du mein Ehegemahl, von nun ab wirst du ein Schäferhund sein.“ Im selben Augenblick verwandelte sich ihr Mann in einen großen Schäferhund. Da floh der Ärmste von Haus und Hof und begab sich zu den Schafen in die kaiserliche Hürde. Lange Zeit wachte er so sorgsam über die kaiserlichen Schafe, und wollte irgend jemand unterm lieben Himmel den Schafen einen Schaden antun, ob Wolf, ob Bär, ob Mensch, er fieng ihn ein und erwürgte ihn.

Dieser Kaiser hatte zwar recht viel Kinder, doch hatte er nie an ihnen Freude; denn sobald die Sultanin ein Kind geboren, augenblicklich raubte die Vila vom Berge das Kind. Als nun der Kaiser die große Wachsamkeit und Treue seines Schäferhundes bemerkte, da beschloß er in der Trauer über das Unglück seiner Sultanin, daß der Schäferhund über das jüngste Kind wachen soll. Es war um Mitternacht, da erschien dir die Vila vom Berge und wollte das kaiserliche Kind wegstehlen. Der Hund spitzte die Ohren, packte im Nu die Vila und befreite das Kind. Kaum fieng der Morgen an zu grauen, so schickte schon eiligst der Kaiser

seine Diener hin, damit sie sehen, ob das Kind geraubt worden sei. Sie kommen hin, welch Wunder erblicken sie da! Des Kaisers Sohn ist am Leben, die Vila aber festgehalten vom Schäferhunde. Sie meldeten dies alsogleich dem Kaiser, der war gar hoch erfreut darüber und hieng zum Danke eine Medaille aus lauterem Golde dem Schäferhunde um den Hals. Nun sann der Schäferhund nach, wie er wohl vor seinem Weibe Gnade finden könnte, und so beschloß er denn zu seinem Weibe hinzugehen, weil er sich dachte, sein Weib werde nach der goldenen Medaille Gier tragen.

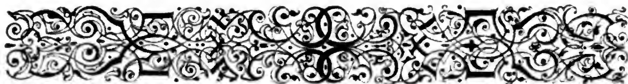
Wie er sichs vorgenommen, so tat er auch, trat vor sein Weib hin und bat sie: „Liebes Weib! nimm den Zaum, gib mir mit ihm einen Schlag und verwandle mich wieder in einen Menschen, in deinen Mann.“ Das Weib voll Teufeleien, wollte grade das nicht tun, um was sie ihr Mann bat; nahm den Zaum, gab ihrem Manne damit einen Schlag und sprach: „Bisher bist du ein großer Hund gewesen, von nun an wirst du ein kleines Schoßhündchen sein.“ Und wirklich verwandelte er sich auf der Stelle in ein kleines Schoßhündchen. „Was fang ich nun an?“ dachte sich im stillen das Schoßhündchen, „bisher bin ich ein großer Hund gewesen und konnte mir schön mein Brod verdienen, indem ich Schafe hütete, doch wer wird nun mich leidbeladenes Schoßhündchen aufnehmen wollen?“ Das arme Schoßhündchen erfuhr von da ab gar mancherlei Ungemach, es irrte durch Dick und Dünn in der Welt herum und war froh, wenns irgendwo einen benagten Knochen oder eine trockene Brodrinde fand. So konnte es wenigstens den Hunger stillen. Also frettete sich das Schoßhündchen die längste Zeit, bis es sich einmal einem Jäger zugesellte. Der Jäger hatte seine große Freude an dem Hündchen, denn so oft er pirschen

gieng und irgend ein Edelwild oder einen Vogel im Busch erblickte, brauchte er bloß mit dem Auge zu winken, im Nu fieng das Hündchen das Tier ein und trugs lebendig zu seinem Herrn hin. Der Herr pflegte den Fang zu verkaufen und erwarb sich auf diese Weise großen Reichtum.

Lange Zeit diente das Schoßhündchen also treu und redlich seinem Herrn, bis es endlich auch dieses elende Leben satt bekam. Es gieng nun wieder zu seinem Weibe und bat es flehend: „Liebes Weib, nimm den Zaum, gib mir einen Schlag mit ihm und verwandle mich wieder in einen Menschen.“ Das Weib ein wahres Teufelsweib, nimmt den Zaum, gibt mit ihm dem Schoßhündchen einen Schlag und spricht: „Bisher bist ein Schoßhündchen gewesen, von nun ab sollst du Zaunkönig ein winziges Vöglein sein.“ „Was fang ich nun an, sprach nun zu sich im Stillen ihr Mann?“, der jetzt in einen Zaunkönig verwandelt war, „bis nun konnte ich mich noch schlecht und recht durch die Welt schlagen, doch nun ists auch damit aus! O weh mir, bin ein wahrer Unglücksvogel!“ Der arme Zaunkönig tummelte sich nun ziellos von Wald zu Wald, von Hain zu Hain, von Flur zu Flur, von Dorf zu Dorf, froh wenn er irgendwo ein Körnlein Nahrung fand. Inzwischen verheiratete sich sein Weib mit einem anderen Manne und lebte mit ihm in Gemeinschaft. Als nun einmal der Zaunkönig auch dieses Leben satt bekam, schlich er sich in sein altes Haus hinein, fand den Zaum, der hieng an einem Nagel. Er pickte mit dem Schnabel auf den Zaum und sprach: „Bisher bin ich ein Zaunkönig gewesen, fürder will ich ein Mensch sein!“ Und wirklich verwandelte er sich augenblicklich in einen Mann. Nun nahm er den Zaum, gab seinem Weib einen Schlag damit und sprach: „Bisher bist du ein Weib gewesen, von nun ab sollst du eine Stute sein; geh, du wirst

bis an dein Lebensende, Frucht austreten!“ Augenblicklich verwandelte sich sein Weib in eine Stute und mußte Dornen austreten, und wenn sie noch lebt, muß sies noch immer tun; ihr Mann aber hatte es nun durch eigene Erfahrung weg, wie man mit dem Weibervolk umgehen muß.





153.

Der heilige Sabbas und der Teufel.

Der heilige Sabbas zog einmal durch ein Hochgebirge und begegnete dem Teufel. Sobald ihn der Teufel erblickte, entsetzte er sich und wollte die Flucht ergreifen, aber es war zu spät, sie trafen auf dem Wege zusammen. Der heilige Sabbas zum Teufel: „Grüß dich Gott," und jener antwortete: „Das geht dich gar nichts an." „Wie gehts?" fragte der heilige Sabbas weiter, und dieser entgegnete: „Kümmerts dich was, wies mit mir steht?" „Wohin des Weges?" erkundigte sich der Heilige, doch der Teufel erwiderte: „Auch das geht dich gar nichts an." „Was möchtest du für ein Geschäft wohl betreiben?" fragte ihn der Heilige. „Am liebsten möchte ich," meinte der Teufel, „Gärtnerei betreiben, wenn ich fetten Boden und einen solchen Mitarbeiter hätte." Da sagte der heilige Sabbas zum Teufel: „Hör mal, lieber Wahlbruder, wenn du gerade auf die Gärtnerei versessen bist, so will ich dein Mitarbeiter sein, doch laß uns zuerst ein Übereinkommen treffen, wie wir zuerst an die Arbeit gehen sollen, wer säen und wer die Sämereien beschaffen soll," und der Teufel antwortete:

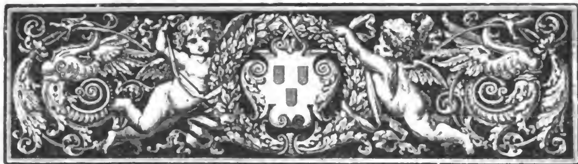
„Bei Gott, wiewohl es mir widerstrebt mit dir in Gemeinschaft zu arbeiten und ich auch keineswegs gesonnen bin, dir mich unterzuordnen, dennoch will ich mit dir einen Vertrag schließen, damit nur die Arbeit in Angriff genommen werden kann." Nun kamen sie überein zuerst schwarze Zwiebeln zu pflanzen; gesagt, getan. Als die Zwiebeln hervorsproßen, kam öfters der Teufel nachsehen und hatte seine Freude an den schönen Stengelblättern, beachtete aber nicht, was am Stengel in der Erde sei. Als der Zwiebel am schönsten aufgeschossen war, bestellte der heilige Sabbas den Teufel, der traf auch pünktlich ein. „Wohlan," sagte der heilige Sabbas zum Teufel, „die eine Hälfte gehört mir, die andere dir, du kannst nach Belieben wählen." Der Teufel konnte nicht umhin beim Anblick der schönen Stengel den Teil über der Erde für sich in Anspruch zu nehmen, der Heilige aber begnügte sich mit dem in der Erde. Als die Zwiebeln zu reifen anfiengen, kam der Teufel öfters nachsehen, war indessen nicht sehr vergnügt, da er sah, daß die Stengel Tag für Tag mehr verfaulen und austrocknen. Die Zwiebeln wurden reif, während die Stengel vollends verwelkten. Zuletzt kam der Heilige, zog die Zwiebel aus der Erde und trug sie mit sich fort. Darüber wurde der Teufel sehr traurig und beschloß einen neuen Vertrag mit dem heiligen Sabbas abzuschließen und zwar säeten sie diesmal Kraut, wobei der Teufel sogleich bemerkte: „Ich nehme den Teil in der Erde, du aber den über der Erde." So geschahs auch.

Das Kraut wuchs dir, lieber Bruder, immer herrlicher auf und dehnte die Blätter aus, bis endlich auch Häupte sich bildeten. Der Teufel dachte bei diesem Anblick: „Wenn schon über der Erde so ein Ball ist, wie groß muß erst der in der Erde sein," und war recht guter Dinge. Im Herbst kam der heilige Sabbas, schnitt die Krauthäupter

ab und ließ dem Teufel die faserigen Wurzeln zurück. Eine Weile drauf trifft der Teufel ein. Geigen= und Flötenspiel, übermütiger Sang und Klang und große Gesellschaft begleiten ihn. Kaum aber zog er eine Wurzel heraus und sah, daß nichts an ihr hieng, ergriff ihn Schwindel vor Ärger und Qual. Nun bat er inständig den heiligen Sabbas er soll noch einen Vertrag mit ihm eingehen und zwar bauten sie diesmal Erdäpfel an, unter der Bedingung, daß der Teil in der Erde dem Heiligen zufalle, der von oben dem Teufel. Also kamen sie überein und bauten Erdäpfel an. Die Erdäpfel keimten hervor, zuerst zeigten sich die Stengel, dann die Blätter, die Blüten und endlich die grünen Beeren. Da lachte der Teufel und verhöhnte den heiligen Sabbas. Doch im Herbste als die Erdäpfel reiften, fielen die Stengel ab und verfaulten sammt den Beeren. Grub der Heilige die Erdäpfel aus und kehrte froh heim. Der Teufel glaubte vor Ärger er müsse platzen, da er sich so betrogen sah, und es reute ihn, daß er überhaupt mit dem Pfaffen sich eingelassen, doch er schloß trotzdem einen neuen Vertrag mit ihm ab. Sie säeten nun Weizen an unter der Bedingung: Was über der Erde wächst gehört dem Heiligen, was in der Erde dem Teufel. Als der Weizen in Ähren aufschoß kam der Teufel, stellte sich beim Anblick der schönen Halme an das Gehege und sprach: „Wie doch aus einem winzigen Korne ein so langer Stengel hervorsproß!“ Im Herbste berief der heilige Sabbas Mäher, die brachten die Frucht ein und ließen dem Teufel das dürre Stoppelfeld zurück. Da fieng der Teufel vor Wut an zu weinen und sagte in seinem Zorne: „Bei Gott, Pfaffe, just will ich noch einen Weingarten mit dir pflanzen, mags kommen wie immer, betrügst du mich auch diesmal so ists aus mit unserer Freundschaft.“ Also pflanzten

sie einen Weinberg an. Im dritten Jahre als sich sehr schöne Trauben zeigten, trafen die zwei wieder zusammen, damit sich jeder seinen Teil nehme. Nun fragte der heilige Sabbas den Teufel: „Was willst du lieber Compagnon, die Tauche oder den dicken Trester?“ und der Teufel antwortete: „Bei Gott, ich lobe mir den dicken Trester, ich pfeif dir auf deine Tauche.“ Als die Trauben reif waren, leste sie der Heilige ein, warf sie in einen Bottich und zog den Wein ab, dem Teufel aber ließ er den Trester über. Jetzt aber, lieber Bruder, bekam der Teufel einen guten Gedanken, übergoß den Trester mit Wasser, verfertigte einen Kessel und braunte Branntwein. Da besuchte ihn der heilige Sabbas und fragte ihn: „Was soll denn das, Compagnon?“ Antwortete der Teufel: „Branntwein brenne ich, Wahlbruder!“ „Laß doch mal verkosten, Compagnon,“ versetzte der Heilige, „obs auch wohl was heißt.“ Der Teufel schenkte ihm ein Glas voll ein. Der heilige Sabbas setzt an, schlürft einmal, dann ein zweitesmal und beim drittenmal spricht er einen Segen und schlägt ein Kreuz, worauf der Teufel: „Bei Gott, es sei dieser Trank für den Greis eine Stärkung, für den Jüngling eine Pest.“ Mit diesen Worten ergriff er die Flucht und verschwand, und seit dieser Zeit läßt er sich nicht mehr blicken, wo er einen Pfaffen wittert.





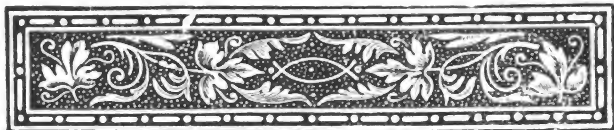
154.

Der heilige Ignatius Christophoros.

Eines Tages ackerte der heilige Ignatius und nahm so oft es ihn dürstete immer einen Schluck Wasser, aus der Kürbisflasche, die ihm am Gürtel hieng. Christus kam des Weges, bemerkte ihn und rief ihm zu: „O Ignatius!“ und er meldete sich: „Wer spricht? wer ruft mich?“ Da sagte Christus: „Grüß dich Gott!“ „Er segne dich,“ antwortete Ignatius, und Christus sagte weiter: „Komm, willst du mir einen Schluck Wasser reichen?“ „Ja wohl, Mensch Gottes, warum denn nicht?“ entgegnete Ignatius, „komm nur her,“ und Christus sagte: „Ich käme schon, könnt ich nur diesen Fluß durchwaten.“ Da ließ Ignatius seine Ochsen stehen, entkleidete sich und setzte ans jenseitige Ufer über, sah aber Niemand und rief vergeblich nach dem Fremden; schon kehrte er um, als sich seiner Christus — er sei gelobt und gepriesen — erbarmte und ihm zurief: „Wart ein Weilchen, da bin ich schon!“ Als er herankam, setzte ihn der heilige Ignatius auf die Schulter.

In der Mitte des Flußes, sagte Christus zu Ignatius: „Ignatius!“ und dieser fragte: „Was willst du?“ „Bin ich dir schwer?“ Ignatius antwortete: „Bei Gott, das bist du, als trüg ich die ganze Kraft des Weltalls.“ „Bei Gott, du hasts erraten, ich bin wirklich die ganze Kraft des Weltalls,“ erwiderte Christus und verschwand.





155.

Der Glöckner.

Es zog einmal einer in die Welt und wollte sich irgendwo als Diener verdingen. Nun traf es sich, daß er in eine Pfarre kam, wo die Teufel es nie zuließen, daß man Glocken läute. Es giengen wohl die Priester zu den Teufeln und baten die Teufel, sie sollen ihnen das Läuten erlauben, doch umsonst. Der Bursche aber sagte, die Priester wären viel zu schwach, er wolle doch selbst sehen, wer ihn am Läuten verhindern könnte. Er blieb also in dieser Pfarre und gieng gegen Abend den englischen Gruß läuten. Er ergriff das Glockenseil um zu läuten, doch es waren neun Teufel da, die wehrten es. Drauf sagte er, sie sollen ihn nur läuten lassen, er werde ihnen allen neun dafür die Pfeifen stopfen. Jetzt ließen sie ihm seinen Willen und er läutete den englischen Gruß aus. Es waren (im Turme) neun Staffeln, in jede Staffel bohrte er ein Loch und rief dann alle neun Teufel, damit er ihnen die Pfeifen stopfe. Hierauf machte er Keile und sagte zu den Teufeln, jetzt

werde er ihnen die Pfeifen stopfen. Packte einen nach dem anderen beim Schnurbart, zog den Bart durch das Loch und schlug den Keil drauf. Nun waren die Teufel festgekeilt und ließen ihr Spiel ferner sein bleiben. Er aber läutete von nun ab jeden Tag und blieb als Glöckner in der Pfarre.





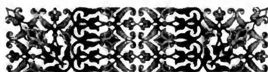
156.

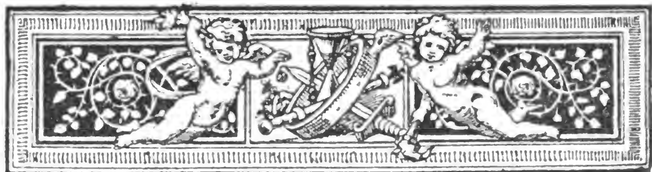
Der dicke und der magere Hund.

Es dienten einmal in einem Hause zwei Diener, der eine war dick und fett, der andere aber furchtbar mager. Diese zwei Diener waren Sonne und Mond. Fragte einmal der Herr den mageren Diener: „Wie kommts, du bist so ausgemergelt, der andere wieder so dick; du ißt ja am selben Tische wie der andere?“ Darauf entgegnete er ihm kein Wörtchen, als aber sieben Jahre verflossen waren, sprach der Diener zum Herrn: „Väterchen, nehmt eueren Säbel und begebt euch morgen um die und die Stunde an jenen Kreuzweg, und Ihr werdet zwei Hunde sehen, die sich herumbeißen. Falls der dicke Hund den mageren überwindet, ergreift eueren Säbel und schlagt solange auf ihn los, bis Ihr die Hunde auseinandertreibt; wenn aber der magere als stärker sich erweist, dann gebt Ruh.“

Zur bestimmten Stunde begab sich der Herr an den Kreuzweg, die Diener waren aber verschwunden. Die Sonne hatte sich indessen verfinstert, Alles war traurig. Er sah dort zwei Hunde, die bissen sich gar fürchterlich herum,

und beinahe hätte der dicke Hund den mageren überwältigt, schliesslich bezwang aber doch der magere den dicken. Er sprang auf ihn und zerbiss ihn so, dass er kaum noch am Leben blieb, dann lief der dicke davon, der magere aber lief nach Haus. Auch der Herr gieng heim. Fragt ihn der Diener: „Also, Herr, was habt Ihr gesehen?“ Spricht der Herr: „O weh mir, Gott soll mich nun und nimmermehr so was sehen lassen, so haben sich die Hunde herumgebissen. Vor Entsetzen bin ich kaum noch am Leben geblieben.“ Spricht der Diener: „Das bin ich und der andere Diener gewesen, doch Väterchen, nun braucht Ihr euch nit mehr zu fürchten. Von nun an wird auf dieser Seite Alles fruchtbar sein, auf der anderen Seite aber, von wo er ist, Alles unfruchtbar. Triffts einmal anders ein, so hat er mich überwältigt.“





157.

Christus und der heilige Petrus.

Einst wanderten Christus und der heilige Petrus durch die Welt und kamen zu einem Weibe, gerade als das Weib Fladen einschoß. Redete Christus sie an und bat sie: „Na, wird auch für mich ein Fladen dabei abfallen?" Das Weib war eine gutherzige Seele, kein Bettler verließ ohne Gabe ihr Haus, und da wollte sie auch diesmal nicht den Mann nur mit leeren Worten abfertigen. „Na, meinethalben, soll die da dir zufallen," sagte sie und bestimmte für ihn den kleinsten Fladen, der lag oben auf der Brotschaufel. Just wollte sie den Fladen einschießen, doch Christus ergriff sie bei der Hand: „Wart ein Bischen, ich will mir ihn bezeichnen, damit ich mir keinen anderen nehme, wann das Brot gebacken ist." Trat näher und drückte den Finger in den Fladen. Hierauf schoß das Weib den Fladen in den Ofen ein. Die zwei unbekannten heiligen Männer legten sich indessen im Schatten nieder und ruhten aus.

Jesu Fladen wuchs zusehens. In kurzer Zeit war sein Fladen größer als alle anderen. Darob wunderte sich das Weib nicht wenig. Nun reute sies, daß sie den Fladen dem Wanderer geschenkt. „Ei was," sagte sie zu sich, „muß ich ihm denn gerade den geben; ich fertige ihn mit einem anderen ab. Wär wirklich jammerschade, um den Fladen, ist so schön aufgegangen." Geht hin, knetet in aller Eile einen anderen Fladen an, drückt den Finger hinein und steckt den Fladen in den Ofen.

Nachdem die Fladen gebacken waren, rief das Weib die Wanderer und reichte Jesu den Fladen, den sie für ihn bestimmt; doch Jesus weigert sich den Fladen anzunehmen, schaut das Weib scharf an und spricht: „Weib, das ist nicht mein Fladen. Gieb mir den versprochenen!" Das Weib stellt sich dumm, will Jesu ihren anderen Fladen aufzwingen und behauptet steif und fest, das wär der rechte, er soll ihn nur nehmen. Als sie ihn durchaus nicht überreden konnte wurde sie zuletzt fuchtig und warf den Fladen Jesu an die Schläfe. Da nahm Jesus den Fladen — nicht den er bezeichnet hatte — sondern den anderen und gieng mit Petrus weiter. Nach einigen Augenblicken sprach Christus zu Petrus: „Schau mal, schau, was hab ich da auf der Schläfe, wo mir das Weib den Schlag versetzt hat?" Petrus schaute und sah eine Wunde und in der Wunde ein Würmlein. Giengen weiter. Sprach von Neuem Christus zu Petrus, er soll die Wunde anschauen, „es juckt mich und brennt mich heftig," sagte er. Schaute, und was gewahrte er? Ein Geschöpfchen, einer Fliege ähnlich, das ist gleich auf den nahen Fels hingeflogen. „Schau, Petrus," sprach der Herr, dieses Geschöpflein ist die Biene. Sie wird allezeit Wachs bereiten, ohne den wird man keine heilige Messe lesen können."

Also sind die Bienen entstanden.



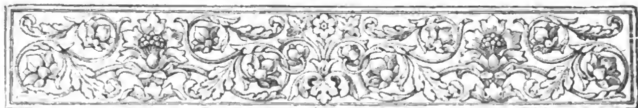


158.

Gluck und Hahn.

Es war einmal eine Gluck und ein Hahn, die giengen einmal mitsammen Haselnüsse lesen. Der Hahn sprang hinauf auf die Haselstaude. Sprach zu ihm die Gluck: „Wirf mir doch ein Haselkätzchen herab!“ Warf eines hinab, traf die Gluck auf die Augen und schlug ihr die Augen aus dem Kopf. Sprach die Gluck: „Na wart, Hähnchen, mein Gefährtchen! Warum hast mir die Augen aus dem Kopf geschlagen?“ Sprach das Hähnchen: „Warum hat mir die Geis den Strauch abgenagt?“ Sprach die Geis: „Warum hat mirs der Hirte nicht gewehrt?“ Sprach der Hirte: „Warum hat mir das Mädchen keinen Imbiß gekocht?“ Sprach das Mädchen: „Warum hat mir der Müller kein Mehl gemahlt?“ Sprach der Müller: „Warum hat mir der Wolf alles Wasser ausgetrunken?“ Sprach der Wolf: „Warum hat mir die Sonne den Pelz so stark warm gemacht?“ Sprach die Sonne: „Warum hat mirs Gott so eingesagt?“





159.

Farrenkrautsamen.

Samen vom Farrenkraut übt seine Kraft nur am Johannisfest aus, wann der Tag am längsten und die Nacht am kürzesten ist. Horch denn, liebes Kind, was sich einst zugetragen. Es hatte einmal ein Herr einen Diener. Es war an einem heißen Tage; den ganzen Tag über mähten beide auf der Wiese, und als es schummerte, kehrten sie recht müde heim. Nach dem Abendessen befahl der Herr seinem Diener, er soll die zwei Ochsen auf die Weide treiben, denn morgen müsse man auf eine weitentfernte Wiese um Gras. Der Diener folgte, wenn auch gerade nicht allzugern, denn er wäre lieber schlafen gegangen. Kaum befand er sich auf der Wiese, wohin er die Ochsen auf die Weide treiben mußte, setzte er sich müde, wie er war, auf einen Stein nieder und nickte ein. Als er erwachte, sah er die zwei Ochsen nicht mehr. Sprang schnell auf und gieng sie suchen. Lief lange umsonst herum, müd war er ohnedies, denn der kurze Schlaf hatte ihn nicht gestärkt, nun strengte ihn der schlechte Weg noch mehr an. Er fluchte schon gräulich und

schwur, daß er die Ochsen tüchtig prügeln wird, weil sie sich vor ihm versteckt. Auf einmal erblickte er sie zu seiner großen Freude in einer kleinen Schlucht, dort lagen sie ruhig zwischen Farrenkräutern und wiederkäuten. Langsam schlich er sich zu ihnen hin und holte behutsam aus, um ihnen einige recht feste Hiebe aufzustreichen. Auf einmal fuhr er ganz erschrocken zurück, denn er vernahm die Stimme des älteren Ochsen, der sprach zum jüngeren: „Wohl dir, Genosse, du wirst noch lange leben und noch gute Weile deinem Herrn dienen, ich aber werde nächsten Herbst ums Leben kommen; die Menschen werden mein Fleisch aufessen, wies schon ihr Brauch ist.“ Sprachs recht traurig zu seinem jüngeren Gefährten; eine dicke Thräne quoll ihm aus den Augen. „Im nächsten Frühling aber“ erzählte er weiter, „wirst du mit deinem neuen Herrn den Rübenacker bestellen. Wie ihr aber einige Furchen aufgeackert habt, wird aus einer Furche eine großmächtige und fürchterliche Schlange hervorkrichen. Sie wird sich auf den Herrn stürzen, der gerade das Pflugeisen führt, und ihn tödtlich in den Fuß beißen.“ „Ja wie, sollte ihm Niemand Hilfe bringen können?“ fragte der jüngere. „Niemand anderer als nur der Diener allein könnte ihm helfen. Er könnte ihm nur helfen, tät er der Schlange im selben Augenblick, wo sie sich zeigt, mit dem Kolben den rechten Weg zum Herrn weisen.“ Sprachen also, dann erhoben sie sich und giengen heim. Der Bursche gieng ruhig und in sich gekehrt hinter ihnen einher und traute sich keinem einen Schlag zu geben; so sehr war er bestürzt.

Als der Herbst ins Land kam, verkaufte der Herr wirklich den alten Ochsen. Der Fleischhauer schlug ihn nieder und schrotete das Fleisch aus. Im nächsten Frühjahr, als der Herr den Rübenacker bestellte, geschah alles, wies der

Ochs in der Johannisnacht vorausgesagt. Die Schlange kroch aus der Furche hervor und stürzte sich mit aufgerissenem Rachen auf den Herrn. Der Bursche aber paßte nur darauf und zermalmte ihr im selben Augenblick mit dem Kolben den Schädel. Der Herr stand zuerst ganz sprachlos da, als er sah, wie ihn der Diener auf so wunderbare Weise vor dem Tode errettet, dann fragte er ihn aber, woher er denn gewußt, daß es so kommen wird. Nun erzählte ihm der Diener alles haarklein, was die Ochsen gesprochen, konnte aber darüber gar keine Auskunft geben, wie so er gerade damals die Sprache der Ochsen verstanden. Er hatte nämlich nicht gesehen, daß ihm Farrenkrautsamen in die Schuhe gefallen; hätt ers aber gesehen, so hätt er gewiß die Sprache der Tiere nicht verstanden.

So hat mirs meine alte Muhme erzählt.





160.

Rosenstock und Weinrebe

Es waren einmal ein Bursche und ein Mädchen, die liebten einander gar sehr. Und der Bursche sprach zum Mädchen: „Mädchen, o du mein liebes Mädchen, hör mich an! Morgen ist großer Feiertag. Ich muß in den Wald und Holz auflesen. Während ich Holz sammle, magst du einen Blumenstrauß winden.“ So machten sie es aus und hielten getreu ihr Wort. Der Bursche sammelte Holz, das Mädchen suchte Blumen. Da hieb sich der Bursche mit der Axt in die Hand, sein Liebchen aber wurde von einer giftigen Schlange gebissen. Bursche und Mädchen starben auf einmal. Ihm grub man sein Grab vor dem Kirchlein, die Maid wurde hinter dem Kirchlein begraben. Der Bursche wuchs aus dem Grabe heraus als Rosenstock, als Weinrebe seine Maid. Nun wuchsen und wuchsen sie zugleich, Rosenstock und Weinrebe, bis sich über dem Kirchlein ihre Ranken in einander rankten und vereinten. Was sie vereint, war ihre Liebe.



Druck von Oswald Schmidt in Reudnitz-Leipzig.

Urteile der Presse über den I. Band:

„Unser gelehrter Landsmann, geleitet von der Idee, daß der Geist eines jeden Volkes am besten aus seinen Volksgebräuchen, Märchen, Liedern, Sprichwörtern und Rätseln zu erkennen sei, skizirt in diesem I. Bande in einem schönen deutschen Stiele unsere Volksmärchen, welche teils übersetzt, und teils mit eigenem Fleiße gesammelt und bis jetzt noch nirgends gedruckt erschienen sind. Jene ersten, d. i. die übersetzten, sind den ganz verläßlichen Sammlungen, als da sind von Vuk, Vrčević, Valjevac und Stojanović, entlehnt; einige sind ihm von Freunden zugekommen; und manche sind mit eigenem Fleiße gesammelt worden. Sein Stiel fließt mit einer solchen natürlichen und eleganten Einfachheit, daß es scheint, als würde man die Originalien selbst lesen."

„Vienac" ddto 12. Mai 1883 in Agram, Nr. 19, Seite 315.

„... Aus diesen kurz ausgezogenen Bemerkungen geht schon hervor, daß wir es mit einem sehr wertvollen Werke zu tun haben. Unsere berufenen Mythologen (deren Zahl leider immer geringer wird und deren Wissenschaft immer mehr aus der Mode kommt) sind sich längst darüber klar gewesen, daß bei den Slaven noch ein Quell der Märchen und Sagen fließt, der bei uns Deutschen, auch in den Alpen, Dank der Aufklärung und dem absolutistischen Polizeiregime, so gut wie versiegt ist. Aber gerade inbezug auf das slavische Volkstum ist bei uns bis jetzt sehr wenig geschehen, und wir müssen es dem Herausgeber als einem der Wenigen, welche wissenschaftliche Bildung und Verehrung des unverfälschten Volkstums zu vereinigen wissen, von Herzen danken, daß er sich einer so mühevollen Aufgabe unterzogen und dieselbe anscheinend erfolgreich durchgeführt hat. Denn der ganze Ton des Buches trägt das Gepräge der Echtheit.

Auf die Fortsetzung sind wir lebhaft erwartend gespannt. Noch einige Werke dieser Art, und wir sind endlich einmal in der Lage eine Mythologie der slavischen Völker zu fixieren, was bei der ungenügenden Beschaffenheit der wissenschaftlichen Quellenforschung bis jetzt nicht möglich war. Wie wärs, wenn Dr. Krauß eine solche Mythologie schriebe, mit der Zeit wenigstens? Er dürfte der Mann dazu sein."

Central-Organ für die Interessen des Realschulwesens 1883. Heft VII/VIII.

„Die Südslaven haben mit den Kleinrussen nicht nur den sangesvollen Mund gemein, sondern sie besitzen auch eine sagen- und märchenreiche Volksdichtung. Wie Alles, was Ovid zu sagen bestrebt war, zum Verse wurde — et quod tendabum dicere versus erat — so gestaltete sich das ganze Dichten und Denken der Südslaven zu phantasiereicher Poesie. Einen schlagenden Beweis hierfür liefern die vorstehend erwähnten „Sagen und Märchen der Südslaven von Dr. F. S. Krauß," welche derselbe zu einem großen Teile selber dem Volksmunde entnommen hat, welche er unter dem Volke selber gesammelt hat, in dessen Mitte er aufgewachsen ist und das er gründlich kennen zu lernen die beste Gelegenheit gehabt hat. So hat die dargebotene Gabe nicht nur den Wert eines reizenden

Märchenbuches, an dem sich Groß und Klein erfreuen und an dem gesunden Brunnen einer naturwahren, ungekünstelten Poesie erquicken, sondern sie besitzt auch noch die Eigenschaft wissenschaftlicher Bedeutung. Sowohl durch den poesievollen Gehalt werden diese Sagen und Märchen an sich schon allgemein als eine hochwillkommene Gabe bei Jung und Alt begrüßt werden, wie der Mann der Wissenschaft sie gewiß nicht minder freudig aufnehmen wird, findet er doch in ihnen ein reiches Material zum Studium, das ihm um so erwünschter kommen muß, als wir bis jetzt über die südslavischen Erzeugnisse der Art noch keine Sammlung besitzen, die es an Zuverlässigkeit und Treue, wie an Reichhaltigkeit bisher ungedruckter Schätze mit der vorliegenden aufnehmen kann."

Leipziger Tageblatt 1883. Nr. 154.

„M. le Dr. Krauss a voulu, comme il le dit lui même, tirer de l'obscurité des fragments du trésor intellectuel que possède un peuple hautement doué, afin qu'on reconstruise à l'aide de ces fragments la tradition ethnographique et les liens d'origine de ce peuple. A côté de la valeur qu'a le livre pour le savant et le chercheur, il ne faut pas méconnaître que ces Contes et Légendes présentent souvent un grand charme à la lecture. Du reste, la collection a été faite sans parti pris: elle a été empruntée aux Serbes, aux Bosniaques, aux Esclavons, aux diverses contrées et aux divers groupes de la famille des Slaves du Sud, et il nous semble que M. Krauss, un Saxon de Croatie, a été bercé par cette rêveuse poésie qu'il traduit dans sa langue. L'humour ne manque pas, ni même la pointe d'ironie dans certaines légendes. La série des Contes des Vilas forme tout un poème aux cent aspects divers. Aujourd'hui, nous recommandons le livre, comme un recueil plein d'intérêt et une source féconde pour les recherches sur la littérature slave. Plus tard, nous lui emprunterons quelques-uns de ses récits, afin de faire profiter nos lecteurs du travail qu'une difficulté de langage pourrait les empêcher de connaître, car le livre est, hélas! écrit en allemand!"

L'Oriental Nr. 19. v. 15/VII. 83. L. M.

„Wir hatten schon mehrfach Gelegenheit, mit Anerkennung von den Publicationen Dr. Krauß', eines Wiener Philologen, zu sprechen, und freuen uns diesmal besonders, weil er uns nun ein Werk darbietet, das, abgesehen von seinem inneren wissenschaftlichen Gehalte, auch von großem actuellen Interesse ist. Das Augenmerk der gebildeten Welt richtet sich schon seit Langem auf die Südslaven, mit denen speciell wir Österreicher in der jüngsten Vergangenheit in näheren Contact getreten sind. Es ist unsere Pflicht, uns eingehend mit den Sitten und Gebräuchen und mit der ganzen Anschauungsweise der Südslaven bekannt zu machen, wollen wir anders ihnen gerecht werden. In dieser Hinsicht ist das vorliegende Werk von geradezu unschätzbarem Werte. Wie wir aus dem Vorworte erfahren, ist der deutsche Gelehrte und Schriftsteller Krauß selbst ein Südslave von Geburt, und daß er Land und Leute gründlich

kennt, dafür zeugt jede Seite seines Werkes. Der vorliegende erste Band enthält hundertundneun Märchen, von welchen die Mehrzahl bisher noch unbekannt gewesen. Sie rühren teils aus Krauß' eigener Sammlung, teils wurden sie ihm von Freunden zur Verfügung gestellt. Sein ganzer Vorrat an südslavischen Märchen beläuft sich auf mehr als tausend Stücke, darunter zweihundert Tiersagen. Letztere namentlich, von denen der vorliegende Band dreißig Nummern enthält, sind von außerordentlicher Schönheit. Das Werk bietet uns in reicher Fülle verschiedenartige Märchenmotive dar. Wir können Krauß nur beistimmen, wenn er behauptet: „Die duftigen, blütenprächtigen Blumen werden auf deutschen Boden gewiß Wurzel fassen, gedeihen und Jung und Alt noch in späten Geschlechtern mit Entzücken erfüllen.“ — Wir können es ferner nur billigen, daß sich der Verfasser entschlossen, die Sagen und Märchen von den strengwissenschaftlichen Auseinandersetzungen gesondert herauszugeben und sie nicht mit diesen zu verquicken, damit das Werk in den weitesten Kreisen Anklang und Verbreitung gewinne. Ist das Vorwort schon sachlich gediegen gehalten, so verdient es auch als literarisches Musterstück alle Beachtung. Ein tiefes Gemütsleben verrät die sinnige Erinnerung an sein altes Mütterchen, eine croatische Bäuerin, die ihm seine Jugendzeit durch Märchenerzählen verschönte. Etwas herb ist nur der Ausfall gegen die Kunstdichtung, obgleich sehr viel Wahrheit dahinter steckt. Wir können das Buch Allen aufs Beste anempfehlen, zumal, als der Verleger durch eine gute Ausstattung das Seinige dazu beigetragen.“

Neue illustrirte Zeitung (Wien) 1883, Nr. 37.

„Der vorliegende Band gibt nichts als die Märchen selbst, wie sie beglaubigten Quellen oder unmittelbar dem Munde des Volkes entnommen sind. Das Buch gehört, wie die Grimmschen Kinder- und Hausmärchen, in die Hand der Mütter. Die Erzählung ist eben so einfach und schmucklos und darum eben so vortrefflich, wie bei Grimm; daß einzelne süddeutsche Ausdrücke dem norddeutschen Ohr etwas fremdartig klingen, tut nichts zur Sache. In dieser Einfachheit und Natürlichkeit hat Krauß sich auch eben so wenig wie die Brüder Grimm gescheut, hie und da ein Wort zu gebrauchen, das nicht ganz salonfähig ist. Er kann zu seiner Verteidigung mit seinen Vorgängern sagen, daß alles gedeihlich werden kann, was natürlich ist und daß es kein gesundes und kräftiges Buch gebe, welches das Volk erbaut habe, die Bibel oben an, wo solche Bedenklichkeiten nicht in ungleich größerem Maße einträten.“

Elberfelder-Zeitung 1883. Nr. 176. Fr. Röber.

Ferner brachten Besprechungen: Vossische Zeitung, Nordd. Allgemeine Zeitung, Deutsche Rundschau, Echo, Magazin für die Litteratur des In- und Auslandes, Deutsche Litteraturzeitung, Nation (New-York), Allgemeine Zeitung (München), Luzica, Svetozor, Triester-Zeitung, Neue freie Presse u. a. m.



Krauss,

Sagen und märchen der Südslaven.

016316

H. L. Veitel 10, W. William

E. McCarthy

F E. McCarthy

